Die Rosen-Prinzessin.

Erster Band.

Die Rosen-Prinzessin.

Roman

von

Adolf Schirmer

(Verf. von: „Altkatholisch", „Spionin", „Lütt Hannes", „Waldmensch" u. s. w.)

Erster Band.

LEDERMANN'SCHE LEIHBIBLIOTHEK in ERFURT.

Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1874.

RAR
Jantz
#201
61.1,3,3

LEDERMANN'SCHE LEIHBIBLIOTHEK in ERFURT.

Erstes Kapitel.

Der preußische Graf.

Der Frühling des Jahres 1866 war gekommen. Im reichgesegneten Böhmerlande standen die Saaten der Felder üppig, prangten die Wiesenteppiche und Wälder im frischesten Grün. Die im Herbst nach südlichen Gegenden auswandernden gefiederten Sänger waren mit dem Lenze wieder erschienen und trillerten ihre Lieder lustig über Berg und Thal, an den Waldsäumen blühten die Maiglöckchen und Veilchen, in den Gärten erschlossen bereits Blumen ihre duftigen oder farbensprühenden Kelche, kurz Alles, was da in der neuverjüngten Natur sproßte, sich anmuthig entfaltete und regte, begrüßte lachend die lieblichen Tage des Wonnemonates und verbreitete rings auf den Fluren ein fröhliches Leben, unter den goldigen Strahlen der Maisonne herrlich gedeihend.

Aber in den Städten und Dörfern, in den einsam liegenden Gehöften und überall, wo nur nach der Grenze Nordböhmens und des österreichischen Schlesiens hin menschliche Ansiedelungen standen, da waren die Gemüther ihrer Bewohner nicht mit der Frühlingsluft der Schöpfung, die sie umgab, im Einklang. Ja selbst im ganzen Kaiserreiche herrschte eine bedrückte Stimmung, derjenigen gleich, die man empfindet, wenn man einer nahenden Gefahr entgegensieht, war Jedermann von jener fieberhaften Erregung erfüllt, welche einen so schroffen Gegensatz zu der Gemüthlichkeit eines unbefangenen, harmlosen Alltagsdaseins bildet.

Das Reich ward von verschiedenen Seiten aus bedroht, die kopflose Politik seiner damaligen Minister hatte der Gesammtbevölkerung des Staates äußere und innere Wirrnisse aufgebürdet, und während Preußen und Italien energisch zum Kriege gegen Oesterreich rüsteten, trieb in dem letzteren ein beklagenswerther Nationalitätenhader sein gefahrvolles Unwesen.

Das feudal-ultramontane Ministerium Belcredi hatte den Reichsrath und die Februar-Verfassung sistirt, die Wünsche der Ungarn unbefriedigt gelassen, die Czechen zu ungemessenen Forderungen, die es nicht bewilligen konnte, leichtfertig ermuthigt, es mehr oder weniger mit allen Nationalitäten des Kaiserreiches — den sogenannten „historisch-politischen interessanten Individualitäten" — gründlich verdorben, nur den Feudalen, Jesuiten und deren Anhang Rechnung getragen, der Graf Esterhazy aber, der Minister des Aeußeren, hatte es weder verstanden, die längst drohenden Kriegsgefahren von Oesterreich abzuwenden, noch diesem zuverlässige Bundesgenossen oder wenigstens Sympathien im Auslande zu erwerben.

So war wohl nichts begreiflicher als das Gemisch von Besorgniß und Erregung, welches im Mai des genannten Jahres namentlich die Bewohner jener Ortschaften und Landstriche erfüllte, die an der Nordgrenze des Reiches fast am Fuße des Riesengebirges und der Sudeten liegen, der ganzen langen Gebirgskette, welche Böhmen, Mähren und das österreichische

Schlesien von der preußischen Provinz Schlesien trennt.

Und diese Besorgniß erhielt durch zahlreiche Nachrichten, welche täglich von den umfangreichen Rüstungen der Preußen und einem Vormarsche derselben bis zur Grenze eintrafen, stets neue Nahrung.

Es hatte übrigens in der Gegend, die hauptsächlich der Schauplatz dieser Erzählung sein wird, schon seit längerer Zeit keine Ruhe geherrscht. Die Umtriebe der Czechenführer hatten den sonst so friedlichen Charakter der Bewohner daselbst wesentlich getrübt, das slavische Volk war gegen die Deutschen aufgehetzt worden, hatte an diesen Excesse begangen. Schon im Februar war der fanatische böhmische Pöbel in Prag, den Distrikten Hostomic, Schüttenhofen u. s. w. nicht nur über die Juden hergefallen, sondern hatte auch Demonstrationen gegen die verfassungstreuen Deutschliberalen in Scene gesetzt, und auch später noch war das Stribro- (Silber-) Geschrei jener Rotten in mancher kleinen und größeren, überwiegend

von Czechen bewohnten Ortschaft das Signal zu Ruhestörungen und Gewaltthätigkeiten gewesen.

Der gemeinsamen Gefahr gegenüber, die von jenseits der Landesgrenze aus drohte, war gegen Ende des Monates März jenes Geschrei freilich vorläufig verstummt, aber dann war über Deutsche wie Czechen gleichmäßige Bestürzung gekommen; wer auch nur einen kleinen Fleck bebauter Erde, eine Hütte sein nannte, der mußte befürchten, daß die Schrecken des Krieges ihr Vernichtungswerk unerbittlich daran üben würden.

Und die Dinge ließen sich auch bereits ernst genug an, denn im Oesterreichischen fanden ebenfalls um die Mitte des Maimonates Truppenkoncentrationen nach der Grenze zu statt, freilich unter dem Vorwande, den czechischen Ruhestörern das Handwerk durch Aufgebot von Militair legen zu müssen. Aber diese Truppenzüge waren so massenhaft, daß die Bevölkerung der Nordprovinzen keinen Augenblick über den wahren Zweck dieser Koncentrationen im Zweifel sein konnte. In allen Städten und Dörfern längs

der Grenze und auch tiefer in's Land hinein, wimmelte es von Soldaten und man sprach unverholen die Meinung aus, daß nun der blutige Tanz bald losgehen werde.

Auch das freundliche Städtchen Starnitz, dessen Einwohner fast durchweg deutscher Nationalität sind und das etwa zehn Stunden von den letzten Ausläufern des Riesengebirges entfernt liegt, hatte eine, wenn auch nur mäßige Einquartierung erhalten. Die Truppen waren nicht nur in den Häusern der ziemlich ansehnlichen und recht gewerbthätigen kleinen Stadt untergebracht worden, sondern auch der Stammsitz des fürstlich Starnitz'schen Geschlechtes, das stattliche Schloß, welches den Ort malerisch und stolz auf der Höhe des von anmuthigen Parkanlagen bedeckten Schloßberges überragt, zu dessen Gipfel nebst anderen Pfaden ein bequemer Fahrweg in Schlangenwindungen hinanführt, hatte Militair aufgenommen, nämlich eine kleine Anzahl höherer Offiziere jener Truppen, mit denen das Städtchen und die allernächste Umgebung desselben bedacht worden waren.

Der Fürst Lothar, der ehemals in der Armee eine hervorragende Charge bekleidet hatte, jetzt aber sich nur der Nutzbarmachung seiner ausgedehnten Besitzungen widmete, stets nur einige Wintermonate in Prag oder Wien zubrachte, die übrige Zeit aber meistens sammt Gemahlin, Tochter und einer kleinen erlesenen Umgebung auf Schloß Starnitz verlebte, hatte die militairischen Gäste um so bereitwilliger und freudiger bei sich aufgenommen, als sich unter diesen sein einziger Sohn befand, der Prinz Ferdinand.

So machte sich denn auf dem Schlosse, wo noch einige andere nichtmilitairische Besucher weilten, aber noch mehr im Städtchen ein lebhafter Verkehr bemerkbar, der freilich im Allgemeinen einen der ernsten Zeit angemessenen Charakter hatte, obgleich es im Schlosse wie in dem Orte, auf den es vornehm herabblickte, doch noch Leute gab, die sorglos und sogar fröhlichen Sinnes der nächsten Zukunft entgegensahen.

Obwohl wir von einem „Stammschlosse" des

Starnitz'schen Geschlechtes sprachen, so sind wir doch genöthigt, nun wir uns mit dieser Familie eingehender zu beschäftigen haben, die obige Bezeichnung ein wenig zu modifiziren.

Auf dem Kamme des Hügels, welcher die kleine Stadt überragt, hatte in grauer mittelalterlicher Zeit eine Burg gestanden, von der jedoch auch nicht einmal einzelne Trümmer mehr vorhanden waren. In jener Burg aber hatten nicht die Urahnen der Starnitze gehaust, sondern die Vorfahren eines böhmischen Geschlechtes, dessen Name jetzt erloschen, das sogar bis auf seine weiblichen Nachkommen ausgestorben ist.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aber stand dasselbe noch in voller Blüthe, gehörten seine Sprößlinge zu den angesehensten und mächtigsten Edelleuten der böhmisch-protestantischen Ritterschaft. Damals aber schon hatte die alte verfallene Zwingburg einem stattlichen Gebäude weichen müssen, einem fast festungsartigen finsteren Baue mit massiven Thürmen, hohen Ringmauern, aus denen Schießscharten hervorblickten,

mit Laufgräben, und allerlei Befestigungen, der unsicheren, wüsten und kampflustigen Zeit entsprechend, in welcher religiöser Fanatismus seinen höchsten Grad erreichte.

Doch auch jener Bau war vom Erdboden verschwunden; zur Zeit der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) hatte eine starke Abtheilung kaiserlicher Truppen das feste Schloß überrumpelt, von Grund aus zerstört und niedergebrannt, das bescheidene Dörfchen, welches sich am Fuße des Schloßberges an derselben Stelle eingenistet hatte, auf welcher sich jetzt die kleine gewerbthätige Stadt befindet, völlig verwüstet, die protestantischen Bewohner des Schlosses wie der winzigen Ortschaft niedergemetzelt. Die männlichen Nachkommen des stolzen Geschlechtes, das hier seinen Feudalsitz gehabt hatte, waren entweder in der Schlacht gefallen oder gefangen genommen, oder sonst wo im Böhmerlande aufgegriffen und nach dem besiegten Prag geschleppt worden, wo man ihnen und einer ansehnlichen Zahl des sonstigen protestantischen Adels kurzen Prozeß machte, indem man sie auf

dem Altstädter Ring daselbst als Rebellen enthauptete.

Daß alsdann im ganzen Lande die Verfolgungssucht fanatischer Priester eine entsetzenerregende Rolle spielte, daß die katholische Religion dort überall mit Feuer und Schwert wieder eingeführt ward, ist zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier ausführlicher darüber zu sein — es ist das in jedem nur einigermaßen unparteiischen Geschichtswerke zu lesen.

Nach der völligen Unterwerfung Böhmens nahm die kaiserliche Regierung massenhafte Güter-Konfiskationen vor; Kaiser Ferdinand II. bedachte, wie sich das damals von selbst verstand, seine treuen Anhänger mit großen Besitzungen, deren böhmische Adelsgeschlechter für verlustig erklärt worden, und so kam es denn, daß in jenen Tagen manche Kavaliere, deren Wiegen am Rhein, in Schwaben oder auch in irgend einem der deutschen Fürstenthümer gestanden hatten, manche Ausländer, welche der Krieg zu den Fahnen Oesterreichs gelockt hatte, plötzlich im Czechenlande erbgesessen und reiche Großgrundeigenthümer wurden.

Unter diesen vom Glück und der Gnade des Monarchen Begünstigten war auch ein deutscher Reichsbaron gewesen, ein abenteuernder Landsknecht, der Lebrecht von Starnitz hieß. Er hatte sich während des mörderischen Krieges durch große persönliche Tapferkeit und bei Führung der ihm anvertrauten Truppen bewiesene Umsicht ausgezeichnet, und so war ihm denn ein namhafter Theil jener Güter, welche einst das vorerwähnte böhmische Geschlecht besessen, zugewendet worden, unter Anderem auch der Stammsitz, von dem hier die Rede ist.

Längere Zeit war das zerstörte Schloß Ruine geblieben, während sich bald am Fuße des Hügels wieder Leute angesiedelt hatten, nach und nach aus zerstreuten Hütten ein Dorf, aus diesem eine stadtähnliche Ortschaft sich entwickelte. Erst Nachkommen des in den Grafenstand erhobenen Lebrecht Starnitz hatten die düsteren Schloßtrümmer niederreißen und mit ansehnlichen Kosten das jetzige weitläufige Gebäude aufführen lassen. Es stammt also beiläufig aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, es trägt

den Charakter der Bauten jener Zeit an sich, aber der jetzige Besitzer, dessen Vater schon der Fürstenwürde theilhaftig geworden war, hat es wesentlich durch Anbauten und allerlei moderne Ausschmückungen verschönern lassen, so daß es, von der Ebene aus gesehen, mit seinen Thürmchen, Erkern, Altanen und großen eleganten Spiegelfenstern einen prächtigen und zugleich imposanten Anblick gewährt.

Doch auch die nächste Umgebung des Schlosses ist anmuthig und überraschend. Zur Rechten und Linken desselben liegen elegante Gewächshäuser, weiterhin, versteckt hinter Gebüsch, befinden sich die Wohnungen der Dienerschaft und die Stallungen, die breite Erdterrasse vor der Hauptfronte des Schloßgebäudes aber ist schon vor Jahren in einen reizenden Blumengarten umgewandelt worden, der sich bis zur Steinbrüstung der Terrasse hinzieht, wo sich, dicht an dem Abhange der Anhöhe, auf einem Vorsprunge ein zierlicher eiserner Pavillon erhebt. Hinter dem Schlosse und an den Seiten desselben zieht sich ein schöner, wohlgepflegter Park mit vielen verschlungenen

Wegen bis zum Fuße des Hügels, wo eine niedrige Ringmauer den ganzen Feudalsitz umgiebt. Zur allmälig berganſteigenden Auffahrt gelangt man durch ein elegant ciſelirtes Gitterthor, neben dem ſich das im Schweizerſtyl erbaute Häuschen des Parkwächters befindet. Der Vater des jetzigen Fürſten und auch dieſer mußten große Summen auf dieſen ihren Lieblingsaufenthalt verwendet haben, von deſſen Fenſtern und Balkons aus, wie von der Terraſſe, man eine entzückende Ausſicht über die lachende Ebene bis zu den fernen, in bläulichen Duft verſchwimmenden Gebirgszügen hat.

Das Aeußere des Schloſſes iſt noch beſcheiden gegen das Innere deſſelben zu nennen. Fürſt Lothar war von jeher ein prachtliebender Mann und obwohl er und ſeine Gemahlin, die ebenfalls aus einem erlauchten Hauſe ſtammt, ziemlich zurückgezogen von der großen Welt lebten, das heißt den geräuſchvollen Zerſtreuungen der Großſtädte, ſo viel es ihre Stellung in der Geſellſchaft erlaubte, auswichen, hielten ſie doch darauf, ſich in ihrem Daheim mit einem er-

lesenen Luxus zu umgeben. Man sieht daher auch in Schloß Starnitz keine altehrwürdigen Hallen, was davon vorhanden gewesen, war in glänzende, elegante Salons umgewandelt worden, nur den alten Rittersaal mit der großen Reihe von Familienbildern hatte man so gelassen, wie er seit hundert Jahren gewesen, alle anderen Gemächer, große wie kleine, tragen den Stempel unserer Zeit, sind mit verschwenderischer Raffinerie im modernsten Geschmacke ausgestattet. Fürst Lothar, sehr gastfrei und zuvorkommend, empfing jährlich manche Gäste auf Starnitz und darum ließ er es sich stets angelegen sein, dafür zu sorgen, daß nichts bei ihm fehle, was zum Comfort eines wahrhaft fürstlichen Lebens gehört.

Suchen wir jetzt die Bewohner des Schlosses auf, und zwar gegen Ende des Monats Mai.

Das Abenddunkel war bereits eingetreten, aber der Mond stand noch nicht hoch am Himmel, es war noch nicht spät und somit hatte die fürstliche Familie auch noch nicht soupirt.

Fürst Lothar und seine Gemahlin befanden sich

in einem reizenden Salon, der nach dem Terrassengarten zu lag und einen Balkon hatte, nach welchem Glasthüren führten, die jetzt geschlossen waren, da die etwas nervöse Fürstin sehr die Abendluft des Frühjahres scheute. Eine Ampel beleuchtete das Gemach, aber auch eine kostbare brennende Lampe in etrurischer Vasenform stand auf einem Tisch, neben dem der Fürst in einem Schaukelstuhle saß, eine Zeitung mit raschem Blick überfliegend.

Er war ein langer, etwas hagerer, doch wohlkonservirter Mann von etwa sechsunfünfzig Jahren und mußte in seiner Jugend sehr schön gewesen sein; das fein geschnittene Profil seines stolzen Antlitzes deutete das noch an. Er hatte spärliches, stark ergrautes Haar, einen grauen, kurzen Schnurrbart, eine hohe Stirne. Bisweilen sah er vom Journale auf, dann zeigte es sich, daß sein Blick noch jugendliches Feuer habe und Lebensluft, aber auch eine gewisse Starrsinnigkeit des Charakters verrathe. Im Ganzen machte seine Erscheinung den Eindruck eines

Aristokraten, der gewohnt ist, sich mit Zurückhaltung zu geben.

Die Fürstin rauschte langsam im Gemache auf und ab, blieb bisweilen an der Balkonglasthüre stehen, tupfte einigemale mit den Fingern auf die Spiegelscheiben und rauschte dann wieder im Salon hin und her, sichtlich ungeduldig. Trotz ihrer Nervenreizbarkeit war sie eine korpulente Dame, der glatte Parquetboden knarrte unter ihren Tritten. Ihre Korpulenz und ihre fünfzig Jahre hinderten sie nicht, noch immer eine sehr stattliche, ja sogar hübsche Frau zu sein. Ihre runden, frischen Gesichtszüge wurden nur ein wenig durch einen hochmüthigen Zug beeinträchtigt, der die Mundwinkel fast beständig umspielte. Im Gegensatze zu ihrem Gatten, der nichts von Schmuck an sich trug und mit einem einfachen grauen Frühjahrsanzuge bekleidet war, hatte die Fürstin eine kostbare Toilette gemacht, wie für eine Soirée.

Da der Gemahl ihr vermuthlich sich zu lange mit seiner Zeitung beschäftigte, schritt die üppige Dame zu ihm, legte eine Hand auf seine Schulter

und sagte mit einiger Empfindlichkeit: „Wird man bald mit Dir reden können?“

Fürst Lothar, obwohl er gerade begonnen hatte, sich in einen Artikel des Journales zu vertiefen, legte sofort das Blatt hin, erhob sich lächelnd vom Schaukelstuhle, sah seine Gemahlin fragend an und antwortete mit der Verbindlichkeit eines aufmerksamen und zuvorkommenden Ehemannes: „Entschuldige, liebe Julie, ich wußte nicht, daß Du mir etwas Besonderes zu sagen habest!“

Der Fürst, der in dem nicht unbegründeten Rufe stand, daß er gegen seine nächste Umgebung im Allgemeinen ziemlich herrisch sei und darauf zu bestehen pflege, daß Alles nach seinem Kopfe gehe, seinen Launen sich füge, bekundete durch die Willfährigkeit, welche er seiner Gemahlin gegenüber an den Tag legte, daß es in seinem Hause denn doch eine Autorität gebe, der er, der stolze Mann, gewohnt sei, sich unterzuordnen.

Es war denn auch Thatsache, daß in allen wichtigen Familienangelegenheiten der Wille der Fürstin

den Ausschlag gab. Sie verstand es, ihren Gemahl zu beherrschen, aber sie war klug genug, dies nicht offen zur Schau zu tragen, ihn in nebensächlichen Dingen gewissermaßen zu bevormunden; sie ließ ihm da Spielraum, so viel er nur hätte wünschen können, wenn er nur in Allem, was ihr als eine Hauptsache erschien, sich ihrer Ansicht fügte. Und das that denn auch der Fürst bereitwillig, denn er hatte es erstens bei verschiedenen Anlässen niemals zu bereuen gehabt, ihrem Ausspruche gefolgt zu sein, und zweitens lebte er in einer sehr glücklichen Ehe, hielt es daher um so mehr für seine Pflicht, allen häuslichen Zwistigkeiten aus dem Wege zu gehen. Ehemals hatte es in dieser Ehe einen Stein des Anstoßes gegeben — eine starke Neigung der Fürstin zur Eifersucht — aber über diese Zeit war man längst hinweg, denn der Fürst dachte sicher an nichts weniger, als an galante Zerstreuungen, wenigstens seit er sich vom Militairdienste zurückgezogen hatte, und das war schon hübsch lange her. Und da er, wie gesagt, sehr glücklich verheirathet war, so zeigte er sich beinahe ängstlich da-

rauf bedacht, daß nichts den häuslichen Frieden störe, vor Allem aber jener Stein des Anstoßes nicht wieder zum Vorschein komme.

„Ja, ich habe etwas sehr Ernstes mit Dir zu reden, Lothar!“ sagte die Fürstin nach kurzer Pause. „Ich habe eine schlimme Entdeckung gemacht!“

Der Fürst richtete einen erstaunten und zugleich eigenthümlich forschenden Blick auf seine Gemahlin, antwortete aber dann gleichmüthig lächelnd: „Du scherzest wohl! Welche gar so schlimme Entdeckung könntest Du in unserer ländlichen Abgeschiedenheit gemacht haben! Bist Du etwa dem Haushofmeister oder Deiner Kammerfrau auf einige kleine Unregelmäßigkeiten gekommen? Liebes Kind, bestohlen wird man immer, man kann dem nicht entgehen und darf noch froh sein, wenn es nicht zu unverschämt geschieht —“

„Es handelt sich um Wichtigeres, Lothar,“ unterbrach ihn die Fürstin mit nervöser Lebhaftigkeit, „um unsere häusliche Ruhe, die sehr stark gefährdet ist!“

Der fürstliche Gemahl zeigte flüchtig eine etwas befangene Miene.

„Wie so?“ fragte er ohne Zögern. „Ich verstehe Dich nicht! Ah, Du fürchtest, daß unser hiesiger Aufenthalt durch die drohende Kriegsgefahr —“

„Davon will ich jetzt nichts reden, obgleich dieser Umstand doch auch, sollte ich meinen, nun endlich in ernstlichere Erwägung sollte gezogen werden —“

„Aber ich habe Dir schon umständlich bewiesen, liebe Julie, daß wir hier —“

„Lassen wir das jetzt! Eine ganz andere Gefahr bedroht uns in unmittelbarster Nähe —“

„Wie?“

„Oder unsere Tochter!“

„Thekla?“

„Eine Gefahr, welche leider Thekla selbst durch ihren Unverstand heraufbeschworen hat — und nicht seit heute erst!“

„Wie? Thekla — unser sanftes, vortreffliches und vor Allem folgsames Kind, das nur den einzigen Fehler besitzt, sich in unserem blasirten, nüchternen

Zeitalter einem gewissen Hange zu romantischer Empfindsamkeit hinzugeben, die heutzutage — und mit Recht — wenigstens in der guten Gesellschaft zu den überwundenen Standpunkten gehört. Ich sehe aber keine Gefahr dabei, wenn sie —"

„Nicht? So erfahre denn — der Graf Erlau hat sich heute in der Nähe des Schloßparkes blicken lassen!"

Fürst Lothar wechselte ein wenig die Farbe, er runzelte die Stirn, sein Blick verdüsterte sich.

„Ah," stieß er rasch hervor, „der verwünschte Preuße ist uns bis hierher gefolgt?"

„Du ersiehst daraus," nahm die Fürstin erregter als zuvor das Wort, „daß dieser Mensch nicht aufhört, sich an unsere Sohlen zu heften, obwohl Du so sicher überzeugt warst, ihn für immer aus unserer Nähe verscheucht zu haben!"

„Ich wundere mich nur," bemerkte Fürst Lothar nach kurzem Bedenken, „daß der Graf so wenig Selbstgefühl besitzt, nach Allem, was ihm schon durch uns widerfahren ist, noch eine Annäherung an uns

zu versuchen. Als er vor zwei Jahren in Wien, nachdem er während einiger Monate bei uns aus- und eingegangen, sich um Thekla's Hand bewarb und ich, ungeachtet unsere Tochter uns bekannte, daß sie den Grafen liebe, ihm eine abschlägige Antwort ertheilte, da wähnte ich, es sei Alles abgethan, da erwartete ich, ein Kavalier von auch nur einigem Stolze werde sich nicht weiter bemühen, sich in eine Familie einzudrängen, deren Haupt ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, er habe niemals auf die Erfüllung seines Wunsches zu hoffen. Ich betrog mich damals in meinen Erwartungen, der Graf betrat freilich unser Haus nicht mehr —"

„Aber es stellte sich heraus," fiel die Fürstin ihrem Gatten ziemlich heftig in's Wort, „daß Thekla geheime Zusammenkünfte mit ihm hatte —"

„Wir thaten unsere Schuldigkeit, als wir davon Kenntniß erhielten, liebe Julie, und Du wirst mir das Zeugniß geben, daß ich damals gegen Thekla mit aller Strenge verfuhr!"

„Schon recht, aber ich bin überzeugt, daß Du

gleich anfangs den Grafen nicht mit der nöthigen Energie zurückgewiesen, daß Du ihm Hoffnungen gelassen, ihn auf die Zukunft vertröstet, wie wäre es denn sonst möglich, daß er die Unverschämtheit so weit treiben könnte, uns insgeheim überallhin zu folgen, um eine Gelegenheit zu erspähen, sich mit unserer Tochter in Verbindung zu setzen?"

„Du hast mir diesen Vorwurf schon wiederholt gemacht, liebe Julie! Er ist ungerecht! Der Graf ist allerdings für Thekla keine passende Partie, insofern eine Prinzessin Starnitz andere Ansprüche machen darf, aber ich konnte trotzdem einen Mann unmöglich mit Geringschätzung behandeln, der Monate lang bei uns sehr gern gesehen war, ja zu Deinen Lieblingen gehörte, einen Mann, der nicht etwa ein hergelaufener Abenteurer ist, sondern der Vermögen besitzt und aus einem alten, angesehenen Geschlechte stammt, einen Mann endlich, dem man weder Geist und Liebenswürdigkeit, noch einen ehrenhaften Charakter absprechen kann!"

„Wie?" fuhr die Fürstin auf. „Er ein Mann

von ehrenhaftem Charakter? Als Thekla im verflossenen Sommer genöthigt war, ihrer schwankenden Gesundheit halber die Bäder von Ostende zu gebrauchen und wir unbedachtsam und im Vertrauen auf die damalige Gesellschafterin Thekla's diese nur in Begleitung jener und einer Kammerfrau dorthin reisen ließen, fand sich da nicht der Graf Erlau ebenfalls in Ostende ein, wußte er nicht da die Begleiterinnen unserer Tochter durch Bestechungen zu verleiten, uns seine Anwesenheit in dem genannten Seebade zu verheimlichen? Was half es uns, daß uns dennoch bald diese Schändlichkeit zu Gehör kam, wir Thekla zur Heimkehr nöthigten und die pflichtvergessenen Untergebenen davonjagten — hatten unsere Tochter und der Graf nicht doch tagelang mit einander verkehrt, wollte man nicht sogar wissen, daß Beide einen ganzen Tag, ohne die Begleiterinnen Thekla's, von Ostende abwesend gewesen seien?"

„Thekla hat das Letztere stets entschieden in Abrede gestellt!" warf der Fürst begütigend ein.

„Mein Gott, ein junges Mädchen wird doch

dergleichen nicht eingestehen! Nun gut — und was geschah im vergangenen Winter? Fand sich nicht Graf Erlau in Prag ein, verschaffte er sich nicht Eintritt in dieselben Kreise, welche wir besuchten, trat er uns dort nicht überall so harmlos und unbefangen entgegen, als ob zwischen uns gar nichts vorgefallen sei, näherte er sich in diesen Soiréen nicht Thekla, gewissermaßen uns zum Hohn?"

„Aber wir können ihm doch nur das Zeugniß geben, daß er sich sehr diskret benahm und sorgfältig Alles vermied, was Thekla oder uns hätte kompromittiren können."

„Da Niemand in jenen Kreisen sowohl von der abschläglich beschiedenen Werbung des Grafen noch der Ostender Affaire etwas wußte, so liefen wir auch keine Gefahr, zumal das Benehmen des Grafen mir zu beweisen schien, daß er auf den Besitz Thekla's Verzicht geleistet habe. Höhnisch und gewissermaßen herausfordernd habe ich ihn niemals gefunden, liebe Julie, auch wüßte ich nicht, daß Graf Erlau in irgend einer Weise unehrenhaft vorgegangen sei, Du mußt

nur in Erwägung ziehen, daß er sich geliebt wußte und noch weiß, wie aller Widerstand gegen seine Wünsche nur von uns ausgeht; — ein Verliebter aber pflegt unter solchen Umständen zu allen Mitteln zu greifen, um sich mit dem Gegenstande seines Herzens in's Einvernehmen zu setzen, das ist doch erklärlich — denke nur an unsere eigene Jugend, liebes Kind, auch wir hatten allerlei kleine Hindernisse zu besiegen und —"

Die Fürstin ließ ihren lächelnden Gemahl nicht ausreden; sie that so, als habe sie die letzte Bemerkung überhört, und entgegnete gereizt: „Wie? Bist Du gesonnen, Dich jetzt zum Fürsprecher des Grafen bei mir aufzuwerfen? Das wäre nicht allein vergeblich, es wäre auch thöricht, da wir gegen den jungen Fürsten Wladimir Osakow beinahe Verpflichtungen in Betreff unserer Tochter eingegangen sind!"

„Das vergesse ich keinen Augenblick, liebes Kind!" antworte der Fürst ruhig und ernst. „Es kommt mir auch nicht in den Sinn, besonders in dem jetzigen

Moment, mich für einen jungen Mann, dessen Landsleute uns Oesterreichern feindselig gegenüberstehen, besonders zu erwärmen. Aber ich bin vor Allem gerecht, Julie, und obwohl er ein Preuße ist —"

„Ein Protestant, ein Ketzer — wohl gar ein Freidenker!"

„Trotzdem ich ihn nicht zum Schwiegersohn mir wünschte und dieses auch bewiesen und meinen Vorsatz seitdem nicht im Geringsten geändert habe, kann ich doch nicht umhin, seine guten und glänzenden Eigenschaften anzuerkennen, vermag ich ihn nicht geradezu zu hassen!"

„Aber Du nanntest ihn doch zuvor einen „verwünschten Preußen" und ich sah ganz deutlich, wie Du blaß wurdest, als ich Dir sagte, er sei hier gesehen worden? Wie soll ich das mit Deinen jetzigen Aeußerungen in Einklang bringen?"

„Mein Gott, kann man nicht einen Menschen recht achtungswerth finden und ihn unter gewissen Umständen doch dorthin wünschen, wo der Pfeffer wächst? Ich erschrak bei Deiner Mittheilung, weil

ich, wie Du weißt, den Fürsten Osakow stündlich hier erwarte und sich mir sofort der peinliche Gedanke aufdrängte, der, wie Du sagtest, hier plötzlich aufgetauchte Erlau, obwohl er nicht wagen dürfte, das Schloß zu betreten, könne eine Begegnung mit dem jungen Russen und dadurch einen ernsten Konflikt herbeiführen, vielleicht gar ein Duell auf Leben und Tod!"

„Entsetzlich!"

„Obwohl mir schon deshalb das Auftauchen des Grafen hier in der Nähe höchst fatal ist, vermag ich, wie gesagt, doch nicht mit entschiedener Feindseligkeit an ihn zu denken; selbst als ich im verflossenen Winter seiner Liebenswürdigkeit eine fast rücksichtslose Kälte entgegensetzte, war diese, ich gestehe es ehrlich, doch nur erkünstelt und mir durch die Umstände aufgedrungen. Ich habe ihn vorhin," — fuhr Fürst Lothar lächelnd fort — „allerdings einen verwünschten Preußen genannt — der Unmuth über seine Landsleute brachte mir wohl diesen Ausdruck auf die Lippen, denn Graf Erlau, der so lange

fern von seiner Heimath gelebt, ist doch eigentlich seit Jahren schon ein Weltbürger und nicht mit Leib und Seele Preuße, kümmert sich nicht um Politik, zieht sogar, soviel uns bekannt ist, das süddeutsche Leben und Treiben dem kühlen norddeutschen Verkehre vor, wir haben also eigentlich gar keinen Grund, ihn als einen Gegner unseres Vaterlandes zu betrachten, wenn auch als einen Gegner der Pläne, die wir mit Thekla haben. Dies genügt aber freilich, die Bezeichnung „verwünscht" zu rechtfertigen — verwünscht ist mir die Konsequenz, mit der er sein Ziel verfolgt und die mich schließlich doch nöthigen wird, andere Saiten gegen ihn aufzuspannen!"

„Redensarten!" erwiederte die Fürstin erregt. „Du bist ein schwacher, ein inkonsequenter Mann, trotzdem Du Dich bemühst, der Welt einen gewissen starren Sinn zu zeigen —"

„Ich bitte Dich, liebe Julie, wozu dergleichen Erörterungen, die —"

„Nein, laß mich ausreden! Du thust Alles nur halb! Darf ich mich im Grunde darüber wundern,

wenn dies dem Grafen gegenüber geschieht, da Du doch in den großen Fragen, die unser Vaterland betreffen, nicht anders handelst?"

„Ich — ?"

„Anstatt daß Du Dich entschieden, mit aller Energie auf die Seite der Fürstenbergs, der Lobkowitz, der Thurn und Taxis, der Nostitze, der Thun-Hohensteins, mit einem Worte der Aristokratie Böhmens stellen, ihr politisches Programm ohne Vorbehalt zu dem Deinigen machen solltest, paktirst Du nur mit diesen Herren, indem Du Dich drehst und wendest, kokettirst Du zu gleicher Zeit mit den sogenannten Verfassungstreuen in Wien, den Centralisten um jeden Preis —"

„Entschuldige, mein Kind," unterbrach sie der Fürst mit ernster Miene, „ich kokettire nicht — ich bin verfassungstreu, ehrlich gestanden, nicht von Grund der Seele aus, sondern weil ich der Nothwendigkeit weiche, da nach meiner Ueberzeugung kein Reich im jetzigen Zeitalter auf die Dauer ohne Verfassung regiert werden kann. Und Centralist bin und bleibe

ich im vollen Sinne des Wortes, denn Oesterreich ist durch die Centralisation groß geworden; was aber die Föderalisten anstreben, ist die Zerstückelung, der Zerfall der Monarchie. Wenn ich in einigen Dingen meinen Standesgenossen in Böhmen Concessionen mache, so geschieht das doch nur in solchen Angelegenheiten, wo es sich um Rechte handelt, deren Ausübung oder Restituirung nicht den Gesammtstaat gefährden."

„Man behauptet aber, Du habest mehr als einmal vergessen, daß Du böhmischer Majoratsherr und Großgrundbesitzer seiest!"

„Wenn ich das that, so geschah es vermuthlich, weil ich mir bewußt war, auch ein österreichischer Reichsfürst und ein Deutscher zu sein!"

„Nun, deutscher Abkunft ist doch auch die Mehrzahl jener Herren, welche —"

„Wenn sie das vergessen können, so — ist das ihre Sache!"

„Man beschuldigt Dich ferner einer eigenthümlichen Zurückhaltung da, wo es sich um ein Zu-

sammengehen der klerikalen Partei mit derjenigen des auf seine Rechte bestehenden Adels handelt!"

„Ich lege auf eine Unterstützung keinen Werth, die nur so lange geboten wird, als die Klerikalen dabei ihren alleinigen Vortheil sehen. Diese Herren würden im Stande sein, sich im Nothfalle eines Tages mit der Demokratie gegen uns Aristokraten zu verbinden, falls sie Aussicht hätten, ihre nur allzu weltlichen Interessen dadurch besser zu fördern!"

„Geh' — die Lektüre der Judenblätter hat auch Deine religiösen Anschauungen vergiftet, Dich indifferent gemacht gegen —"

„Ich bin ein guter Katholik und werde es bleiben!" unterbrach sie der Fürst, der bisher sanft und ruhig gesprochen hatte, nun mit einiger Ungeduld, denn es regte sich der ehemalige Soldat in ihm und es gab denn doch, so gefügig er auch in Haupt- und Staats-Actionen der Familie, sogar selbst bei anderen wichtigen Ereignissen, die Meinung und den Willen seiner Gemahlin gelten ließ, ein gewisses Gebiet, auf dem er mit Hartnäckigkeit ihre Auto-

rität nicht anerkannte, ein Gebiet, das die Fürstin jetzt betreten hatte. „Ja, das bin ich, und gerade deshalb meine ich, die Herren Klerikalen sollten bei ihrem heiligen Berufe bleiben und sich nicht in die Politik mischen und unsere Staatsgrundgesetze mißachten. Und nun bitte ich Dich, liebe Julie," fügte er wieder gelassen, mit verbindlichem Lächeln hinzu, „dieses Thema zu verlassen, denn — aufrichtig — auch mit der geistreichsten Frau läßt sich schlecht über Politik reden!"

Die vollen Wangen der Fürstin färbte vorübergehend ein etwas dunkleres Roth, sie warf die schöngeformten Lippen ein wenig trotzig auf.

Fürst Lothar aber fragte rasch: „Wer hat den Grafen Erlau gesehen?"

„Nun," versetzte seine Gemahlin schmollend, „der Ruhland sah ihn, ungefähr vor einer Stunde, außerhalb der nördlichen Parkmauer, dort, wo Du dicht an derselben im Parke voriges Jahr die kleine Anhöhe errichten ließest, auf der nun seit dem verflossenen Herbste das neue Lusthäuschen steht."

„Ah — und Erlau war über die Parkmauer geklettert — befand sich wohl gar in dem kleinen Kiosk und — nicht allein?“ fragte der Fürst, jetzt denn doch in einiger Aufregung.

„So schlimm war es wohl nicht!“ lautete die Antwort der noch immer grollenden hohen Frau. „Aber es scheint, daß es denn doch demnächst auf ein Rendezvous daselbst abgesehen sei.“

„Was Du sagst?! Doch ich weiß noch immer nicht, wie und wo mein Sekretär — ?“

„Er erblickte, ohne daß er selbst bemerkt wurde, den Grafen vor jenem kleinen Gitterpförtchen, das sich dicht unterhalb des Kiosks in der Parkmauer befindet und auf die Felder hinausführt. Und ein gewisser Umstand belehrte Ruhland sofort, daß der Graf mit Wissen Thekla's dort erschienen sein müsse!“

„Ein gewisser Umstand?“

„Dies Alles kann Dir Ruhland genauer sagen — lasse ihn rufen! Da Du ihn ohnehin im vorigen Jahre in der leidigen Sache als Kundschafter nach

Ostende schicktest, er überhaupt unser Vertrauen besitzt, so können wir ihn auch zu Rathe ziehen!"

„Warum hat er sich nicht sofort an mich gewendet, sondern es vorgezogen, Dich — zu beunruhigen?"

„Er hielt es für seine Pflicht, vor Allem die Mutter der Prinzessin von seiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen!" bemerkte die Fürstin mit Würde.

„Sehr gut, doch weshalb erst nach einer Stunde?"

„Er mußte doch — Ruhland ist ein sehr umsichtiger Mensch — er — lasse ihn nur rufen!"

„Ja, ja!" murmelte der Fürst nachdenklich.

Er trat an den Tisch und schickte sich an, eine kleine goldene Schelle ertönen zu lassen, welche dort stand.

In demselben Augenblicke erschien ein Lakai im Gemache und blieb ehrfurchtsvoll an der Schwelle stehen. Der reich betreßte Diener hielt einen silbernen Teller in der Hand, auf dem Teller lag ein Billet.

„Was giebt's?“ fragte der Fürst, sich nach dem Lakaien umwendend.

„Vom Telegraphenamt, Durchlaucht!“ antwortete der Diener. „Ein reitender Bote hat das Schreiben soeben von der Bahnstation gebracht.“

Der Fürst streckte die Hand aus, worauf der Lakai näher trat. Der hohe Herr nahm das Billet, sagte „Warten!“ und der Diener zog sich wieder zur Schwelle zurück.

Die Fürstin beobachtete den kleinen unbedeutenden Vorgang mit sichtlichem Erstaunen — verrichtete doch einer der gallonirten Burschen den Dienst, welcher sonst dem schwarzbefrackten Kammerdiener oblag.

„Ist Heider nicht im Vorzimmer?“ fragte sie, während ihr Gemahl das Schreiben öffnete.

„Ich habe ihn zu unserem Gutsnachbarn, dem erkrankten Baron Lanczek, gesendet, sich in unserem Namen nach dem Befinden desselben zu erkundigen!“

„Solchen Auftrag hätte der nächstbeste Reitknecht

auch ausführen können!" murmelte die Fürstin spöttisch.

Der Fürst antwortete nicht. Er überflog die Zeilen des Telegrammes, warf es sodann auf den Tisch und sagte trocken mit einem Blick auf den harrenden Diener: „Herr Ruhland soll kommen!"

Der Lakai verschwand.

Kaum hatte dieser indessen das Gemach verlassen, als sein bis dahin anscheinend gelassener Gebieter sich mit sorgenschwerer Miene an seine Gemahlin wandte.

„Wladimir Osakow telegraphirt mir von Wien," sagte er, „daß er morgen bei uns eintreffen werde!"

„Vortrefflich! antwortete die Fürstin mit augenscheinlicher Befriedigung und fügte mit Nachdruck hinzu: „Ich hoffe, Du wirst nun einsehen, daß sofort irgend ein entscheidender Schritt gethan werden muß, uns den Grafen Erlau für immer vom Halse zu schaffen, noch bevor der junge Russe hier eintrifft. Wir müssen Alles daran setzen, einen Skandal oder gar Schlimmeres zu verhüten!"

„Sehr gut, liebe Julie! Doch wie das beginnen? Wenn der Graf nicht meinen Grund und Boden betritt, kann ich keine Zwangsmaßregeln gegen ihn anwenden. Er hat sich natürlich irgendwo im Städtchen einquartiert —“

„Ruhland hat auch bereits sein Absteigequartier ausfindig gemacht!“

„Wirklich? Aber was nützt das? Ich vermag ihn ja doch nicht mit Gewalt von dort zu vertreiben! Und Du wirst mir doch wohl nicht zumuthen, daß ich ihn aufsuche, um auf gütlichem Wege —“

„Ich denke nicht daran, das wäre lächerlich!“

„Nun also! Wenn ich Ferdinand, dem wir seither die thörichte Liebelei seiner Schwester sorgfältig verschwiegen, ein Wort davon sage, so stürmt der junge Hitzkopf zu dem Grafen, rastet nicht eher, als bis er ihn gefunden, und was sind dann die nächsten Folgen davon? Eine Herausforderung, ein Zweikampf, der nicht ohne Zeugen abgethan werden kann. Abgesehen davon, daß wir in solchem Falle unseren einzigen Sohn verlieren könnten, ließe sich, wie auch

der Ausgang des Ehrenhandels sein würde, Thekla's Thorheit nicht mehr geheim halten, wäre sie kompromittirt und damit auch der Plan vernichtet, den wir für ihre Zukunft in's Auge gefaßt haben!"

„Um Gotteswillen, Lothar," antwortete sie hastig, „was Du da sagst, darf nicht geschehen, schon unserer Familienehre wegen nicht. Und ein Duell unter solchen Umständen — es wäre geradezu entsetzlich! Hören wir Ruhland, er weiß uns vielleicht einen Rath, einen schicklichen Ausweg aus dieser Verlegenheit anzugeben. Das Schlimmste nur ist, daß der Graf ohne Zweifel im Einverständnisse mit Thekla handelte, als er hierher kam. Ich bin fest überzeugt, er weiß darum, daß wir den jungen Fürsten Osakow erwarten, und daß unsere Tochter mit diesem verlobt werden soll!"

Die Züge des Fürsten nahmen einen Ausdruck lebhaften Erstaunens an.

„Wie wäre das möglich?" fragte er hastig. „Dann müßten ja Thekla und der Graf insgeheim mit einander korrespondirt haben! Das könnte aber

nur durch die Vermittlung irgend einer Person geschehen sein, die in unserem Hause weilt!“

„Waren nicht die frühere Gesellschafterin und die ehemalige Zofe Thekla's feile, unzuverlässige Kreaturen?“ versetzte die Fürstin erregt. „Ja, Thekla hat ohne alle Frage insgeheim einen Briefwechsel mit dem Grafen unterhalten, sich über allerlei Zeichen mit ihm verständigt — Ruhland gab mir vorhin einen Wink.“

„Einen Wink?“

„Er machte erst heute die Entdeckung — aber er wird ja sogleich hier sein, er mag's Dir selber sagen!“

„Und wen hast Du, wen hat der Sekretär im Verdachte —? Doch nicht Fräulein von Gleibach? Ich möchte für ihre Gewissenhaftigkeit gutstehen!“

„Bis jetzt ist mir Niemand verdächtig, weder die Gleibach noch irgend eine andere Person aus der nächsten Umgebung unserer Tochter. Auch Ruhland vermag nur unsichere Vermuthungen auszusprechen. Mein Gott, es ist kaum zu ertragen —

ich werde von einer Unruhe, einer Beängstigung in die andere gejagt — Verräther im Hause und ein feindliches Heer jenseits der nahen Landesgrenze, bereit, diese mordend und sengend zu überschreiten. Die Sorge um unsere persönliche Sicherheit hättest Du mir wenigstens ersparen können, Lothar, wärest Du mit uns nach unserer Besitzung Krostnitz gereist, die doch wenigstens tief in Mähren hinein, nach der ungarischen Grenze zu liegt Aber als ich davon sprach, da spottetest Du meiner Befürchtungen — ach, ich bin so nervös — !"

Die korpulente Dame rauschte zu dem Schaukelstuhle, den früher ihr Gemahl eingenommen hatte, ließ sich nieder, zog ihr reich mit Spitzen besetztes, wohlparfümirtes Taschentuch hervor und bewegte es rasch wie einen Fächer vor dem runden, strotzenden Antlitze hin und her.

Der Fürst aber nahm jetzt eine zuversichtliche Miene an.

„Beruhige Dich, liebe Julie!" sagte er. „Ich wollte, wir würden mit dem einen Preußen, der

sich unter unseren Augen im Städtchen eingenistet hat und unsere Ruhe, wie unsere Pläne bedroht, so leicht fertig, wie unsere tapfere Armee das mit dem gesammten ruhmrednerischen preußischen Heere sein wird! Sei unbesorgt, wir befinden uns hier so sicher, als wären wir in Wien oder Pest. Sind wir Oesterreicher nicht schon durch die Terrainverhältnisse der Nordgrenze im Vortheile gegen den Feind? Bilden nicht die Gebirge ein natürliches Bollwerk? Ich bin überzeugt, daß sich dort auch nicht ein einziges preußisches Corps durch die Felsen- und Waldthäler durchschlagen kann, werden diese nur halbwegs von unseren Truppen vertheidigt. Ich wundere mich nur, daß der umsichtige und tapfere Benedek die Höhen der wichtigsten Engpässe noch nicht hat besetzen lassen, allen Eventualitäten rechtzeitig vorzubeugen, und daß man noch immer nicht einen Theil unserer Truppen nach dem eifrig rüstenden und treu zu uns haltenden Sachsen dirigirt, um es zu decken! Aber daraus scheint mir hervorzugehen, daß es überhaupt nicht zum Aeußersten kommen werde. Zudem sind auf dem

Bundestage in Frankfurt die Verhandlungen noch im vollen Zuge und werden vielleicht rascher, als wir es erwarten, einen friedlichen Ausgleich herbeiführen. So lange noch Gablenz mit seiner Brigade in Holstein steht, so lange noch nicht dem preußischen Gesandten in Wien und unserem Grafen Karolyi in Berlin ihre Pässe zugestellt worden sind, ist an den baldigen Ausbruch eines Krieges gar nicht zu denken. Und sollte es endlich doch dazu kommen, so sei versichert, daß wir ein leichtes Spiel haben und unser Böhmen nicht den Kampfplatz bilden wird. Die Kriegspartei in Preußen dürfte es sich übrigens noch sehr überlegen, mit dem Losschlagen so rasch bei der Hand zu sein. Die inneren Zustände Preußens sind nicht gar brillant, die allgemeine Stimmung der Bevölkerung ist der Regierung bedrohlich und einem Kriege abgeneigt. Bismarck allein will ihn um jeden Preis, um durch äußere Erfolge die Opposition im Inneren zum Schweigen zu bringen, er möchte für Deutschland werden, was Cavour für Italien ward. Aber Bismarck hat alle patriotisch gesinnten Preußen

gegen sich, die Kammer hat ihm kein Geld für einen Krieg bewilligt, schon Anfangs Mai erklärten sich sämmtliche Wahlbezirke Berlins gegen einen solchen, betonten ferner, daß Preußen kein Recht auf Schleswig-Holstein habe, daß nur die Elbherzogthümer selbst und ein Bundesparlament über die Zukunft jener Länder entscheiden dürfen. Aehnliche Erklärungen gaben die Stadtverordneten der meisten größeren Provinzstädte Preußens. Es ist also sehr glaubwürdig, daß in Preußen die tiefste Niedergeschlagenheit herrscht, daß sich Alles vor dem Kriege fürchtet, daß man erwartet, die Landwehr werde daselbst, wenn marschirt werden soll, zum offenen Widerstande schreiten."

„Das weißt Du aus den Berichten der Wiener Journale und dem Gerede unserer Kriegspartei, Lothar. Ob aber Wahres daran ist —"

„Entschuldige," unterbrach sie der Fürst, „ich weiß es aus den mittel-, ja selbst aus einigen norddeutschen Zeitungen, die mir in letzter Zeit zugegangen sind. Dort auf dem Tische, liebes Kind, liegt ein

Journal aus der Rheinprovinz — lies es und Du wirst bestätigt finden, was ich Dir sagte. Mag auch nur die Hälfte davon wahr sein, so ist das immer genug, Oesterreich einen bedeutenden Vortheil über Preußen einzuräumen. Zudem haben wir eine schlagfertige, große und wohlausgerüstete Armee — wenigstens setze ich das voraus, denn sonst wäre es eine Thorheit, sich auf die Entscheidung der Waffen zu verlassen — nun, und sollten die Würfel fallen, was ich bezweifle, so appellirt Oesterreich an den Bund und ist der Beihilfe der meisten Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands gewiß, die bereits seit geraumer Zeit eine oppositionelle Haltung gegen Preußen angenommen haben und jetzt fleißig rüsten. Ah, die preußischen Hitzköpfe werden sich die Sache, wie gesagt, überlegen — und Du, liebe Julie, kannst ruhig — wenigstens was diesen Theil Deiner Besorgnisse betrifft — hier den Sommer verbringen, ohne an eine eventuelle schleunige Flucht nach dem Süden denken zu müssen. — Ah, dort kommt Ruhland endlich!"

Der Mann, welcher jetzt vom Vorzimmer aus die Schwelle des Salons überschritt, sich kurz, aber doch ceremoniell verbeugte und dann mit sicherer Haltung sich dem fürstlichen Paare bis auf wenige Schritte näherte, war schwarz gekleidet und zählte ungefähr vierzig Jahre, obwohl er bei Weitem älter aussah.

Sein kurzes krauses Haar war vorzeitig ergraut, denn sein rundes Antlitz wies keine Runzeln auf. Eine hohe Stirn, klare scharfblickende dunkle Augen und regelmäßige Züge, deren ruhiger Ausdruck auf große Selbstbeherrschung deutete und die eine nicht gewöhnliche Intelligenz verriethen, gaben dem Kopfe eine gewisse Bedeutsamkeit. Nur die fahle, kränkliche Bläße des Antlitzes, die fast in's aschenfarbige hinüberspielte, und das graue Haar ließen Ruhland, den Geheimsekretär des Fürsten, alt erscheinen. Ungeachtet dieser Bläße, war der genannte Herr jedoch keineswegs schwächlich, sein Körper neigte im Gegentheil zu einer, freilich nur bescheidenen, Wohlbeleibtheit, die gerade hinreichte, seiner Erscheinung jene

solide Würde zu verleihen, welche sich für den Geheimsekretär und Vertrauten eines hohen Aristokraten schickt.

Die Fürstin hatte in dem Gespräche mit ihrem Gemahle den Sekretär desselben als einen „sehr umsichtigen" Menschen bezeichnet. Ruhland war mehr als das, er war ein schlau kombinirender, unter Umständen wohl gar gefährlicher Mensch, um so gefährlicher, als er einen Hang zu Ränken und zum Intriguenspinnen unter der Maske einer unerschütterlichen Gelassenheit und würdevollen Gutmüthigkeit vortrefflich zu verbergen wußte. Er gab sich der fürstlichen Familie gegenüber nicht als Kriecher und kehrte bei den ihm Untergebenen nicht einen Despoten heraus, er besaß darum auch das Vertrauen seines Gebieters und der Fürstin, ward von der Dienerschaft des Hauses keineswegs gehaßt. Auch Prinz Ferdinand, der selten, seit er dem Militairstande angehörte, auf Urlaub daheim war, hatte nichts gegen ihn, jedoch die Prinzessin Thekla empfand vor Ruhland einen instinktiven Widerwillen, den sie im

Grunde durch nichts Thatsächliches motiviren konnte. Der Sekretär wußte um diesen Widerwillen gar wohl, denn die Prinzessin gab ihm bisweilen ganz unzweideutige Proben davon, doch that er, als habe er keine Ahnung davon, von der jungen Durchlaucht nicht wohlgelitten zu sein, verharrte umsomehr ihr gegenüber in tiefster Ehrerbietung, die sogar einen Anstrich von treuer Ergebenheit hatte. Daß Ruhland übrigens nicht der Mann war, eine ihm selbst von weit über ihm Stehenden zugefügte Demüthigung zu verschmerzen oder ungerächt zu lassen, das wird sich sehr bald im Verlaufe dieser wahrheitsgetreuen Erzählung zeigen.

Der Sekretär blieb also in respektvoller Entfernung vor dem durchlauchtigen Paare stehen und wartete schweigend eine Anrede ab.

„Lieber Ruhland," begann Fürst Lothar sofort, doch indem er sich den Zwang auferlegte, völlig gelassen zu scheinen, „ich bin soeben durch die Frau Fürstin benachrichtigt worden, daß Sie den Grafen

Erlau in unmittelbarster Nähe des Schloßparkes erblickt haben. Wie trug sich das zu?"

„Da Euer Durchlaucht heute Nachmittags meiner Dienste nicht mehr benöthigten," nahm der Sekretär bescheiden, doch mit ruhiger Sicherheit das Wort, „so begab ich mich einige Zeit vor Sonnenuntergang nach dem Schloßgarten und schlenderte dort ein wenig umher. Unvermerkt war ich bis zu jenem Theile des Parkes gelangt, wo Bäume und Gebüsche dichter beisammen stehen und sich das neue Lusthäuschen aus bewaldeter Umgebung erhebt. Ich folgte einem der sich durch das Gehölz schlängelnden Pfade, bis ich das kleine Gitterpförtchen, das zu den Wiesen führt, zur Rechten hatte. Mechanisch wandte ich mich dorthin, um durch das Gitter einen Blick auf die anmuthige Landschaft zu werfen. Doch wie ich mich dann dem Pförtchen näherte, da ward meine Aufmerksamkeit nicht durch die Gegend, sondern durch einen anderen Gegenstand gefesselt, den ich plötzlich erblickte —"

„Durch einen Gegenstand?“ unterbrach ihn der Fürst. „Der Graf Erlau ist doch kein Gegenstand!“

„Entschuldigen Euer Durchlaucht, ich sah den Herrn Grafen damals noch nicht!“

„Also weiter!“

„Ich stutzte, denn ich gewahrte eine köstliche Rose, welche vermittelst einer rosafarbenen seidenen Schleife an einem der Eisenstäbe des Gitters befestigt war.“

„Eine Rose?“

„Ja, Durchlaucht, und es war die Blume unverkennbar von einem jener herrlichen persischen Rosenstöcke abgeschnitten, die im kleinen Gewächshause eigens für Ihre Durchlaucht die Prinzessin Thekla gezogen und gepflegt werden und ausschließlich ihre Verwendung für die höchsteigene Person der Prinzessin und deren Boudoir finden.“

„Ja, ja,“ murmelte der Fürst mit einem Seitenblick auf seine Gemahlin, „unsere Tochter hat seit dem verflossenen Herbste eine seltsame Manier für diese Rosen an den Tag gelegt.“

„Oft sehr zur Unzeit," bemerkte die Fürstin bitter, „denn Thekla ließ sich selbst dann nicht bei festlichen Gelegenheiten davon abhalten, mit einer solchen Rose geschmückt zu erscheinen, wenn diese durchaus nicht zu ihrer Toilette oder ihrem kostbaren Geschmeide passend war! Weiter, Ruhland!"

„Ich stutzte also und fragte mich: Wer kann den Frevel begangen und eine jener Rosen entwendet haben, welche selbst zu pflücken die Prinzessin sich vorbehalten, seit sie hier verweilt? Und was mag es zu bedeuten haben, daß die Blume am verborgenen Gitterpförtchen befestigt wurde? Geschah es in harmloser Laune oder zu einem bestimmten, geheimnißvollen Zwecke? — Wie ich so vergeblich darüber nachsann, da vernahm ich plötzlich ein leises Geräusch in meiner Nähe. Außerhalb der Schloßmauer näherte sich Jemand raschen Schrittes dem verschlossenen, vom Buschwerk und den nahen Bäumen überschatteten Gitter. Unwillkürlich schlüpfte ich hinter das nächste Gestrüpp und lauschte dort, durch's Gezweige blickend. Da erschien eine schlanke Gestalt vor dem Gitter —

ich erkannte in ihr sofort, obwohl die Abenddämmerung einzutreten begann, den Grafen Erlau. Er warf einen flüchtigen Blick durch das Gitter auf den bereits düsteren Park, trat dann lächelnd zu der Rose, nahm sie an sich, drückte die Schleife, die er rasch gelöst hatte, an seine Lippen und steckte sie ein. Einige Momente später sah ich ihn verschwinden, hörte aber noch, wie er eilig sich in der Richtung entfernte, aus welcher er gekommen war. Ich stand einen Augenblick verdutzt da, doch sodann machte ich mir allerlei Gedanken, die —"

Ruhland stockte und warf einen anscheinend verlegenen Blick auf den Fürsten.

Die Fürstin aber stieß mit nervöser Hastigkeit hervor: „Sagen Sie es nur ohne Umstände, Ruhland, daß Sie alsbald fest überzeugt waren, nur die Prinzessin selbst könne die Rose dort befestigt haben und daß dies Zeichen die Zustimmung zu irgend einer geheimen Zusammenkunft mit dem Grafen bedeuten müsse. Sie haben mir das ja bekannt, Sie dürfen es auch hier frei sagen!"

„Mir fiel allerdings sogleich ein," bemerkte der Sekretär, „daß ich eine halbe Stunde früher die Prinzessin sich aus dem Parke entfernen sah —"

„In Begleitung der Gleibach?" forschte der Fürst.

„Nein — allein! Und da ich durch das Vertrauen Euer Durchlaucht um gewisse Dinge weiß, so bestärkte mich noch Mehreres in dem Verdachte, dessen Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin soeben Erwähnung gethan. Nach dem Vorgange am Gitterpförtchen ward mir so ziemlich klar, — was ich früher nicht geahnt hatte — daß der von der durchlauchtigen Prinzessin nun schon seit nahezu acht Monaten geübte Rosenkultus seine Entstehung nicht einer Liebhaberei, einer Laune verdanke, sondern einer geheimen Verabredung der Prinzessin mit dem Grafen Erlau. Ich erinnere mich nicht, daß die junge Herrin in Prag den ganzen Winter hindurch jemals an den gewöhnlichen Empfangsabenden im Palais Starnitz oder den daselbst veranstalteten Festivitäten eine Rose trug, während sie doch auf den Bällen und in den

Soiréen des übrigen in Prag verweilenden Adels, im Theater, in Konzerten, bei Ausfahrten, auf der Promenade niemals erschien, ohne mit der angeblichen Lieblingsblume geschmückt zu sein, ein Umstand, welcher das Volk und selbst die besseren Kreise der Stadt veranlaßte, die junge Durchlaucht nicht anders als die „Rosenprinzessin" zu nennen —"

„Wie?" rief die Fürstin entrüstet. „Die Rosenprinzessin? Wie abscheulich! Das erinnert ja an die Camelíendame! Es ist unerhört!"

„Verzeihung," sagte Ruhland scheinbar erstaunt, „ich würde keine Erwähnung davon gemacht haben, hätte ich voraussetzen können, daß die durchlauchtigen Herrschaften nichts davon wußten!"

„Wer würde uns dergleichen mitgetheilt haben?" grollte die Fürstin.

„In der That, ich begreife, daß Niemand so indiskret sein mochte — und doch setzte ich voraus — und darum nahm ich auch keinen Anstand, meine Vermuthung auch durch diesen Umstand zu

motiviren — !" antwortete der schlaue Sekretär ehrerbietig.

„Wie meinen Sie das?" fragte der Fürst. „Ah, ich errathe — unsere Tochter trug die Rose nur deshalb nicht bei den Soiréen, die wir veranstalteten, weil der Graf Erlau keine Einladung zu denselben erhielt; außerhalb unseres Palais aber ließ sich der Graf überall blicken, wo die Prinzessin erschien, und dann hatte die verwünschte Rose irgend eine bestimmte Bedeutung für ihn. Das meinen Sie doch?"

„So ist es, Durchlaucht!"

„Die Rosenprinzessin! Quel horreur, wie schmachvoll!" lallte die Fürstin, indem sie die vor Unmuth erglühten Wangen mit dem Taschentuche fächelte.

„Aber jene Bedeutung? Wer kann sie enträthseln?" murmelte der Fürst und fuhr dann lebhaft fort: „Hatten Sie keine Zeit, Ruhland, die am Gitter befestigte Rose näher zu untersuchen? Vielleicht war ein kleiner Zettel unter der Schleife verborgen oder diese selbst beschrieben!"

„Ich hatte keine Zeit, Durchlaucht. Als ich

die Blume erblickte, da vernahm ich auch schon den Grafen und mußte mich zurückziehen. Daß der Herr Graf aber wußte, wann und wo er die Rose finden werde, beweist mir, daß bis in die jüngste Zeit hinein eine geheime Correspondenz zwischen der Prinzessin und ihm stattgefunden hat."

„Wer könnte die Briefe besorgt haben? Niemand aus der nächsten Umgebung unserer Tochter war vom Schlosse abwesend, seit wir hier sind!"

„Einer Entfernung von hier bedurfte es auch wohl nicht, Durchlaucht, durch eine vertraute Person Briefe an den Grafen zu befördern — stand nicht der Park und das versteckt liegende Pförtchen zur Verfügung? Konnte an dem letzteren nicht zur bestimmten Zeit ein geheimer, zuverlässiger Bote des Grafen erscheinen — wie dieser selbst heute dort erschien — und ein Billet in Empfang nehmen oder abliefern?"

„Nur zu wahr!" brummte der Fürst mit finsterer Miene. „Und ich bin überzeugt, daß die Schleife jener Rose einen Zettel barg, auf welchem Thekla

angegeben, zu welcher Stunde der Graf sie an einem bestimmten Orte in den nächsten Tagen sprechen könne!"

„Vielleicht heute noch!" bemerkte Ruhland mit scharfer Betonung.

„Sie glauben?" stieß das fürstliche Paar zugleich hervor.

„Vergessen Durchlaucht nicht, daß Prinzessin Thekla um das baldige Eintreffen des Fürsten Osakow weiß!"

„Mein Gott, Sie vermuthen doch nicht, meine Tochter beabsichtige, sich von dem Grafen entführen zu lassen?" stammelte die Fürstin erbleichend.

„Ich möchte mir erlauben, Ihrer Durchlaucht zu bemerken," entgegnete Ruhland ausweichend, „daß die Prinzessin ein etwas excentrisches Naturell besitzt, das zum Romanhaften hinneigt — !"

„Entsetzlich, wenn sie auch nur einen Augenblick daran denken könnte — welchen Skandal würde das geben — ach, meine Nerven!"

„Beruhige Dich, Julie!" versetzte Fürst Lothar,

obwohl auch ihn seine gewöhnliche Ruhe verlassen hatte. Dann fügte er entschlossen und fest hinzu: „Ich muß sofort aller Ungewißheit ein Ende machen! Kommen Sie Ruhland!“

„Was willst Du thun?“ rief die Fürstin, indem sie sich hastig vom Schaukelstuhle erhob.

„Ich verfüge mich zu Thekla — sie muß mir Alles gestehen, mir ihre sämmtlichen Papiere und Briefschaften vorlegen, ich werde ihren Schreibtisch, ihre Necessaires durchstöbern, während Ruhland die Gleibach und die Zofen in's Gebet nimmt — es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht Alles haarklein herausbringen sollte! Hier ist nur noch Energie am Platze! Kommen Sie Ruhland!“

Der ergrimmte Fürst machte Miene, das Gemach ungestüm zu verlassen.

„Himmel!“ stotterte seine Gemahlin bestürzt. „Nur kein Aufsehen, Lothar, keine Uebereilung! Erinnere Dich, daß wir Gäste im Schlosse haben, daß Ferdinand, der Baron Schreckenau, Rödelsheim und die Offiziere, welche hier einquartirt sind, sicher

schon Anstalten treffen, sich zum Souper nach dem Jagdsalon zu begeben, und daß wir und Thekla dort binnen wenigen Minuten mit unbefangener Miene erscheinen müssen!"

Die Fürstin vertrat ihrem Gemahl den Weg.

Aber auch Ruhland schickte sich nicht an, dem Fürsten zu folgen. Er schüttelte den Kopf und sagte gelassen: „Gestatten mir Durchlaucht, eine Bemerkung zu machen?"

„Nun?" fragte der Fürst beinahe rauh, seinen Sekretär groß anblickend.

„Wenn nun die Prinzessin vorsichtig gewesen und alle Briefe des Grafen, gleich nachdem sie dieselben gelesen, verbrannt hätte — was würden Durchlaucht alsdann erfahren, durch einen Gewaltakt erreichen? Nichts!"

„Sie haben Recht!" brummte der Fürst nachdenklich, fuhr jedoch lebhaft fort: „Sie kann aber, wenn ich ihr scharf zusetze, das Andere nicht in Abrede stellen, ihr Einverständniß mit Erlau, denn ohne ein solches wäre die Rose nicht am Gitter-

pförtchen befestigt gewesen, hätte sich der Graf dort nicht gezeigt!"

„Und was gewinnen Durchlaucht dadurch, wenn Ihnen die Prinzessin gesteht, daß sie um das Kommen des Grafen gewußt, ja es veranlaßt habe? Hegt die Prinzessin jene Absicht, welche ich befürchte und die zuvor von der gnädigsten Frau Fürstin geargwohnt wurde — in schlichten Worten — will sie sich entführen lassen, dann wird sie, falls der Schleife ein Zettel beigefügt war, wie sich wohl erwarten läßt, Euer Durchlaucht jedenfalls sagen, daß jener Zettel nichts weiter als ihr letztes Lebewohl enthielt, weil sie nicht die Kraft in sich gefühlt, von dem Grafen, wie sie es ursprünglich beabsichtigt, persönlich an jenem Gitter für ewig Abschied zu nehmen. Das dürfte Ihnen die Prinzessin sagen und trotz aller Vorsichtsmaßregeln in den nächsten Tagen — ausgeflogen sein!"

„Hölle und Teufel," murmelte der Fürst, „so soll sie von dieser Stunde an hinter Schloß und Riegel sitzen, bis —"

„Und unsere Gäste?“ gegenredete die Fürstin lebhaft. „Alles würde ruchbar und der Skandal bliebe uns nicht erspart!“

„Sehr wahr!“ bemerkte Ruhland gelassen. „Uebrigens warum gegen die Prinzessin Maßregeln ergreifen, die nicht verschwiegen bleiben können, wenn es doch so leicht ist, den Ruhestörer dieses Hauses unschädlich zu machen, ihn noch heute zu beseitigen?“

„Wie wäre das möglich?“ fragten Fürst und Fürstin aufathmend und zugleich.

„Nun,“ versetzte Ruhland langsam und fest, „ich war seit der Entdeckung, die ich im Parke gemacht, nicht müßig, ich habe im Städtchen herausgebracht, wo der Graf Erlau abgestiegen ist; er hat am nördlichen Ende des Ortes ein kleines Zimmer in einem unscheinbaren Gasthause genommen, ist dort heute Nachmittag ganz ohne Dienerschaft in einem gewöhnlichen Miethwagen angelangt. Man weiß also den Grafen zu finden, und wenn Durchlaucht mir das Weitere überlassen wollen, so befindet sich der junge Herr binnen einer Stunde auf dem Wege nach Josef-

stadt oder Olmütz, entweder in einer Festung oder doch in strenger Haft, von der er nicht so bald loskommen dürfte!"

„Ich begreife nicht, wie Sie das bewerkstelligen können!" sagte der Fürst.

„Auf die einfachste Art von der Welt, Durchlaucht!" antwortete Ruhland lächelnd. „Der Graf ist ein Preuße — eine Anzeige beim Kommandirenden der hier lagernden Truppen genügt, den Grafen Erlau, der im Gasthause seinen Namen und seine Nationalität verschwiegen hat, was uns jetzt zu statten kommt, zu einem gefährlichen Spion zu stempeln. Ich sorge dafür, daß diese Anzeige binnen einer Viertelstunde gemacht werde, natürlich von Jemandem, der nicht in's Schloß gehört. Man wird den Grafen sofort verhaften, er dürfte sich auf Euer Durchlaucht berufen, Sie geben eine ausweichende Auskunft und — der Graf wird nach einer Festung oder dem Hauptquartiere des Feldzeugmeisters Benedek transportirt, während Durchlaucht hier die Angelegenheiten der Prinzessin Tochter in Ruhe ordnen können!"

Die Züge der Fürstin nahmen einen freudigen, überraschten Ausdruck an, ihre Augen blitzten.

Das Antlitz ihres Gemahls jedoch verdüsterte sich.

„Was muthen Sie mir zu, Ruhland?“ sagte er. „Ihr Vorschlag verträgt sich weder mit der Ehre eines Kavaliers, noch mit meinem Gewissen.“

„Aber Durchlaucht bleiben ja ganz aus dem Spiele!“ meinte der Sekretär.

„Und wenn es kein anderes oder geeigneteres Mittel giebt, sich des Grafen zu entledigen!“ ergänzte die Fürstin. „Wenn die Nothwehr uns dazu drängt — !“

„Ich versage meine Zustimmung Allem, was mir als eine Perfidie erscheint,“ versetzte der Fürst, „und obwohl Graf Erlau vielleicht im Begriff steht, sich schwer an uns zu versündigen, kann und werde ich doch nicht gegen ihn die Hand zu einem Verfahren bieten, das möglicherweise von den entsetzlichsten Folgen für einen Mann sein könnte, der Alles eher zu sein im Stande wäre, als ein elender Spion!“

Die Fürstin war augenscheinlich über diese entschiedene Erklärung höchst unzufrieden.

Ruhland aber sagte trocken: „Da Euer Durchlaucht meinen Vorschlag verwerfen, so bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu rathen, wenigstens die Absicht eines sofortigen gewaltsamen Vorgehens gegen die Prinzessin Tochter aufzugeben, jeden Schritt derselben jedoch in unauffälligster Weise überwachen zu lassen. Möge sie nun heimlich die Anstalten zu einer Flucht oder auch nur zu einer Zusammenkunft mit dem Grafen treffen, so lassen Sie die Prinzessin nur gewähren, als ob Sie nichts ahnten — nur so können Euer Durchlaucht, wenn im entscheidenden Momente eingeschritten wird, die Schuldigen überführen, und dann ist noch immer Zeit, energische Maßregeln gegen den Grafen Erlau zu ergreifen."

„Gut," antwortete der Fürst nach kurzem Sinnen, „es sei! Aber Fürst Osakow wird morgen hier eintreffen — dort liegt das Telegramm, welches er mir gesendet hat —"

„Wenn mich nicht Alles trügt," bemerkte Ruh-

land mit Zuversicht, „so wird sich Euer Durchlaucht noch heute die Gelegenheit bieten, die unliebsame Angelegenheit ohne Aufsehen zu einem Sie und die Frau Fürstin befriedigenden Abschlusse zu bringen."

„Sie glauben? Nun wohl, übernehmen Sie die geheime Ueberwachung der Prinzessin und versäumen Sie nichts, was erforderlich ist, das Schlimmste zu vereiteln!"

Der Fürst hatte kaum geendet, als ein Diener auf der Schwelle des anstoßenden Salons erschien und meldete, daß die im Schlosse weilenden Gäste zum Souper im sogenannten Jagdzimmer versammelt seien.

Fürst Lothar warf seinem vertrauten Sekretär noch einen vielsagenden Blick zu und schritt sodann nach der vom Diener geöffneten Flügelthür.

Die Fürstin folgte seinem Beispiele. Doch während sie an dem sich verneigenden Ruhland vorüberrauschte, ließ sie leise, diesem verständlich, die Worte fallen: „Der Fürst ist wieder für halbe Maßregeln

— ich werde mit dem Prinzen Ferdinand reden und Ihnen später meinen Willen kundgeben!"

Der Sekretär verneigte sich noch tiefer und zog sich zurück, während der Fürst an der zum Nebensalon führenden Thür stehen blieb, seiner Gemahlin den Vortritt zu lassen.

Das fürstliche Paar begab sich durch eine Reihe luxuriös ausgestatteter Gemächer nach jenem Salon, in welchem die Herrschaften das Souper zu nehmen pflegten.

Zweites Kapitel.

Die Schwüle vor dem Sturme.

Man wolle sich unter dem Jagdsalon des Schlosses Starnitz nicht ein Gemach vorstellen, in welchem alle für das edle Waidwerk erforderlichen Utensilien des Fürsten aufgestellt oder malerisch drapirt waren. Für diese hatte der hohe Herr ein besonderes Zimmer, dort befand sich in zierlichen Glaskästen eine reiche Sammlung der erlesensten Stutzen und was sonst noch zur Ausrüstung eines passionirten Jagdliebhabers gehört, dieses Zimmer aber ward die Forstrüstkammer genannt, deren Wände mit Jagdtrophäen und auf das Waidwerk sich beziehenden Gemälden geschmückt waren. Jenes Gemach aber, welches der Jagdsalon hieß, hatte diese Bezeichnung nur deshalb erhalten, weil über den Flügelthüren desselben Hirschgeweihe

prangten, an den lichtbraunen, glänzenden Holzgetäfelwänden in geschmackvoller Symmetrie zierliche Medaillons angebracht waren, aus denen künstlerisch nachgeformte Thierköpfe hervorschauten, die Gestelle der mit dunkelblauem Sammet überzogenen Fauteuils und Divans aus Elephantenzähnen und den glänzend polirten Hörnern allerlei Gethiers künstlich zusammengefügt waren, das Material des vom ebenfalls holzgetäfelten Plafond herabhängenden Kronleuchters aus Hirschhorn bestand.

Die neunte Abendstunde hatte geschlagen, der Salon war anmuthig beleuchtet, die faltenreichen, dunkelblauen Damastvorhänge verhüllten die Fensternischen, inmitten des mittelgroßen Gemaches stand die etwa auf ein Dutzend Theilnehmer am Souper berechnete, reichgedeckte Tafel.

Es hatten sich sieben Herren eingefunden, fünf davon trugen Uniform — es waren ein Oberst, ein Major, zwei Hauptleute und ein Oberlieutenant. Die beiden Civilisten waren elegant gekleidet, doch eineswegs in Gesellschaftstoilette erschienen, da esk

sich nur um das alltägliche Souper handelte und auf Schloß Starnitz überhaupt im vertraulichen Beisammensein mit den dort zeitweilig sich aufhaltenden Gästen vom fürstlichen Wirthe aller höfische Zwang verbannt war.

Die erwähnten Herren bildeten kleine Gruppen oder schlenderten munter plaudernd im Salon auf und ab.

Der Major, mit Ausnahme des noch sehr jugendlich aussehenden Oberlieutenants, wohl der jüngste der anwesenden Herren, war der Prinz Ferdinand, der einzige Sohn des Fürsten.

Der Prinz war ungefähr dreißig Jahre alt und eine ritterliche, hochgewachsene und schlanke Erscheinung. Seine Gesichtszüge waren wohlgeformt, doch konnten sie nicht gerade schön genannt werden; das Antlitz war etwas stark von der Sonne gebräunt und deshalb stachen die lichtblonden Augenbrauen, der beinahe flachsfarbene lange Schnurrbart und das ebenfalls sehr lichte, kurzgeschorene Haupthaar gar eigenthümlich davon ab, auch verlieh ein gewisser

hochmüthiger Ausdruck den Zügen einen Anflug von Härte. Dieser Ausdruck aber täuschte, denn Prinz Ferdinand war im Grunde ein durchaus nicht besonders stolzer junger Kavalier, Untergebene rühmten sogar seine Leutseligkeit, fürchteten aber auch zugleich seinen Hang zum Jähzorne. In der Armee galt er für einen tapferen Offizier und in ihm nahestehenden Kreisen für einen angenehmen, intelligenten Gesellschafter; was ihn auf den ersten Anblick hochmüthig erscheinen ließ, war also wohl nur sein stramm militärisches Benehmen, das er selten verleugnete, kaum selbst dem schönen Geschlechte gegenüber.

Der Oberst war ein graubärtiger Haudegen, die beiden Hauptleute hatten weltmännischen Schliff, der fast noch bartlose Oberlieutenant, der jüngste Sprößling eines vornehmen Geschlechtes, besaß alle Vorzüge und Schwächen eines Residenzdandys und sah so rothwangig aus wie ein Holzapfel, einer der Civilisten, ein Baron Schreckenau, der von seinen Einkünften lebte und ein alter Sportsman und Junggeselle war, präsentirte sich als einen etwas

mumienhaften Kavalier mit schwarzgefärbtem, nach englischer Mode großgezogenen Backenbart und wohlfrisirter Perrücke, während der Andere, ein Graf Rödelsheim, Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter irgend eines steirischen Bezirkes, trotz seiner fünfzig Jahre, noch immer für einen geschmeidigen und frischaussehenden Lebemann gelten konnte.

Das fürstliche Paar erschien im Gemache und begrüßte die Harrenden.

Weder dem Fürsten Lothar noch dessen Gemahlin merkte man die Aufregung an, in der sie sich kurz zuvor noch befunden hatten, sie waren ganz Lächeln und Unbefangenheit, wie es die gute Gesellschaft fordert, die nur zu oft düstere Dramen und zerrissene Herzen hinter einer glatten und ewig heiteren Außenseite verbirgt.

Fast in demselben Augenblicke, als die Eltern des Prinzen Ferdinand, der ihnen ehrerbietig und voll Herzlichkeit entgegenging, im Salon erschienen, betraten denselben von der entgegengesetzten Seite die

Prinzessin Thekla und deren Gesellschaftsdame, das Fräulein von Gleibach.

Die alten und jungen Herren, welche gerade noch Zeit gehabt hatten, der Fürstin einige verbindliche Worte zu sagen und den Fürsten zu begrüßen, beeilten sich jetzt, der jungen Schönheit ihren Respekt und ihre Huldigungen zu Füßen zu legen.

Und eine Schönheit war die bereits einundzwanzig Jahre zählende Thekla in der That, wenn sie auch nicht zu jenen imposanten Erscheinungen gehörte, die durch üppige Körperformen und die Sinne bestrickenden Reize die Augen der Männerwelt auf sich lenken. Sie war groß und schlank, nicht schmächtiger, als es die Grazie verstattet, kurz ein ätherisches, bis zur Vollendung anmuthiges Wesen. Ihr goldblondes reiches Haar fluthete in kunstlosen Locken bis zu den Schultern herab, ihre feingeschnittenen, geistvollen und aristokratischen Züge waren von seltener Schönheit und Weiche und in den braunen ausdrucksvollen Augen, die der blendend weiße, fast durchsichtige Teint des zarten Angesichtes noch dunkler er-

scheinen ließ, als sie waren, lag jenes Etwas, das mit seinem Glanze sympathisch die Herzen berührt.

Die Prinzessin war für gewöhnlich blaß, ohne daß sie ein kränkliches Aussehen gehabt hätte, an diesem Abende schien sie noch um einen winzigen Grad blässer zu sein als sonst. Sie trug eine dunkle Seidenrobe, welche durch ihre Einfachheit einen eigenthümlichen Gegensatz zu der reichen Toilette ihrer Mutter bildete. Den Busenlatz der Prinzessin schmückte keine kostbare Broche, sondern eine frisch aufgeblühte Rose, eine jener verhängnißvollen Rosen, die in dem Gespräche der Eltern Thekla's mit dem Sekretär Ruhland eine so wichtige Rolle gespielt hatten.

Als die Fürstin ihre Tochter und jene Rose erblickte, da wechselte sie einen Moment die Farbe und murmelte, nur mühsam ihre Erregung bekämpfend, vor sich hin: „Ah, die Rosenprinzessin!"

Des Fürsten erstaunter Blick aber schien zu sagen: „Warum trägt sie die Rose heute? Graf Erlau

wird doch nicht die Kühnheit haben, im Schlosse zu erscheinen, sich anmelden zu lassen? Er würde abgewiesen, bei Gott, er würde es! Oder soll diese Rose bedeuten, daß sie der Erfüllung ihrer geheimen Wünsche sicher zu sein glaubt? Sie möge nicht zu früh triumphiren!"

Prinz Ferdinand näherte sich nun auch seiner Schwester. Er hegte eine große Zärtlichkeit für sie.

Auch Thekla war ihrem Bruder zugethan und verkannte nicht, was ihm an schätzbaren Eigenschaften innewohnte

Doch da die Geschwister nicht gleiche Lebensansichten hatten, Prinz Ferdinand bisweilen die romantische, träumerische Sinnesart seiner Schwester bespöttelte, so besaß er auch nicht das volle, rückhaltlose Vertrauen derselben.

„Nun, Thekla," fragte er munter in seiner etwas ungestümen soldatischen Manier, „wo hast Du denn gesteckt, daß Du nicht früher Dich hier eingefunden? Ich hätte gern noch vor dem Nachtessen ein wenig mit Dir geplaudert, denn während desselben lassen

Dir unsere Freunde und liebenswürdigen Gäste keine Zeit dazu.

Hat Dich Geibel, Redwitz oder sonst einer unserer auf „Liebe und Triebe“ und „Herz und Schmerz“ versessenen sentimentalen Versemacher so lange unserer Gesellschaft entzogen?“

„Necke mich nicht, Ferdinand,“ entgegnete Thekla, wenn auch nicht unmuthig, doch ernst, „ich fühle mich nicht ganz wohl und würde heute Abend meine Zimmer gar nicht verlassen haben, hätte ich nicht befürchtet, dadurch die Besorgniß unserer guten Eltern zu erregen.“

Während die Prinzessin so sprach, war sie zu ihrer Mutter getreten.

Die Fürstin maß die Tochter mit einem forschenden Blick und sagte alsdann: „Es scheint, daß dieses Unwohlsein Dich erst kurz vor Deinem Erscheinen befallen hat, denn wenn ich nicht irre, so sah ich vom Fenster aus Dich noch gegen Sonnenuntergang im Parke!“

Thekla's Züge blieben unverändert. Sie ant-

wortete ruhig: „Ja, ich war dort, weil ich hoffte, die frische Luft werde meine Kopfschmerzen lindern. Aber bis jetzt verspüre ich keine wohlthätige Wirkung davon — Ihr werdet mich also entschuldigen, wenn ich mich heute früher als sonst von der Tafel zurückziehe."

Der Fürst und die Fürstin tauschten verstohlen einen Blick mit einander aus.

„Ja, schone Dich nur, liebes Kind," sagte der Erstere, „und begebe Dich zeitig zur Ruhe!"

„Es wäre doch recht fatal, wenn sich bei Thekla die böse Migraine vom vorigen Jahre wieder einstellen sollte!" bemerkte der Prinz mit aufrichtigem Bedauern und fügte völlig arglos hinzu: „So viel ich weiß, Schwester, hat Dir das Seebad sehr gut gethan — Du kannst es ja diesen Sommer nochmals gebrauchen!"

Die Lippen der Fürstin zuckten kaum merklich.

Thekla schien einen Moment befangen.

Fürst Lothar sagte trocken: „Wir werden sehen!"

Dadurch, daß die Herrin des Hauses in demselben Augenblicke den Obersten zu sich heranwinkte, damit er an ihrer Seite an der Tafel Platz nehme, bemerkten Ferdinand und die Gäste nichts von der Wirkung, welche die harmlosen Worte des Prinzen hervorgebracht hatten.

Man setzte sich zur Tafel. Der, wie zuvor erwähnt, gutherzige Ferdinand nöthigte das wenig beachtete und bescheiden sich zurückhaltende Fräulein von Gleibach, sich neben ihm niederzulassen; er wußte, daß er durch solche Auszeichnung der meistens Uebersehenen, die wohl geistvoll und liebenswürdig, aber unschön war, seiner Schwester, welche mit Wärme an ihrer Gesellschafterin hing, einen Gefallen erweise.

Fräulein von Gleibach, kaum um zwei Jahre älter als die Prinzessin, ward stets zur Tafel gezogen, denn sie stammte aus einer altadeligen, aber völlig verarmten Familie. Sie war die Tochter eines ehemaligen, bereits verstorbenen Waffengefährten des Fürsten und hatte im Wiener k. k. Offizierstöchter-

Institute eine vortreffliche Erziehung erhalten. Diesem hatte sie der Fürst, nachdem die frühere Gesellschafterin Thekla's wegen der noch unaufgeklärten Ostender Affaire schleunig entlassen worden war, im verflossenen Herbste entnommen und der Prinzessin beigegeben, und nun war sie nur dem Namen nach die Gesellschaftsdame derselben, da sie die innigste Freundschaft verband, die sogar so weit geführt hatte, daß beide junge Damen einander dutzten, obwohl die Fürstin anfänglich dagegen im Stillen ihrer Tochter gegenüber Protest erhoben hatte.

Das von schwarzbefrackten Dienern servirte Souper ward eingenommen, die kleine Gesellschaft gab sich während dessen einer lebhaften, zwanglosen Plauderei hin. Natürlich bildeten die politischen und militärischen Neuigkeiten, welche Journale aus Deutschland und Wien gebracht hatten, ferner die andauernde befremdliche Passivität der österreichischen Streitkräfte und die verschiedenartigsten Muthmaßungen über die zu erwartenden Ereignisse der nächsten Zukunft, den Hauptstoff der Unterhaltung.

„Der Mai geht nun bald zu Ende," sagte Prinz Ferdinand, der sich ganz freimüthig und unbekümmert äußerte, wie das ebenfalls sein graubärtiger Oberst that, während die anderen Herren sich einige Reserve auferlegten, einer der Hauptleute aber und der jugendliche Oberlieutenant, der sich durch seine hohe Abkunft berechtigt fühlte, auch sein Votum abzugeben, zu jenen prahlerischen Schönfärbern gehörten, an denen Oesterreich niemals Mangel litt und noch so bald nicht leiden wird, „ja, er geht nun bald zu Ende und wir stehen noch auf dem alten Fleck.

„Es ist doch klar, daß Bismarck nur deshalb beim Bundestage allerlei diplomatische Winkelzüge macht, um uns so lange hinzuhalten, bis Preußen mit seinen Rüstungen ganz fertig ist. Sachsen hat bereits vollständig mobil gemacht, warum rücken wir nicht dort ein, besetzen das Land und ergreifen mit unseren wackeren Bundesgenossen sofort die Initiative?"

„Das kann doch wohl füglich nicht geschehen, so lange Baiern, Württemberg und unsere anderen

Alliirten mit ihrer Mobilisirung noch so weit im Rückstande sind!" bemerkte der schönfärberische Hauptmann. „Warum zögern sie?"

„Das läßt sich doch ganz einfach erklären, lieber Metzendorf!" antwortete Prinz Ferdinand. „Man glaubt in den Mittelstaaten Deutschlands noch nicht ernstlich daran, daß es zum Kriege kommen werde, es ist dort, so viel ich gehört habe, allgemein die Ansicht verbreitet, in Berlin müsse demnächst eine Revolution ausbrechen, man meint, in Preußen sei die Erbitterung gegen Bismarck so hoch gestiegen, daß es an seinem Sturze nicht fehlen könne, wodurch der ganze Krieg verhindert werden würde. Und in dieser Meinung, die irrig ist, wie ich vermuthe, wird man draußen im Reiche durch das Zaudern unseres Heeres an der Grenze bestärkt. Abgesehen davon, werden wohl die Mittelstaaten auf eine Aktion des großen Oesterreichs warten, sie haben niemals einem Großstaate noch einander selbst getraut, stets ihre partikularistischen Interessen gehabt, werden daher hübsch langsam vorgehen, bis wir irgend

welchen Erfolg aufweisen können. Bei uns rührt sich aber nichts!"

„Begreiflich!" brummte der Oberst, indem er seinen langen grauen Schnurrbart mit ärgerlicher Miene drehte.

„Wie können wir vorwärts, wenn es uns noch an gar Manchem fehlt? Mit unserem Train- und Verpflegswesen steht es nicht zum Besten —"

„Entschuldigen, Herr Oberst," schaltete der Oberlieutenant ein, „die Armee ist doch notorisch mit Allem ausgerüstet, was —"

„Auf dem Papier, junger Herr, auf dem Papier!" schnitt ihm der Oberst ziemlich barsch das Wort ab und fuhr dann grollend fort: „Es ist eine anerkannte Thatsache, daß es keine tapferern Soldaten giebt als unsere Oesterreicher, aber wenn sie in einem Feldzuge nicht haben sollten, was sie zur Nahrung und Stärkung brauchen, dann hole der Henker — verzeihen Sie, meine Damen —!"

Und der alte Haudegen brach kurz den begonnenen Satz ab, fuhr jedoch gleich darauf fort:

„Mit den kleineren Bundesstaaten draußen hat es wohl aber auch noch eine andere Bewandtniß — der Mangel an einer einheitlichen Leitung der Heeresorganisation wird dort hauptsächlich Alles verzögern. Und wenn es endlich doch wohl oder übel von Statten geht, auf was werden wir bei unseren Bundesgenossen rechnen dürfen? Auf eine zweite Auflage jener Reichsarmee von anno 1756, meine Herren, die so sehr zum Gespötte ward. Vier oder fünf Kriegsherren, eben so viele Oberbefehlshaber, von denen keiner sich dem anderen wird unterordnen wollen, eine gleiche Zahl von Generalstäben und Kriegsministerien mit ihrer bureaukratischen Vielschreiberei! Zum Teufel — ich bitte nochmals um Entschuldigung, meine Gnädigen, — woher soll da ein fester einheitlicher Plan, ein rasches Zusammenwirken, eine exakte Ausführung der nothwendigsten Maßregeln kommen? Ich sage Ihnen, wir werden so ziemlich allein auf uns und unsere braven Sachsen angewiesen sein!“

„Das genügt ja vollkommen!“ näselte der mumienhafte Baron Schreckenau, seinen gefärbten Backen-

bart wohlgefällig streichelnd. „Unsere Helden werden doch wohl mit jener zusammengestoppelten Landwehr, jenen preußischen Schneidergesellen spielend fertig werden? Hat nicht Graf Grünne oder ein Anderer gesagt: „Wir werden diese Preußen mit nassen Fetzen davonjagen!“ Und das meinen alle wahrhaften Oesterreicher in Wien auch!“

„Ich bin ebenfalls ein guter Oesterreicher, Herr Baron,“ versetzte der Oberst gereizt, „und ich sage Ihnen, daß ich überzeugt bin, wir werden einem tüchtigen, uns ebenbürtigen Gegner gegenüber stehen — ein braver Soldat kann sich, beiläufig bemerkt, nichts Besseres wünschen, als einen solchen vor sich zu haben — einen Gegner, der uns wohl nicht an Tapferkeit, aber leider vielleicht durch seine besseren Schußwaffen überlegen sein dürfte.“

„Ah, Sie meinen die neuerfundenen Zündnadelgewehre?“ rief Baron Rödelsheim, der Gutsbesitzer, lachend. „Berliner Schwindel, Sie können mir's glauben!“

„Das wird sich zeigen!“ brummte der Oberst.

„Wenn Benedek nicht die Absicht hegt, Sachsen zu decken und Schlesien ohne Weiteres anzugreifen," meinte Fürst Lothar, „so wird er sich ohne Zweifel dafür entschieden haben, den Vortheil der inneren Linie zu benutzen, der allerdings ein wesentlicher ist, da die Preußen nur in von einander getrennten Kolonnen, also an verschiedenen Punkten durch das Gebirge in Böhmen einzurücken vermögen und diese feindlichen Corps somit vereinzelt von unserer ganzen und daher überlegenen Macht nacheinander vernichtet werden können. Das that der erste Napoleon mit Blitzesschnelle, als er im Jahre 1796 bei Mantua stand und unser Wurmbser sein Heer theilte und durch die Alpen in Italien einfiel."

„Gott weiß, was unser Oberfeldherr im Sinne hat," warf Prinz Ferdinand achselzuckend hin, „er sitzt seit zwei Tagen mit Henikstein und Krismanic in Olmütz und hüllt seine Pläne in ein undurchdringliches Dunkel, während unsere Truppen da und dort über das Land versplittert sind."

„Er wird sie voraussichtlich rechtzeitig an irgend

einem festen Punkte koncentriren und so in vortheilhafter Stellung den Feind erwarten," entgegnete Hauptmann Metzendorf zuversichtlich. „Feldmarschall Daun that das seinerzeit bei Kollin und schlug so Friedrich den Großen siegreich zurück!"

„Zeit und Kriegführung haben sich geändert, mein Freund!" sagte der Prinz trocken.

„Bei solchem Plane, wie ihn der Herr Hauptmann voraussetzt," bemerkte Fürst Lothar kopfschüttelnd, „würde selbst im besten Falle ein Theil unseres schönen Böhmens verwüstet! Es ist doch unstreitig eine goldene Regel, einen Krieg womöglich schon vom Anbeginn in Feindesland hinüberzuspielen — sogar die nordstaatischen Krämer der amerikanischen Union haben das gewußt und ihren Bürgerkrieg auf dem Boden des Südens ausgefochten!"

„Uns bleibt nichts übrig, als auf das traditionelle Glück Oesterreichs zu hoffen!" erwiederte der Prinz unmuthig.

„Ei, wenn Alles schief gehen sollte, was nicht denkbar ist," meckerte der Baron Schreckenau lächelnd,

„so bleibt uns noch immer der Beistand Frankreichs!"

„Frankreichs?" ließ sich Fürst Lothar verächtlich und stolz vernehmen. „Louis Napoleon reibt sich jetzt vergnügt die Hände und wird, sobald sich die beiden deutschen Großmächte gegenseitig hinreichend geschwächt haben werden, mit Forderungen herausrücken, die jedem ehrlichen Deutschen und Oesterreicher die Schamröthe in's Gesicht treiben müssen. Welchen Dank haben wir für unser Vorgehen gegen Rußland während des Krimkrieges nachträglich von Frankreich geerntet? Lassen Sie uns mit Frankreich in Ruhe, wir wissen zur Genüge, was wir von der perfiden Freundschaft eines Napoleon zu halten haben!"

In dieser Weise wurden von der kleinen Gesellschaft die verschiedenartigsten Meinungen ausgetauscht, die Debatte nahm während des Soupers ihren Fortgang.

Selbst die Fürstin und das geistvolle Fräulein von Gleibach betheiligten sich bisweilen daran.

Nur die Prinzessin Thekla blieb schweigsam.

Ihr angeblich leidender Zustand enthob sie der Verpflichtung, sich mit den Gästen ihres Vaters besonders zu beschäftigen.

Sie rührte keine der köstlich duftenden Speisen an, sondern trank nur eine Schaale Bouillon.

Aber sie harrte geduldig aus, bis das Souper nahezu abgethan war, nach dessen Beendigung sich allabendlich die Damen zurückzuziehen pflegten, um den Herren, die gern beim Wein und der Cigarre bis Mitternacht plauderten, das Feld zu räumen.

Heute jedoch, wie soeben angedeutet, erhob sich Thekla schon vor dem letzten Gange, ersuchte die sich höflich ebenfalls erhebenden und ihr Beileid bezeugenden Gäste, sich wegen ihres Entfernens nicht zu derangiren, verabschiedete sich von den Eltern und den übrigen Anwesenden mit einem sichtlich erzwungenen matten Lächeln und verließ den Salon, von Fräulein von Gleibach gefolgt, die zugleich mit ihr aufgestanden war.

Auch Prinz Ferdinand hatte sich seiner Schwester genähert, ihr eine baldige Genesung zu wünschen,

und als er nun an der Mutter vorüberging, seinen Platz wieder einzunehmen, wie dies die Tischgesellschaft im Begriffe zu thun war, da winkte die Fürstin ihn verstohlen zu sich heran und flüsterte ihm hastig zu: „Ich werde mich binnen zehn Minuten zurückziehen, verlasse bald darauf unbemerkt oder unter irgend einem Vorwande dieses Zimmer, denn ich erwarte Dich in meinem Boudoir. Es handelt sich um Thekla, um die Ehre unseres Hauses!"

Ferdinand, der sich zu der Mutter niedergebeugt hatte, blickte sie bestürzt an.

„Wie, Mutter?" stammelte er leise.

„Still!" zischelte die Fürstin. „Setze Dich zu den Gästen und zeige Dich ihnen, wie dem Vater gegenüber, so unbefangen wie nur möglich! Geh'!"

Dieses kurze hastige Gespräch war so leise geführt worden, daß selbst die Tischnachbarn der Herrin des Hauses kein Wort davon vernommen hatten. Und da währenddessen der Fürst seiner Tochter unruhig nachgeblickt hatte, die Gäste aber beschäftigt waren, sich wieder an die Tafel zu setzen, hatte sogar Niemand

den kleinen Vorgang zwischen Mutter und Sohn beachtet.

Prinz Ferdinand leistete der Weisung seiner Mutter sofort Folge. Er besaß sogar, obwohl nicht an Verstellung gewöhnt, Selbstbeherrschung genug, den Freunden lächelnd die Versicherung zu geben, daß die Unpäßlichkeit seiner Schwester nichts auf sich habe und morgen sicherlich gehoben sein werde.

Aber der leicht reizbare junge Mann war dennoch in hohem Grade beunruhigt. Eine schwere Last lag auf seinem Herzen.

Drittes Kapitel.

Die Freundinnen.

Der Salon, in welchem die Herrschaften sich anschickten ihr Souper zu beendigen, lag in dem ersten Stocke des Schlosses, nach dem terrassenartigen Vorgarten zu.

In demselben Stockwerke des weitläufigen Gebäudes befanden sich an der Südseite die Gemächer der Fürstin, im nördlichen Flügel diejenigen der Prinzessin Thekla. Der Fürst bewohnte einen Theil jener schönen und eleganten Parterreräumlichkeiten, deren Fenster auf die blumengeschmückte Terrasse hinausgingen. Prinz Ferdinand und die im Schlosse zur Zeit anwesenden Gäste hatten ihre Zimmer an derselben Seite im zweiten Stocke, wo sich auch rückwärts, nach dem Parke zu, die Wohnungen der

höheren Beamten des Fürsten befanden, während die niedere Dienerschaft entweder im Souterrain des Schlosses untergebracht war, woselbst auch die Küchen und Vorrathskammern lagen, oder in den kleinen, neben den vom Gebüsch halbversteckten Stallungen und Wagenremisen stehenden Gebäuden.

Als die Prinzessin Thekla und das Fräulein von Gleibach den hellbeleuchteten Korridor betraten, da wollte ihnen einer der dort umherlungernden Lakaien sofort pflichtschuldigst voraneilen, der jungen Gebieterin im nördlichen, von ihr bewohnten Flügel den Entréesalon zu öffnen und die daselbst harrende weibliche Dienerschaft der Prinzessin von dem Kommen derselben zu benachrichtigen, ein Wink der Gesellschaftsdame aber verhinderte die Absicht des Eifrigen und nöthigte ihn, nach ehrfurchtsvoller Verbeugung, zur Seite zu treten und zurückzubleiben.

Die beiden Damen rauschten neben einander durch den Korridor, in den am südlichen und nördlichen Ende desselben ein etwas schmaler Gang mün-

dete, der nach der Zimmerreihe des in den Park hinausgebauten Seitenflügels des Schlosses führte.

Als die Freundinnen sich so weit von den Lakaien entfernt hatten, daß es diesen unmöglich sein konnte, ein halblaut gesprochenes Wort der Damen aufzufangen, da blickte Fräulein von Gleibach, ohne ihren Schritt zu hemmen, die Prinzessin von der Seite mit besorgter Miene an und sagte: „Thekla, ich fürchte mich!“

„Wovor?“ antwortete die Prinzessin, in deren blassen feinen Zügen, die vorhin im Salon einen leidenden und etwas zerstreuten und befangenen Ausdruck gehabt hatten, sich jetzt Entschiedenheit und Zuversicht abspiegelten.

„Hast Du während des Soupers Deine Mutter beobachtet? Du thatest es nicht, so viel ich bemerkte, denn Du wagtest kaum, sie anzusehen. Ich aber — obwohl mich der Prinz in eine lebhafte Unterhaltung verwickelte, — ließ doch Deine Eltern nur selten aus den Augen, und da war es mir, als ob die Fürstin

bisweilen, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, Deine Züge mit argwöhnischen Blicken prüfe!"

„Mit argwöhnischen?" versetzte Thekla kopfschüttelnd. „Deine Aengstlichkeit täuschte Dich! Mit „besorgten" will ich zugeben, und das ist doch auch natürlich, denn die gute Mutter, die mich zärtlich liebt und deren Nervenreizbarkeit oft durch die unbedeutendste Kleinigkeit erregt wird, zeigt sich ja stets so unruhig, wenn mir auch nur das Geringste fehlt. Es thut mir auch, gerade der Mutter wegen, aufrichtig leid, daß ich mich heute Abend unpäßlich stellen mußte — aber es ließ sich nicht vermeiden, denn nur so war es möglich, meinen Seelenzustand vor unserer Umgebung zu verbergen. Gott sei Dank, das ist nun überstanden, und jetzt athme ich freier auf, fühle ich meine Ruhe, meinen Muth zurückkehren! Darum laß auch den Deinigen nicht sinken, liebe Natalie und flöße mir keine Besorgniß ein, nun ich alle meine Entschlossenheit zusammenzunehmen habe, ruhig und vorsichtig zu handeln!"

„Eben um dieser Vorsicht willen darfst Du nicht

allzu sorglos auf das gute Geschick bauen, das bisher Dein Geheimniß begünstigt hat!"

„Ich bin nicht sorglos — meine Züge müssen Dir das sagen! Aber warum sollte ich jetzt kleinmüthig verzagen und in jedem Schatten einen Verräther sehen? Ist nicht Alles bisher gut gegangen? Obwohl ich mich doch sicher in einer Stellung befinde, in der man nicht leicht unbeobachtet thun kann, was man will, habe ich doch ungehindert und unbeargwöhnt seither mein Ziel verfolgen können, hat doch Niemand entdeckt, daß Richard und ich Briefe miteinander wechseln. Ich danke das freilich Deiner Vorsicht und der Schlauheit meiner treuen Zofe Laura, ich blieb dabei direkt aus dem Spiele und nun muß ich für mich allein eintreten — aber fürchte nichts, liebste Freundin, ich werde, nun das Fegefeuer des Soupers überstanden ist, mich nicht durch Unvorsichtigkeit gefährden, mich selbst verrathen!"

„Aber wenn Deine Absicht schon verrathen wäre?" entgegnete Natalie und setzte rasch hinzu: „Still!"

Die Prinzessin und ihre Begleiterin waren bis zu jener Stelle gelangt, wo die prächtige breite Hauptstiege in den ersten Stock mündete.

Fräulein von Gleibach hatte das durch den kostbaren Laufteppich, mit dem die marmornen Stufen der Stiege belegt waren, gedämpfte Geräusch eines Trittes vernommen, und wie nun die beiden Damen durch das mit Vasen und Goldarabesken geschmückte Vestibul des Treppenabsatzes rauschten, um jenseits desselben die nördliche Hälfte des Korridors zu betreten, da sahen sie den Geheimsekretär des Fürsten auf der obersten Stufe der Stiege erscheinen.

Ruhland blieb sofort stehen, verbeugte sich respektvoll, als die Damen an ihm vorüberschritten, scheinbar ohne Notiz von ihm zu nehmen, und setzte sodann seinen Weg nach dem zweiten Stocke fort, doch nicht eher, als bis er bemerkte, daß Fräulein von Gleibach im Korridor nur sekundenlang flüchtig hinter sich nach ihm spähte.

„Wenn das keine Zufälligkeit wäre!“ murmelte Natalie.

„Was?“

„Nun daß wir diesem Menschen hier begegnet sind!“

„Aber mein Gott,“ lächelte Thekla, „Ruhland wohnt ja im zweiten Stocke und er kann seinen Weg dorthin eben so gut hier nehmen, wie über eine der Hintertreppen. Seine mir widerwärtige Erscheinung wäre nicht gerade eine gute Vorbedeutung für mich, würde ich abergläubisch sein, doch das bin ich nicht, dem Himmel sei Dank!“

„Sahst Du den lauernden Blick, den er auf uns warf?“

„Ich werde doch nicht einen solchen Menschen auch nur der flüchtigsten Beachtung werth halten!“

„Es entging mir nicht, daß er hinter uns stehen blieb und uns nachspähte!“

„Ich begreife nicht, weshalb Du Dich umgeschaut hast!“

„Es geschah unwillkürlich — ich hätte das allerdings unterlassen sollen, denn, spielt er hier die Rolle

eines Spions, so muß ihn mein Benehmen stutzig gemacht haben!"

„Du marterst mich mit Deinen Befürchtungen, Natalie!"

„Ich kann sie Dir nicht ersparen, Thekla, denn Dein Heil liegt mir mehr am Herzen, als das meinige, Du weißt es und mir ahnt nichts Gutes. Als Du kurz vor dem Beginne des Soupers Laura heimlich in den Park nach dem Gitter schicktest, da kam sie mit der Nachricht zurück, daß die Rose von dort verschwunden sei — es kann das bedeuten, daß der Graf glücklich im Städtchen eingetroffen und sie an sich genommen, aber ebensowohl ist die Möglichkeit auch nicht ausgeschlossen, daß eine jener Personen, welche während des verflossenen Winters nicht nur alle Deine, sondern auch meine Schritte überwachen mußten, wie ich fest überzeugt bin, die Blume entdeckt und dem Fürsten oder Deiner Mutter gebracht habe, allerlei Dich verdächtigende Muthmaßungen an den Fund knüpfend. Es war wohl kein Zufall, daß Deine Eltern einander verstohlen zublinzelten, während

Du die Absicht aussprachst, Dich früher als sonst von der Tafel zurückzuziehen!"

„Ich bleibe dabei, Du bist übertrieben ängstlich!" erwiederte die Prinzessin nach kurzem Sinnen. „Uebrigens wenn auch die Rose in die unrechten Hände gekommen wäre, was könnte sonst Schlimmes dabei sein, als daß ich Richard um Mitternacht nicht an dem Orte des Rendezvous finden würde? Habe ich mich doch wohl gehütet, dem Verständigungszeichen auch nur die geringste schriftliche Andeutung beizufügen, was ohnehin überflüssig war, da Alles zwischen dem Grafen und mir schon verabredet wurde, wie Du weißt, und seine Antwort auf mein letztes, durch Laura's Bruder an ihn befördertes Billet mir den Empfang desselben bestätigte. Mag man meine Rosenpassion auslegen wie man wolle, so wird man die eigentliche Bedeutung der harmlosen Blume doch nicht enträthseln. Was mich vor Allem jetzt mit Sorge erfüllt, ist die Ungewißheit, ob ich Richard um Mitternacht antreffen werde oder nicht. Doch nun kein Wort weiter, Natalie, ich sehe dort unsere Mädchen!"

Während Thekla so sprach, waren die Damen um die Ecke des Hauptkorridors gebogen und hatten den ebenfalls beleuchteten Gang betreten, der im Seitenflügel an den Gemächern der Prinzessin hinlief, neben der auch das Fräulein von Gleibach wohnte.

An einer der Thüren plauderten zwei Dienerinnen der jungen Durchlaucht; eine dieser Zofen war Laura, von der zuvor die Rede gewesen.

Die Prinzessin betrat, in Begleitung der Freundin, ihre Wohnung und begab sich direkt nach ihrem Schlafgemache. Nur Laura noch folgte den Damen dorthin.

Das Schlafgemach Thekla's war reizend ausgestattet, die Wände deckten drapfarbene Seidentapeten mit eingewirkten zierlichen Bouquets, die Polster der reichgeschnitzten und vergoldeten Roccocofauteuils und der Chaiselongue waren mit demselben Stoffe überzogen, die spitzenbesetzten Draperien der Fenster bestanden aus rosenfarbenem Taffet, wie die gleichfalls reich mit Spitzen garnirten Vorhänge und die Decke

des antiken, kunstvoll verzierten Bettes, vor dem ein kleiner persischer Teppich ausgebreitet lag. Ein Toilettentisch, ein kostbarer Stehspiegel und mit Mosaik ausgelegte vergoldete Tischchen, Alles im Geschmacke des Zeitalters Ludwig XV., vervollständigten die Anmuth des nur mäßig großen Gemaches, dessen Zauber das ungewisse Dämmerlicht einer von der Decke an golddurchwirkten Schnüren herabhängenden rosafarbenen Ampel erhöhte

Gleich nachdem die Damen diese kleine feenhafte Schlummerstätte betreten hatten, wandte die Prinzessin sich an Laura, welche, eines Befehles harrend, an der Thür stehen geblieben war.

„Hast Du einen dunklen Burnus aus dem Garderobezimmer geholt?“ fragte sie.

„Ja, Durchlaucht!“ entgegnete Laura. „Er liegt dort auf der Lehne der Chaiselongue!“

„Gut. Wenn die Fürstin sich noch nach meinem Befinden sollte erkundigen lassen, so sagst Du, ich habe mich bereits zur Ruhe begeben und es gehe mir besser, ich sei eingeschlafen.“

„Sehr wohl!“

„Schicke um elf Uhr meine Leute zu Bette und bleibe im Vorzimmer!“

„Es wird geschehen, Durchlaucht!“

„Augenblicklich bedarf ich Deiner Dienste nicht!“

Laura verneigte sich und wollte sich zurückziehen, doch das Fräulein von Gleibach wandte sich jetzt ebenfalls an die treue und zuverlässige Zofe.

„Sagen Sie doch meiner Lisette, sie habe nicht nöthig, mich zu erwarten, sie möge sich nur schlafen legen, da ich diese Nacht bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin zubringen wolle!“

„Ich werde Ihren Befehl pünktlich ausrichten, gnädiges Fräulein,“ antwortete das Mädchen, schlau lächelnd, „und die neugierige Lisette schon auf unverfängliche Art zu beseitigen wissen!“

Laura verneigte sich nochmals und verschwand.

Fräulein von Gleibach trat zu der Chaiselongue und ließ sich leise seufzend darauf nieder.

Die Prinzessin war inmitten des Gemaches stehen geblieben und sah jetzt die Freundin theilnehmend an.

„Du willst Dir meinetwegen die Nachtruhe entziehen?“ fragte sie. „Aber das ist ja ganz unnöthig, da —“

„Wie?“ unterbrach sie Natalie, indem sie den Blick zärtlich vorwurfsvoll zu der Prinzessin aufschlug. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich die Nacht ruhig in meinem Zimmer zubringen könnte, in Ungewißheit über den Ausgang Deines gewagten Unternehmens? Und dann muß ich doch suchen, Dir die Zeit bis Mitternacht abzukürzen, wir haben zudem noch einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, Dinge zu verabreden, die mir noch nachträglich eingefallen sind —“

„Du meinst? —“

„Deine heute zur Schau getragene Unpäßlichkeit ist ein guter Vorwand für mein Verbleiben bei Dir. Uebrigens kann ich mich ja auf mein Zimmer zurückziehen und werde dies auch thun, sobald Alles gut abgelaufen ist.“

„Doch welcher Maßregeln bedürfte es noch außer denen, die wir bereits besprochen haben? Um Mitter-

nacht, wenn Alles zur Ruhe ist und die Lichter in den Gängen des Schlosses ausgelöscht sind, wird Laura über die Hintertreppe dieses Flügels zum Parke hinab schleichen, sich zu vergewissern, daß Niemand von den Gästen oder dem Hauspersonale dort noch sich aufhalte; hat sie das ermittelt, so wird sie mich davon benachrichtigen, ich aber eile dann nach dem Lusthäuschen, wo Richard meiner harrt, wenn er in den Besitz der Rose gelangt ist, wie ich erwarten darf. Laura wird in meiner Nähe bleiben und auf der Lauer stehen. Den Rückweg zum Schlosse werde ich nicht eher antreten, als bis das Mädchen ausgekundschaftet, daß ich es unbemerkt thun kann. Welch andere Maßnahmen könnte ich noch sonst treffen? Willst Du mich zur Vorsicht auf meinem Gange begleiten?"

„Nein, ich kann Dir möglicherweise bei weitem nützlicher sein, wenn ich hier bleibe!"

„Wie meinst Du das?"

„Weil ich nur dann in der Lage sein kann, das Aergste zu verhüten!"

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Setzen wir den Fall, die Anwesenheit des Grafen Erlau im Städtchen — denn ich zweifle keinen Augenblick, daß er Deiner brieflichen Aufforderung schleunigst Folge geleistet — sei durch einen Vertrauten Deines Vaters, entweder durch den Kammerdiener Heider oder den listigen Ruhland, vielleicht auch durch die erste Kammerfrau Deiner Mutter — denn ich weiß, die Hollanek war heute unten im Städtchen — zufällig entdeckt worden, dann könntest Du doch sicher darauf rechnen, daß dies augenblicklich zur Kenntniß Deiner Eltern gebracht worden sei, und dann wäre nichts gewisser, als daß man uns Tag und Nacht insgeheim auf das Sorgfältigste überwachen würde. Es geschieht dieses also vielleicht schon jetzt, sollte man auch nicht die Rose am Gitterpförtchen aufgefunden haben. Im dunklen Park können Späher aufgestellt sein, ohne daß Laura sie bemerkt oder Du sie durch's Gestrüpp Dir nachschleichen siehst, es ist auch möglich, wahrscheinlich sogar, daß man Dich ungehindert das Lusthäuschen erreichen

läßt, damit Dein Zusammentreffen mit dem Grafen Erlau unzweifelhaft konstatirt werde. Wie aber, wenn man Euch dann plötzlich überrascht, der Fürst selbst — denn ich glaube, daß man Deinen Bruder aus dem Spiele lassen werde, wie dies bisher geschehen — vor Euch hintritt, wirst Du dann doch nicht, obgleich Du während unserer letzten Unterredung über diesen Gegenstand noch fest entschlossen warst, es nicht zu thun, Deinem Vater in der Bedrängniß die ganze Wahrheit bekennen müssen — versteh' mich recht — die ganze Wahrheit?"

„Nein," entgegnete Thekla schmerzlich, doch mit Energie, „ich kann es nicht, jetzt noch nicht, es ist ganz unmöglich — ich werde es nicht thun, was auch meine Eltern von mir denken sollten!"

„Aber der Graf — wird ihm nicht im Momente der peinlichsten Verlegenheit ein Wort entschlüpfen, das —"

„Auch das nicht, Natalie! Ich kenne Richard zu gut, als daß ich so etwas von ihm befürchten müßte!"

„Und wenn ihn Dein Vater hart bedrängt, ihn reizt, beleidigt — ?"

„Richard hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er geduldig ausharren werde, bis ich für ihn den günstigen Augenblick gekommen glaube, offen aufzutreten und sein gutes Recht in Anspruch zu nehmen. Er wird also, wenn uns mein Vater in dieser Nacht oder zu einer anderen Stunde überraschen sollte, seinen Vorwürfen und Anklagen Stillschweigen entgegensetzen, wird lieber Alles über sich ergehen lassen, als daß er nur durch eine Sylbe unser Geheimniß verriethe. Er hat mir schon früher gelobt, daß er in einem solchen Falle plötzlicher Ueberraschung die Flucht ergreifen werde, auf die Gefahr hin, für feige gehalten zu werden — mir zuliebe und meiner Sicherheit wegen werde er das thun! Und Richard, der edle Richard hält, was er verspricht!"

„Nun gut! Aber nehmen wir an, daß Dein Rendezvous verrathen wird, der Graf fortfährt, sich trotz Allem das heldenmüthige Opfer des Schweigens

aufzuerlegen, kann Dein Geheimniß nicht anderswo in demselben Augenblicke zu Tage kommen?"

„Wie? und wodurch?" fragte Thekla höchst erstaunt.

„Durch Eure Korrespondenz! Wer bürgt Dir dafür, daß die Fürstin nicht in demselben Moment, wo Dein Vater Euch bei dem Lusthäuschen überrascht, diese Gemächer betritt, sie von ihren vertrautesten Leuten durchsuchen, Deinen Schreibtisch gewaltsam öffnen läßt und Deine Briefschaften durchstöbert, mit Beschlag belegt? Und wenn sie dann die Briefe des Grafen findet, so genügt ein flüchtiger Blick in dieselben, ihr die Gewißheit zu verschaffen, daß es sich nicht um eine standhaft ausdauernde Liebesangelegenheit handelt, um ein Verhältniß, das Eltern möglicherweise in Güte oder nöthigenfalls durch Gewalt lösen können, sondern daß Erlau seit nahezu zehn Monaten — Dein Gatte ist!"

„Mein Gott, die Briefe! —" stammelte Thekla erschrocken. „Sie befinden sich allerdings in meinem Schreibtische! Ich dachte nicht an einen Gewaltakt

solcher Art — Ich kann auch noch jetzt nicht daran glauben, Natalie!"

„Und doch würdest Du gut thun, Dich auf Alles gefaßt zu machen!"

„Meine Mutter könnte so weit ihren Stolz verleugnen, mich so sehr vor ihren Leuten kompromittiren, daß — unmöglich! Du siehst zu schwarz!"

„Ich wollte, dem wäre so! Aber ich fürchte, daß sich meine Besorgnisse nur zu sehr rechtfertigen werden, wenn auch vielleicht nicht diese Nacht, doch eines Tages! Du solltest so gefährliche Briefe nicht aufbewahren, Thekla — Du wirst Dich erinnern, daß ich Dich schon früher davor warnte!"

Die Züge der Prinzessin verriethen ihre heftig auflodernde Erregung.

„Was verlangst Du von mir?" erwiederte Thekla, „Du willst doch nicht, daß ich die Briefe, das Einzige, was ich von meinem Manne besitze, den Flammen opfere?"

„Nein, aber ich rathe Dir, ihm die Briefe zurückzustellen, nun Dich Konflikte bedrohen, schon durch

das baldige Eintreffen des jungen russischen Fürsten, das, ich zweifle nicht daran, die eine oder andere Katastrophe für Dich heraufbeschwören wird."

Die schönen, glanzvollen Augen der Prinzessin wurden durch Thränen verdunkelt

„Meine Eltern waren stets gütig gegen mich," sagte sie weich, fast schluchzend, „sie haben mir jederzeit beinahe uneingeschränkt meinen Willen gelassen, sie werden von ihrer Forderung abstehen, wenn ich den Fürsten Osakow ausschlage!"

„Gut, falls sie das auch thun, so werden sie doch nicht eher ruhen, als bis sie herausgebracht, daß Erlau die einzige Ursache dieser Weigerung ist. Die Gefahr eines zu befürchtenden Gewaltaktes und einer Entdeckung der Briefe schwebt also in den nächsten Tagen beständig über Deinem Haupte!"

Thekla war sichtlich erschüttert. Mit düsterer Miene begann sie im Gemache auf und ab zu gehen in verzweifelndem Brüten, mit der zitternden Rechten die liebliche Rose zerpflückend, welche sie am stürmisch

bewegten Busen trug. Sie bestand augenscheinlich einen schweren Kampf.

Endlich ward sie ruhiger. Sie trat vor die sie besorgt beobachtende Freundin hin und sagte mit halberstickter Stimme: „Ich werde Richard heute Abend die Briefe bringen, er möge sie mir bis auf bessere Zeiten aufbewahren!"

„Nicht also!" antwortete Natalie lebhaft. „Du darfst sie nicht bei Dir tragen, wenn Du in den Park hinabgehst —"

„Wie," unterbrach sie die Prinzessin, sich stolz aufrichtend, „Du glaubst doch nicht, man werde es wagen, mich auf dem Wege nach dem Lusthäuschen anzuhalten, um meine Taschen zu visitiren? Einen solchen Befehl wird mein Vater niemals ertheilen, das weiß ich gewiß!"

„Wenn auch das nicht," versetzte die Freundin, „so könnte man doch, solltet Ihr an jener einsamen Stelle des Parkes belauscht werden, dem Grafen entweder dort oder auf dem Wege zum Städtchen auf Geheiß des Fürsten mit Gewalt die von Dir em-

pfangenen Papiere abnehmen. Möchtest Du es auf einen Kampf Erlau's mit den Untergebenen Deines Vaters ankommen lassen? Doch sicher nicht, Thekla! Nun also, darum vertraue mir die Briefe an, bevor Du Dich zu dem Rendezvous begiebst — erweist sich meine Besorgniß als eine überflüssige, desto besser!"

„Dein Rath ist gut," antwortete die Prinzessin zögernd, „und doch — glaubst Du nicht, daß man auch bei Dir, meiner Vertrauten, Nachsuchung anstellen würde, hätte man überhaupt die Absicht, so energisch gegen mich vorzugehen?"

„Sorge nicht, Thekla, ich werde Dein Heiligthum sicher zu verbergen wissen. Aber beherzige, was ich zuvor gesagt, entäußere Dich desselben — auf einige Zeit nur! Ich werde das heimlich besorgen — wie früher Deine Briefe — durch Laura's zuverlässigen Bruder. Bespreche Dich doch heute mit Erlau darüber!"

„Ich will es thun," erwiederte Thekla nach kurzem Sinnen, „und ich werde Dir auch sofort

Alles übergeben, was ich Schriftliches von ihm besitze!"

Nach diesen wehmüthig gesprochenen Worten begab sie sich hastig durch eine Seitenthür des Schlafzimmers nach dem anstoßenden Gemache.

Als sie dort hinein verschwunden war, da murmelte Fräulein von Gleibach bekümmert vor sich hin: „Von welchen Wirrsalen sehe ich das arme junge Paar bedroht, welcher Sturm wird über dasselbe hereinbrechen! Und alles das hat ein einziger unüberlegter Schritt verschuldet, zu dem Thekla und den Grafen die Schwärmerei der Liebe, der Enthusiasmus einer reinen, weder Welt noch Verhältnisse berücksichtigenden Hingebung unaufhaltsam trieb! Hätte die Freundin mich im verflossenen Jahre in Ostende an ihrer Seite gehabt, es wäre nicht dazu gekommen, mir würde es gelungen sein, die verblendeten Liebenden davon abzuhalten, heimlich vor dem Maire von Brügge eine Civilehe einzugehen. Sie wollten dadurch dem Bunde der Herzen ein durch keine Gewalt lösbares Siegel aufdrücken und griffen so zu einem gewagten

und wie ich fürchte, nutzlosen Mittel. Hätte Thekla damals den Muth gehabt, jenen Schritt offen den Eltern zu bekennen, sich nicht von ihrem Gatten zu trennen, nöthigenfalls mit ihm im Auslande zu bleiben, die Sache wäre jetzt vielleicht vergeben und vergessen, seit jenen Tagen aber haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert — der Fürst kann als guter Patriot nicht daran denken, seiner Tochter nachzugeben und einen Preußen in seine Familie aufzunehmen, und die Fürstin hält, nun uns der deutsche, protestantische Norden mit einem Kriege droht, mehr als je zuvor ihren katholischen Standpunkt fest. Sie werden eine Ehe nicht anerkennen, die nach katholischen Begriffen keine Giltigkeit hat. Und welches Loos ertrugen die so Verbundenen nun schon durch zehn Monate! Sie ist eine arme jungfräuliche Gattin, die jeden Augenblick vor der Entdeckung ihres Geheimnisses erbeben muß, das nun bald nicht länger mehr verschwiegen bleiben kann, und er darf nur verstohlen und flüchtig sein theures Weib sehen und umarmen! Graf Erlau hätte als welterfahrener Mann klüger

und energischer handeln sollen, aber ich kann ihn nicht verdammen, er ist edel und gut und vor Allem — er liebt!"

Die treue, zu jeder Aufopferung fähige Freundin Thekla's überließ sich einem kummererfüllten Nachdenken, bis die Prinzessin zurückkehrte.

Diese hatte die von ihrem Gatten erhaltenen Briefe — es waren ihrer etwa nur ein Dutzend, denn nur selten und mit größter Vorsicht hatte die Korrespondenz-Beförderung der jungen unglücklichen Eheleute stattfinden können — in ein Couvert geschlagen, dasselbe versiegelt und mit einer Aufschrift an den Grafen Richard Erlau versehen.

Thekla hatte noch Thränenspuren auf den Wangen, als sie nun der Freundin das kleine Packet übergab.

„Da nimm," sagte sie traurig, doch entschlossen, „ich habe die Briefe, deren Inhalt Du kennst, nur deshalb eingesiegelt, damit Du das Päckchen ohne Zeitverlust dem getreuen Reinhard übergeben kannst, falls die äußerste Nothwendigkeit dazu drängen sollte,

es fortzuschicken. Geht auch das nicht —" fügte sie mit mühevoll erkämpfter Resignation hinzu — „und mußt Du doch befürchten, daß es nicht so sicher bei Dir aufgehoben sei, so — verbrenne es in Gottes Namen, denn meine Eltern dürfen nicht in den Besitz desselben gelangen!"

„Ich stehe Dir mit meiner Ehre gut dafür, daß sie es nicht werden!" antwortete Natalie fest und schob das schmale Päckchen zwischen das Kleid und ihr Mieder.

Thekla setzte sich zu der Freundin. Eifrig ward noch Manches besprochen und verabredet; die Zeit schlich den Ungeduldigen langsam hin, doch endlich wies der Zeiger der zierlichen Pendule des Gemaches auf die Mitternachtsstunde.

Und nun schlüpfte die Zofe Laura unaufgefordert in das Zimmer.

„Durchlaucht," flüsterte sie, „im Schlosse ist Alles finster und stumm. Ich war schon unten, bis zum großen Rosenparterre des Parkes, und habe nirgend ein menschliches Wesen erblickt.

Selbst im Souterrain sind die Lichter ausgelöscht, das Küchenpersonal, das immer am längsten auf bleibt, hat sich also auch bereits zur Ruhe begeben!"

„Gut!" antwortete die Prinzessin, sich rasch erhebend. „Gehen wir!"

Die schlanke Zofe näherte sich leichtfüßig der Chaiselongue, nahm von der Lehne derselben den dunkelfarbigen Burnus, hüllte die Gebieterin in denselben ein und war ihr behilflich, die Kapuze des Ueberwurfes sich über das schöne blondlockige Haupt bis dicht zu dem Antlitze zu ziehen, dessen Wangen jetzt von einer zarten Röthe angehaucht waren.

Auch Natalie hatte sich erhoben. Die Prinzessin wandte sich nach ihr um.

„Gott schütze Dich!" flüsterte das Fräulein von Gleibach. „Sei vorsichtig! Versprich Erlau nicht mehr, als Du halten kannst, ohne Dich in noch schwerere Bedrängnisse zu stürzen!"

„Du bleibst hier?" hauchte Thekla.

„Ja!"

Die Prinzessin umarmte ihre Freundin bewegt

und zärtlich. Dann sagte sie hastig der Zofe: „Geh' voraus, Laura!"

Die besorgte Natalie aber raunte dem Mädchen zu: „Geben Sie auf das leiseste Geräusch Acht, vergessen Sie nicht, daß von einer rechtzeitigen Warnung Alles abhängt!"

Laura, deren verschmitzte Miene völlige Furchtlosigkeit und sogar ein gewisses abenteuerlustiges Behagen ausdrückte, nickte lächelnd und schlich ihrer Herrin voran, die ihr mit klopfendem Herzen, doch in sicherer Haltung folgte.

Fräulein von Gleibach begleitete die Prinzessin bis zum Ausgange des Vorzimmers, drückte dort die Hand der Freundin, sah Thekla in dem dunklen Korridor verschwinden, schloß die Thür leise hinter ihr und zog sich dann nicht nach dem Schlafzimmer der jungen Fürstentochter zurück, sondern ließ sich beklommen auf einen Fauteuil des Vorgemaches nieder, von dem aus man jedes etwa im Korridor des Schloßflügels entstehende Geräusch deutlich vernehmen konnte.

Viertes Kapitel.

Das Rendezvous und seine Folgen.

Die Thür, welche von der Hintertreppe in den Park führte, ward niemals verschlossen, ausgenommen während der Dauer der rauhen Wintermonate. Die Zofe der Prinzessin hatte sich daher lautlos durch den offenen kleinen Ausgang in's Freie stehlen können und stand bereits im Schatten der hohen Parkbäume, welche den breiten Kiesweg umsäumten, von dem die unmittelbar hinter dem Schlosse sich ausdehnende Rasenfläche umschlungen wurde.

Als Thekla jetzt unter den gothischen Bogen der kleinen Seitenthür trat und zögernd auf der steinernen Stufe des Ausganges stehen blieb, einen forschenden Blick umhersendend, da schlüpfte Laura ein wenig aus dem Schatten der Bäume hervor und

gab ihrer Gebieterin durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie sich getrost vorwärts wagen dürfe.

Die reizende, vom Mondlichte angehauchte Nacht entfaltete hier im stillen Parke ihren lieblichsten Zauber. Ueber den sammtnen Rasen, die duftigen Blumenhügel, die am Saume desselben hervortraten, die mäßig breite Kiesfläche, welche das Schloßgebäude von den Anlagen trennte, über den stolzen Feudalbau mit seinen Thürmchen und Erkern, das üppige Buschwerk rings, aus dem da und dort kleine Pfade in die Hauptwege mündeten, war ein leichter Silberglanz ausgegossen, der in märchenhaftem Duft um die hohen Baumkronen der fernab sich hinziehenden Parkanlagen wob.

Trotz der lauen Frühjahrsluft empfand Thekla ein flüchtiges Frösteln, das wohl nur ihre momentane Beklommenheit verursachte. Sie zog den Burnus fester um sich und ermannte sich zugleich.

Und nun beeilte sie sich, über das mondbeglänzte Kiesparterre hinweg nach dem Schatten des Parkes zu gelangen. Ihr hastiger Schritt war so leicht und

schwebend, wie der einer schlanken Gazelle, dennoch knisterte der feine Schotter unter ihren zarten Füßen. Aber sonst machte sich auch nicht das schwächste Geräusch ringsum bemerkbar.

Erst nachdem die Prinzessin die ihrer harrende Zofe erreicht hatte, wagte sie, nach dem Schlosse zurückzublicken.

Kein Fenster desselben war durch Lampen- oder Kerzenlicht erhellt, nur der Mondesglanz, der die Rückseite des weiten Gebäudes eigenthümlich und dämmerhaft beleuchtete, die Schatten der Mauervorsprünge und Erker scharf hervortreten ließ, lag glitzernd auf den hohen Spiegelscheiben.

Thekla athmete erleichtert auf. Eine unaussprechliche Freudigkeit kam über sie, ein kühner Lebensmuth blitzte aus ihren seelenvollen Augen.

„Alles geht gut!" flüsterte sie halb vor sich hin, halb zu der Zofe. „Und nun gilt es, keine Zeit zu verlieren!"

Sie wandte sich hastig vom Schlosse ab und betrat jene Allee, welche einen Gürtel um den Rasen-

teppich bildete. Laura schritt jetzt dicht hinter ihrer Herrin.

Diese blieb gleich unter den nächsten Bäumen stehen und flüsterte dem Mädchen zu: „Es ist nicht nöthig, daß Du mich bis zum Lusthause begleitest, mir scheint es sogar gerathener, Du bleibst hier und behältst von dem angrenzenden Gebüsche aus die sämmtlichen Ausgänge des Schlosses beständig im Auge."

„Ich wollte Ihnen das soeben vorschlagen, Durchlaucht," zischelte Laura.

„Verlasse Deinen Posten nicht, außer denn, Du bemerkst irgend etwas, was Dir verdächtig erscheint, dann aber eile mir nach und setze mich davon in Kenntniß!"

„Ich werde getreulich dem Befehle nachkommen!"

Die Prinzessin nickte und schritt dann zuversichtlich weiter, während Laura nach jenem Gebüsche huschte, welches ihr von ihrer Gebieterin bezeichnet worden war.

Thekla hatte, wie begreiflich, von den Parkan-

lagen die genaueste Kenntniß, so daß sie sich in denselben sogar bei völlig stockfinsterer Nacht würde zurecht gefunden haben.

Jetzt kam ihr obendrein auf ihrer beschleunigten Wanderung das durch's Laub hin und wieder einfallende Mondlicht zu statten.

Nach wenigen Minuten gelangte sie zu der Mündung eines Pfades, der sich zur Rechten von der herrlichen Kastanienallee ab in das Gehölz hinein zog.

Die Prinzessin lenkte diesem Pfade ihre Schritte zu. Bevor sie ihn betrat, blieb sie einen Augenblick lauschend stehen und spähte nach dem Gehölze, wo die Dunkelheit siegreicher gegen das Mondlicht ankämpfte, als in der Allee.

Aber auch dort herrschte eine feierliche Stille, nicht einmal einer der gefiederten Sänger zirpte dort flüchtig im Traume auf und die Nachtigall, die hier in wundervollen Sommernächten so oft durch ihr melancholisch-süßes Schlagen das Gemüth der phantasiereichen Thekla bewegt hatte, war ja noch nicht

aus südlicher Zone hierher nach ihrem traulichen, wohlgeborgenen Neste zurückgekehrt.

Völlig beruhigt schritt Thekla auf dem sich durch das Gehölz schlängelnden Pfade weiter, von Zeit zu Zeit einen hastigen Blick auf das düstere Gestrüpp zur Rechten und Linkend werfend.

Endlich erreichte sie, nach manchen Krümmungen des nur selten vom Mondscheine schwach beglänzten Pfades, den Fuß des hart an der Parkmauer aufgeworfenen Hügels.

Die kleine Anhöhe war mit jungem Nadelholze bepflanzt, dessen Wipfel ein zierliches, reichgeschnitztes hölzernes Schweizerhäuschen überragte, von dessen Erdgeschoß aus eine Treppe zu einer offenen Gallerie führte, deren vorspringendes Schindeldach durch schlanke schmale Holzpfeiler getragen ward, um deren Schnitzwerk sich üppige Schlingpflanzen emporwanden.

Dieses Lusthäuschen war sehr häufig der Lieblingsaufenthalt Thekla's, sie pflegte dort an schönen sonnigen Tagen sich entweder mit einem Buche zu

beschäftigen oder auch, und wohl noch öfter, in sehnsuchtsvolles, schwermüthiges Sinnen verloren, an die Brüstung der Gallerie gelehnt, auf die malerische Landschaft zu starren, die hier dem Blicke ein reizendes, von holdem Frieden verklärtes Rundgemälde darbot.

Jetzt, in dem ungewissen Dämmerlichte der stillen Mondnacht hatte dieses einsame Plätzchen freilich ein minder freundlich anmuthendes Aussehen. Die jungen Tannen ragten schwarz und unheimlich empor und schienen den in fahler Beleuchtung seltsam phantastisch blickenden Holzbau drohend zu umstehen.

Thekla machte Halt und preßte ihre Rechte mit krampfhafter Bewegung gegen das heftig pochende Herz.

Sie empfand weder Angst noch Scheu; was ihr Gemüth einen Moment bestürmte, war ein banger Zweifel.

„Ist er in den Besitz meiner Botschaft gelangt, oder werde ich vergebens hierher gekommen sein?“ murmelten ihre bebenden Lippen. „Und ist er da,

wird unser Stelldichein glücklich verlaufen? Und — o mein Gott — wodurch kann ich ihn über mich, über unsere Zukunft beruhigen?"

Doch sie faßte sich sogleich wieder, schüttelte den Kleinmuth, der sie beschleichen wollte, von sich ab und schlug eilig und zuversichtlich den schmalen Weg ein, der sich zwischen den Tannen hindurch in Schlangenwindungen zum Lusthäuschen emporzog.

Nun erreichte sie, fast athemlos, die Plattform der kleinen Anhöhe.

In demselben Augenblicke trat aus dem schattenerfüllten Eingange der Schweizerhütte eine Gestalt in das volle Mondlicht hinaus.

Die Gestalt war ein junger, eleganter Mann von edlem, stolzen Aussehen.

Er schritt rasch der sich ihm Nähernden entgegen und breitete freudestrahlend die Arme nach ihr aus.

„Thekla," rief er leidenschaftlich, „mein schönes, mein geliebtes Weib!"

„Richard!" stammelte die Prinzessin und sank,

von glückseligen Gefühlen überwältigt, an die Brust ihres Gatten.

Sie hielten einander nur kurze Zeit umschlungen, denn Thekla bog sich alsbald zurück und auch Erlau trat ein wenig von ihr weg, doch das geschah von beiden Theilen nur, damit sie gegenseitig ihre Züge prüfen, einander desto zärtlicher anblicken könnten. Sie hielten sich dabei an den Händen gefaßt und aus ihren liebevoll glänzenden Augen strahlte der Ausdruck einer grenzenlosen, zu jeglichem Opfer bereiten Hingebung, eine stille Glückseligkeit, die im ersten Moment des Wiedersehens auch nicht durch den leisesten Schatten von Schwermuth oder banger Sorge getrübt ward.

Das Silberlicht des Mondes umwallte sanft verklärend die beiden jugendlichen Gestalten. Wie stimmten diese schon in ihrer äußeren Erscheinung so trefflich zusammen, die hohe, schlanke, junge Dame mit dem feinen, durchgeistigten Antlitz, dem schwärmerisch-seelenvollen Blick, den ätherischen, graziösen Körperformen, und der stattliche, kaum achtundzwanzig-

jährige Mann mit der edlen, männlich festen Haltung, der breiten Brust, dem kurzen, lichtbraunen Vollbarte, den ernsten und doch auch lebhafte Sympathie erweckenden milden Gesichtszügen, deren leichte Bläße jetzt durch das Mondlicht erhöht ward, den schönen dunkelblauen Augen, deren sinniger und weicher Ausdruck auf Gemüthstiefe schließen ließ, aber deren Glanz auch zugleich verrieth, daß sie fähig seien, in Momenten edler Entrüstung leidenschaftlich und energisch zu blitzen.

Thekla fand zuerst Worte.

„Du gelangtest also in den Besitz der Rose, die ich Dir als Zeichen an das Gitter band?“ fragte sie hastig.

„Ja!“ antwortete Graf Richard wehmüthig lächelnd. „Wann aber wird mir ihre schönere Schwester, die mir jetzt einen flüchtigen Augenblick heimlichen Glückes schenkt, völlig und für ewig zu Theil werden?“

„Ach, Richard,“ antwortete Thekla zärtlich, „ist nicht mein ganzes Denken und Empfinden jederzeit

auf Dich gerichtet, lebe und athme ich nicht für Dich allein, weile ich im Geiste nicht stets an Deiner Seite, vermag eine noch so lange Trennung meine Gefühle für den theuren Mann meines Herzens abzuschwächen?"

Richard senkte das Haupt und zögerte einige Momente mit der Entgegnung.

Seiner Brust entwand sich ein schwerer Seufzer.

Dann blickte er seinem schönen Weibe voll Innigkeit in die schwärmerisch auf ihn gerichteten Augen und erwiederte weich und mit einem leisen Anflug von Vorwurf: „Deine Liebe beglückt mich, Thekla, und doch auch wieder macht mich Deine heiße Betheuerung derselben so elend — so elend, wie ich Dir nicht zu sagen vermag!"

„Wie?" stammelte die Prinzessin betroffen.

„Ach," fuhr der Graf bewegt fort, „mahnt sie mich nicht unerbittlich an die Glückseligkeit, die Du mir vorzuenthalten durch die Verhältnisse gezwungen bist, an den Himmel, den Du immer und immer wieder vor mir verschlossen hältst? Geliebte Thekla,

der Mann vermag sich nicht, und sei er auch noch so phantasievoll, geduldig und ausharrend, bis zu der wesenlosen, entsagenden Liebe einer schon durch reingeistigen Gefühlsaustausch beglückten Frau emporzuschwingen, er will besitzen, was er liebt, nicht nur ihr Herz, sondern auch sie selbst im vollsten Sinne des Wortes, er will frei und offen stolz auf seine Wahl, sein Glück, seinen Besitz sein dürfen. Und so lange mir dieses nicht vergönnt ist, so lange Du mich nicht durch ein Aufgeben Deiner Bedenken, durch eine herzhafte That dazu berechtigst, so lange vermag Deine Liebe — o vergieb mir dieses Bekenntniß — nicht völlig zu ersetzen, was ich durch Deine Unentschlossenheit an Glückseligkeit einbüße, verzehrt sich mein Gemüth in rasender Sehnsucht, schleicht sich in meine süßesten Träume der düstere Schatten eines trostlosen Unbefriedigtseins ein, fühle ich mich um so vereinsamter in der Welt, je lebhafter Dein holdes Bild mir vor die Seele tritt!"

Thekla erbebte, eine liebliche Röthe flammte über ihre Wangen hin, Thränen traten ihr in die

Augen. Sie entzog sanft ihre zarten kleinen Hände denjenigen ihres Gatten, umschlang aber sodann im nächsten Augenblicke seinen Hals, ihr erglühendes Antlitz an seiner Brust bergend.

„Theurer Richard," flüsterte sie, „ist es nicht auch mein sehnlichster Wunsch, mit Dir vor der Welt vereint zu sein? Wäre ich nicht stolz darauf, ihr zu zeigen, daß ich Dir angehöre? Ist es meine Schuld, daß —"

„Still!" unterbrach sie Richard, indem er das Haupt rasch zur Seite wandte. Dann fügte er nach kurzer Pause hinzu: „Verzeih', mir war's, als habe sich in der Nähe ein leises Rascheln vernehmbar gemacht. Aber es wird wohl eine Eidechse oder ein Nachtvogel verursacht haben — ich höre nichts mehr. Bist Du sicher, daß Dir Niemand hierher folgte?"

„Ganz sicher!" versetzte Thekla zuversichtlich. „Laura ist, dem Schlosse gegenüber, am Ausgange der Hauptallee verborgen, sie würde mir bereits

nachgeeilt sein, wenn sie irgend etwas Verdächtiges gewahrt hätte!“

„Und ich habe, nachdem ich über die Parkmauer gestiegen, das Gestrüpp und das Tannendickicht hier rings herum sorgfältig durchsucht und befinde mich schon seit geraumer Zeit hier, ohne daß ich einen befremdlichen Laut vernommen — wir haben also keine Lauscher, keinen plötzlichen Ueberfall zu befürchten. Aber laß' uns trotzdem aus dem Mondlichte fortreten, Theure, komm', folge mir in das Lusthaus, wir setzen uns dort zu einander — es gilt ja, noch so Vieles, so Ernstes und Dringendes zu besprechen!“

Thekla hatte schon zuvor ihre weißen Hände vom Halse des Gatten entfernt. Dieser schlang jetzt zärtlich einen Arm um ihre Taille und führte sie in das ebenerdige Gelaß des Schweizerhäuschens, dessen Thür offen stand.

In dem kleinen Gemach, dessen Fenster ohne Glas waren, zogen sich rings an den Wänden Bänke aus Rohrgeflecht hin.

Graf Erlau geleitete seine holde, jungfräuliche Gattin zu einer dieser Bänke; sie ließen sich dicht nebeneinander darauf nieder.

Das Düster, welches in dem Raume herrschte, machte es den Liebenden unmöglich, gegenseitig ihre Züge zu erkennen, aber was that das zur Sache? Suchten und fanden sich doch ihre Hände, schmiegten sie sich doch zärtlich aneinander. Aber zu verliebtem Gekose war der Augenblick nicht angethan, denn Richard und Thekla empfanden Beide den Ernst ihrer Lage, die sie hier verstohlen zusammengeführt hatte.

Bevor noch der Graf wieder das Wort ergreifen konnte, flüsterte die Prinzessin ängstlich: „Mein Gott, wenn sich hier Jemand versteckt hätte!"

„Aber ich war ja hier, noch ehe Du kamst," antwortete Richard beruhigend, „habe das Häuschen bis unter's Dach durchstöbert und nichts gefunden!"

„Gleichviel! Die Fenster sind unverschlossen — und während wir dort auf der Plattform im Mondscheine standen, könnte —"

„Einen Augenblick Geduld!“ unterbrach sie ihr Gatte.

Er zog rasch ein Büchschen hervor; im nächsten Moment flammte eine dünne kleine Wachskerze in seiner Hand.

Und nun erhob er sich, leuchtete umher, unter die Bänke, in jedem Winkel hinein. Auch Thekla's Blick schweifte hastig durch den Raum; sie gewahrte, wieder erleichtert aufathmend, daß ihre Besorgniß eine überflüssige gewesen sei.

Erlau kehrte zu Thekla zurück, löschte das Kerzchen aus, setzte sich zu der Gattin und ergriff ihre Hand.

„Bist Du nun beruhigt?“ fragte er zärtlich.

„Ja!“

„Nun, so beruhige auch mich! Was ist es mit dem jungen russischen Fürsten?“

„Er wird, wie ich Dir geschrieben, in den nächsten Tagen eintreffen, vielleicht morgen schon.“

„Und Du siehst seiner Ankunft gelassen entgegen?“

„Ich? Konntest Du nicht aus meinen wenigen Zeilen entnehmen, daß ich in Verzweiflung über diesen Besuch war? Aber ich bin es nicht mehr; Richard — ich habe meine ganze Entschlossenheit wiedererlangt und ich werde dem Fürsten Osakow einen Empfang bereiten, der ihn sicher bestimmt, so bald wie möglich wieder abzureisen."

„Wenn Du Dich nun täuschest, Thekla? Die Russen sind starrköpfig und zugleich glatte, feine, diplomatische Weltmänner, die das Ziel, welches sie im Auge haben, mit eiserner Konsequenz verfolgen, in der Politik wie in allen anderen Dingen. Dieser Osakow hat Dich im verflossenen Winter in Prag während seiner Durchreise flüchtig gesehen, welchen tiefen Eindruck Du damals auf ihn gemacht, davon ist seine jetzige Werbung der unzweideutigste Beweis. Wenn ihn nun ein kühler Empfang von Deiner Seite nicht abschrecken sollte?"

„So setze ich ihm Verachtung entgegen!"

„Und wenn ihn eine abschlägige Antwort nur noch um so hartnäckiger macht? Wenn er es dahin

bringt, Deine Eltern ganz und gar auf seiner Seite zu haben?"

„Das sind sie leider jetzt schon!"

„Und falls diese nun mit aller Energie in Dich dringen, Dich binnen kürzester Frist zu Gunsten des Russen zu erklären? Du wirst dann, in die Enge getrieben, bekennen müssen, daß Du bereits vermählt seiest!"

„Es giebt noch einen anderen Ausweg, Richard —"

„Wie?" unterbrach sie Erlau freudig und leidenschaftlich. „Die Flucht?"

Thekla erbebte. Der Graf war dessen gewahr, denn ihr zarter Körper war ja dicht an ihn geschmiegt.

„Du fürchtest Dich davor und liebst mich doch so unaussprechlich?" fuhr er fort im Tone leisen Vorwurfes.

„Ach, geliebter Mann," entgegnete Thekla zaghaft, „Du hast mir gelobt, mich nicht zu einem solchen Schritte drängen zu wollen! —"

„Aber Deine Umgebung, Thekla, Deine nächsten Angehörigen werden Dich dazu drängen. O, warum folgtest Du mir damals nicht, nachdem wir unsere Hände zum ewigen Bunde ineinandergelegt und uns der Maire vereinigt, warum willigtest Du nur unter der Bedingung ein, die Meinige zu werden, daß ich sofort nach unserer Trauung abreise und es Dir überlasse, uns den Pfad zum Glücke zu ebnen —!"

„Richard —"

„Höre mich geduldig an, geliebtes Weib, obgleich Du im Voraus weißt, was ich Dir sagen will, obwohl Du es schon mehr als einmal aus meinem Munde vernommen hast, höre mich nochmals an, denn unter den Verhältnissen, welche obwalten und uns bedrohen, gewinnen meine Vorstellungen eine ernstere, eine zwingendere Bedeutung als je zuvor! Es ist wahr, Du zögertest während unseres kurzen Beisammenseins in Belgien keinen Augenblick, mir den Beweis zu geben, daß Du mir unwiderruflich angehören wolltest, aber Du überlieferteſt uns zugleich einem Verhältnisse, das nicht unnatürlicher gedacht

werden kann! Du machtest schwerwiegende Gründe für die Nothwendigkeit desselben geltend, — Du fürchtetest, Deine Mutter werde erkranken, vielleicht bei ihrer Nervosität und Körperfülle vom Schlage getroffen werden, wenn sie unvorbereitet das Geschehene erfahre, Dein Vater werde im ersten Zorne unsere Ehe als ungiltig erklären lassen, seine Verbindungen und die Gesetze Eures Landes würden ihm das leicht machen, — kurz Du bestandest darauf, daß unsere Ehe vorläufig ein Geheimniß bleibe. Ich fügte mich, wiewohl schmerzlich, Deinem Ausspruche, denn Du vertröstetest mich auf die nächste Zukunft und gabst mir die Hoffnung, daß es Dir gelingen werde, Deine Eltern allmälig umzustimmen, sie vorsichtig auf das vorzubereiten, was ihnen doch einmal gebeichtet werden mußte, sie schließlich dahin zu bringen, die vollendete Thatsache als auch für sie bindend anzuerkennen und uns den kühnen Schritt, den wir gethan, zu vergeben. Ich baute auf das Gelingen Deines Vorhabens, aber nur zu klar ward mir im letzten Winter, daß Deine Eltern mir abgeneigter seien als jemals

zuvor, ich von dem Wege, welchen Du eingeschlagen, nichts zu hoffen habe. Und nun ist eingetreten, was ich längst befürchtete, — man will Dich vermählen — Dich maßregeln! Einem furchtbaren Konflikte ist nur durch einen energischen Entschluß vorzubeugen — entfliehe mit mir — wie Du da bist —"

„Eine Flucht —? Unmöglich, Richard —!"

„Du folgst ja Deinem Gatten —!"

„Aber die Welt weiß nicht, daß Du mein Mann bist, meine Eltern wissen es nicht — die Ehre, der Ruf des Weibes muß auch dem Gatten heilig sein — schnöde Verleumdung würde sich für ewig an meine Sohlen heften!"

„Die Welt wird erfahren, daß Du berechtigt warst, mir zu folgen — Du wirst ohne Makel dastehen, ich lasse im Städtchen eine schriftliche Erklärung für Deine Eltern zurück, bevor diese morgen erwacht sind, wird sie im Schlosse sein. Wir aber haben bis zur Grenze nicht allzu weit und dort stehen meine Landsleute, zum Kriege gerüstet — wir sind geborgen. Haben wir die Grenze überschritten, dann

müssen wir uns freilich leider bald auf einige Zeit trennen — ich will es Dir nur gestehen, auch ich gehöre zu Jenen, welche zur Mobilisirung unserer Landwehr einberufen wurden, aber ich leistete seither der Aufforderung nicht Folge, um in Deiner Nähe weilen zu können, ich muß mich also stellen und werde mit einem Verweise über mein spätes Erscheinen davonkommen — aber zuvor bringe ich Dich zu einer meiner in Schlesien begüterten Tanten und dort bist Du sicher vor den Nachstellungen Deiner Verwandten. Kommt es nicht zum Kriege oder ist er beendigt, dann wird uns, so Gott will, nichts mehr trennen, dann wird es aber auch Mittel und Wege geben, die Deinigen mit uns auszusöhnen! So komme also — folge mir, Theure!"

Der Graf wollte sich erheben. Thekla umschlang ihn bebend, hielt ihn zurück.

„Nein, nein!" stieß sie schmerzlich hervor. „Ich beschwöre Dich, Richard, das darf nicht geschehen —!"

„Du weigerst Dich — und Du betheuerst, daß Du mich liebst —?"

„Ich liebe, ich verehre Dich — aber denk' an meine Eltern, denk' —"

„Und hältst Du Dich nicht durch den Akt des Maires für rechtmäßig mit mir verbunden?"

„O zweifle nicht daran —"

„Dann wirst Du auch wissen, daß die Frau dem Willen des Mannes sich unterordnen muß —!"

Thekla brach in ein leises Schluchzen aus.

„Ein Mann, der seine Gattin liebt und achtet," stammelte sie, „begehrt der auch, was sie mit ihren heiligsten Empfindungen in unseligen Widerspruch bringt — vermag er ihr zu — drohen?"

„Vergieb, Du Holde, Du Geliebte!" unterbrach sie Richard tief erregt und flehend, indem er von der Bank herniederglitt und nun knieend Thekla's Hände erfaßte und leidenschaftlich an die Lippen drückte. „Ich Dir befehlen — Dir drohen? Wann könnte ich das wollen, Dich zwingen wollen? Die Verzweiflung hat aus mir gesprochen — vergiß, was ich gesagt!"

„Ach, Richard!"

Die junge reizende Frau neigte sich zärtlich zu ihm nieder und fuhr dann erschüttert fort: „Steh' auf — ich bin es, die Verzeihung von Dir erflehen muß! Du bist mein Mann, bist in Deinem Rechte, Du hast entsagender gehandelt als dies tausend Andere gethan haben würden. Wenn Du befiehlst, so muß ich Dir gehorchen — aber nochmals beschwöre ich Dich, laß' eine Flucht unser allerletztes Mittel sein!"

Richard erhob sich, nahm seinen früheren Platz neben Thekla wieder ein und umschlang, wie zuvor, ihre Taille.

„Aber wie willst Du dem Drängen Deiner Eltern und den Bewerbungen des Russen entgehen?" fragte er. „Du sagtest vorhin, daß Du noch einen Ausweg wissest —"

„Ich werde mich, sobald der russische Fürst in Starnitz anlangt, krank stellen, für ihn unsichtbar bleiben, nicht eher mein Zimmer verlassen, als bis er die Geduld verloren hat und wieder abgereist ist."

„Eine solche Rolle dürftest Du schwerlich Deiner

Mutter gegenüber mit Erfolg durchführen können und dann — nein, Theure, laß' uns endlich offen und freimüthig thun, was länger zu verschieben unsere Angelegenheit noch mehr verschlimmern würde. Stimmst Du mir zu, so erscheine ich morgen — man wird mich vergeblich abzuweisen suchen — noch vor der Ankunft des Russen im Schlosse und dann möge Alles vor Deinen Eltern und in Deiner Gegenwart zur Sprache kommen! Was können sie uns thun? Es wird einen sehr heftigen, einen stürmischen Auftritt geben, doch —"

„Um Gotteswillen!" unterbrach ihn Thekla erschrocken. „Du darfst Dich nicht im Schlosse blicken lassen, Richard, nein das geht nicht. Es wäre um uns, unsere Zukunft geschehen! Meine Eltern sind nicht allein, wir haben Gäste, Offiziere des Regimentes, das im Städtchen liegt, — und Ferdinand ist unter ihnen, mein Bruder, der jähzornige Ferdinand — Du bist ein Preuße — und bei der jetzigen Erbitterung, die gegen Alles herrscht, was preußisch ist, würde es zu einem furchtbaren Konflikte zwischen

Euch kommen — noch mehr, Du bist Protestant, meine Mutter haßt alle lutherischen Nordländer, seit ein Krieg mit dem protestantischen Preußen in Aussicht steht, der Einfluß meiner Mutter auf Ferdinand ist ein entschiedener, er und seine Kameraden würden — Gott, ich wage nicht daran zu denken — ich müßte für Dein Leben zittern, Richard — Du darfst Dich nicht im Schlosse zeigen —"

„Ich habe noch Niemanden gefürchtet — !"

„Um meinetwillen darfst Du Dich nicht zeigen — hab' Erbarmen!"

„Nun — so eile ich zur nächsten Bahnstation und erwarte dort den Fürsten Osakow."

„Was willst Du thun?"

„Was sonst, als daß ich ihn zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordere;" entgegnete Richard trotzig und setzte dann dumpf hinzu: „Falle ich, so bin ich von einem martervollen Dasein erlöst!"

Eine kurze peinliche Pause entstand.

Der Graf, welcher ja in der Dunkelheit Thekla's vor Schmerz zuckende Züge nicht sah, ward nur an

ihrem heftig fliegenden Athem gewahr, welche Seelenqual sich ihrer bemächtigt hatte.

Aber jetzt zog sie auch mit beinahe fieberhafter Hast ihre Hände zurück, die sie ihm überlassen.

Und endlich sagte sie mit halbgebrochener Stimme: „Ein martervolles Dasein! Das ist ein hartes Wort von einem Manne, der sich geliebt weiß, der wissen sollte, daß sein Tod auch denjenigen Jener nach sich ziehen würde, die in ihm ihr ganzes Lebensglück sieht!"

„Was soll ich thun?" stöhnte Erlau trostlos. „Thekla, süßes, heißgeliebtes Weib, Du bringst mich der Verzweiflung nahe!"

Er starrte, wie geistesabwesend, vor sich hin, in die Finsterniß hinein.

Da fühlte er sich plötzlich heiß umklammert; seine junge Frau umschlang ihn und stieß einen leisen Freuderuf hervor.

„Ich hab's!" zischelte sie ihm erregt und froh bewegt zu. „Ich hab's! Du wirst Dich nicht mit Osakow schlagen, wir werden keinen heftigen Auftritt

im Schlosse herbeiführen und doch — doch wird Alles gut gehen!"

„Wie?" fragte Richard erstaunt.

„Ich werde Osakow's Ankunft gefaßt erwarten und ihn empfangen — in meinen Gemächern empfangen, allein!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Im verflossenen Winter lernte ich ihn nur flüchtig kennen, aber aus dem Benehmen, dem Blick, dem ganzen Wesen des schönen jungen Mannes schien mir hervorzugehen, daß er Gemüth, ungewöhnliche Bildung und Charakter besitze. Er ist ein Russe, aber er ist ein Edelmann. Und an diesen wende ich mich!"

„Was willst Du thun?"

„Ihm unser Geheimniß offenbaren, an seine edelmännische Diskretion und Gesinnung appelliren!"

„Wie? Von seiner Großmuth wolltest Du —?"

„Von seiner Großmuth fordere ich nichts," unterbrach ihn Thekla mit edler Würde, „er hat mir keine solche zu gewähren! Aber an seine Ehrenhaf-

tigkeit und seinen Stolz wende ich mich — die eine oder der andere werden doch so viele Macht über einen Kavalier besitzen, ihn zum Rückzuge zu nöthigen. Ich werde ihn durch mein Vertrauen besiegen und nicht durch schroffen Widerstand! Willst Du mich gewähren lassen, Richard?"

Erlau seufzte.

Dann antwortete er langsam und schwer: „Ich muß wohl mein Schicksal von Neuem in Deine Hände legen, da Du die meinigen bindest! Du willst also, daß unser Geheimniß noch fortbestehe, auf unbestimmte Zeit hinaus!"

„Nein, ich fühle, daß das unmöglich ist, für Dich und — mich! Es darf und wird nicht mehr lange so währen! Und ich schöpfe neue Hoffnung und Zuversicht aus dem Gedanken, der mir so plötzlich gekommen ist. Ja, ich weiß es gewiß, Fürst Wladimir Osakow wird abreisen, wenn er mich gesprochen hat, er wird sich verabschieden, wie es einem Edelmanne geziemt, ruhig und verschwiegen, unter irgend einem Vorwande, meine Eltern aber wird diese

Abreise stutzig machen und an mir soll es nicht fehlen, daß sie bald ahnen, es werde jedem Freier so ergehen, den sie Willens sein könnten, mir zuzuführen. Dann aber will ich die Herzen der Eltern bestürmen, dann werde ich alle Minen springen lassen, und es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht endlich doch noch triumphiren sollten. Früher jedoch dürfen die Eltern unser Geheimniß nicht erfahren. Mag meine Mutter dann erklären, daß in ihren Augen unsere Ehe ungiltig sei, so lange diese nicht ein katholischer Priester geweiht habe — immerhin, so lassen wir uns auch noch katholisch trauen, — dagegen wirst Du doch nichts einzuwenden haben, Geliebter?"

Thekla, die ihre ganze Zuversicht wiedergewonnen hatte, sprach die letzten Worte in liebenswürdiger Schalkhaftigkeit.

Richard konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Doch sodann sagte er kleinlaut: „Und was soll ich inzwischen beginnen? Du wünschest, daß ich nach Prag zurückkehre?"

„Nein — geht Alles gut, so mußt Du ja, zu

rechter Zeit erscheinen zu können, hier in der Nähe bleiben; nur nicht im Städtchen, denn dort würde Dich Heider oder Ruhland bald ausgekundschaftet haben, auch darf Ferdinand, der übrigens wohl in einigen Tagen mit seinem Regimente diese Gegend verläßt, Dich nicht früher sehen, als bis wir der jetzigen Bedrängniß entronnen sind und eine Verständigung mit den Eltern herbeigeführt haben. Doch — mein Gott — Du erwähntest zuvor Deiner Einberufung nach Preußen — man würde Dich in Deinem Vaterlande für einen Deserteur erklären, wenn Du nicht alsbald nach dort zurückkehrtest — !"

„Beruhige Dich," erklärte Richard zuversichtlich, „im Nothfalle ließ sich wohl für Geld und gute Worte ein ärztliches Attest auftreiben, das mein Fernbleiben rechtfertigen würde. Zudem besitze ich einflußreiche Freunde, die sich schlimmsten Falls meiner annehmen dürften. Doch was immer auch mir bevorstünde, Theure, ich weiche nicht aus Deiner Nähe — würde ich doch ohnehin nur gezwungen an einem Kampfe mich betheiligen, der in meinen Augen ein

unseliger Bruderkrieg ist! Doch wohin jetzt mit mir? Du wirst Deinen Gatten doch nicht so weit von Dir verbannen, daß es ihm unmöglich sein würde, Dich flüchtig zu sehen, will's Gott, auf einige Augenblicke, wie jetzt, heimlich zu sprechen?"

Thekla antwortete nicht sogleich; sie neigte nachdenklich das Haupt.

Dann fuhr sie plötzlich wieder freudig auf.

„Die guten Einfälle kommen im Momente der Noth!" sagte sie hastig. „Hier könnte ich Dich nicht wiedersehen, Richard, — es wäre zu gefährlich für uns. Aber ich weiß jetzt etwas Besseres! Hast Du in Prag den Baron Peschek kennen gelernt?"

„Einen Baron Peschek? Nein!"

„Ich finde das erklärlich — er gehört zu den altczechischen Feudalen, verkehrt fast nur mit diesen und den hohen geistlichen Herren, welche die czechische Agitation begünstigen Er besucht in Prag nur selten Gesellschaften und öffentliche Orte, und daher ist seine schöne Tochter Hedwiga genöthigt, dieselben ebenfalls zu meiden. So viel ich weiß, leben mein

Vater und der Baron seit vielen Jahren in Feindschaft, wenigstens ist es gewiß, daß sie einander stets ausgewichen sind, so lange ich denken kann. Diese Feindschaft hinderte jedoch nicht, daß Hedwiga und ich einander schon als Kinder im Hause einer meiner Verwandten kennen lernten und eine innige Freundschaft schlossen. Wir stehen noch jetzt in Briefwechsel mit einander und im vergangenen Winter besuchte ich sie bisweilen, ohne daß der Baron, der ein höflicher, aber etwas finsterer Mann ist, dawider war, obwohl er seiner Tochter untersagte, wie sie mir bekannte, unser Haus zu betreten. Seit einem Monate befindet sich der Baron in seinem Schlosse Erlowitz, das ungefähr sechs Stunden von hier entfernt, dicht am Gebirge liegt, und vor wenigen Tagen erst hat mir Hedwiga geschrieben, sie erwarte zuversichtlich, ich werde sie demnächst auf einige Tage besuchen. Ich zweifle nicht, daß meine Eltern, die seither nichts gegen meinen Umgang mit Hedwiga hatten, mir gestatten werden, nach Erlowitz zu fahren. Ich werde dies thun, sobald Osakow von hier wieder abgereist

sein wird. Begieb Dich also gleich morgen nach Schloß Erlowitz und harre dort mein, denn dort können wir einander ohne Gefahr sehen und sprechen.

„Morgen früh werde ich an Hedwiga schreiben, Dich ihr dringend empfehlen. Ihr Vater vergöttert sie, er wird Dich also, auf ihren Wunsch, sehr artig aufnehmen und Dich einladen, so lange in seinem Schlosse zu bleiben, wie es Dir beliebt. Die gute Hedwiga ahnt natürlich nicht, was Du mir bist, sie möge auch, obwohl ich ihr vertrauen darf, vorläufig Dich nur für meinen Geliebten halten. Der Brief, welchen ich ihr durch den zuverlässigen Bruder meiner Zofe Laura sende, wird jedenfalls früher als Du in Erlowitz anlangen, falls Du die Vorsicht gebrauchst, Dich daselbst erst spät am Nachmittage oder gegen Abend einzufinden. Doch halt — ich könnte durch — der Himmel weiß, welchen Umstand — verhindert werden, an Hedwiga zu schreiben, dann aber wird dies die treue Natalie in meinem Namen thun, verlasse Dich darauf -- und noch Eins — Natalie befürchtet, man könne heimlich oder plötzlich ohne Wei-

teres auf Veranlassung meiner Eltern meinen Schreibtisch öffnen, mich der Briefe zu berauben, die ich von Dir besitze, darum hat sie auch, bevor ich mich hierher geschlichen, dieselben an sich genommen —"

„Sie that Recht — verbrenne die Briefe! —"

„Böser Mann — das kannst Du mir rathen?! Natalie meinte, Reinhard solle sie Dir bringen, sie seien bei Dir sicherer — hast Du nichts dagegen, so sende ich dieselben — sie sind bereits wohlcouvertirt — an Hedwiga, zur Uebergabe an Dich. Ich bürge dafür, daß die liebenswürdige und mir freundschaftlich gesinnte Baronesse Peschek keine Indiskretion an uns begehen wird!"

„Ich bin völlig mit Dir einverstanden!"

„Und nun, mein geliebter Richard, laß' uns für heute scheiden!"

„Wie? Schon jetzt?"

„Die Vorsicht gebietet es!"

„Ach, und ich hätte Dir noch so Vieles zu sagen, — von meiner Sehnsucht und meinen Leiden, seit Du von Prag fort bist, von meiner Seligkeit,

nun ich Deine Hände drücken kann, meine Lippen die Deinigen berühren, ich Deiner süßen Stimme lausche. Und nun kaum meine Arme Dich umschlungen haben, sollte ich Dich schon wieder von mir lassen?"

„Richard, danken wir dem Himmel, daß uns vergönnt ward, das Dringendste für unsere nächste Zukunft zu besprechen. Mein Muth und meine Zuversicht sind ungebrochen, aber dennoch kann ich mich nicht enthalten, mir die Warnungen der vielleicht allzu besorgten Natalie in's Gedächtniß zurückzurufen — man beobachtet mich im Schlosse mit einigem Argwohn — laß uns nicht auf unsere Sicherheit trotzen — wenn ich jetzt glücklich in meine Gemächer zurückgelange, so werden wir uns um so gewisser bei Hedwiga Peschek wiedersehen, und dann wird kein Gedanke an eine Gefahr den Austausch unserer Gefühle beeinträchtigen! Scheiden wir heute!"

Thekla machte sich sanft aus der Umarmung ihres Gatten los und erhob sich.

Erlau folgte seufzend ihrem Beispiele. Aber er vergegenwärtigte sich im nächsten Augenblicke das

froh verheißene Wiedersehen und dieser Umstand gab ihm die Spannkraft der Seele wieder.

„Wann wirst Du nach Erlowitz kommen?" fragte Erlau rasch.

„Ohne Zweifel in zwei oder drei Tagen!" erwiederte Thekla.

„Eine Ewigkeit!"

„Geliebter Mann, wir waren jetzt durch Wochen von einander getrennt und Du hast es doch ertragen!"

„Aber wie? Doch lassen wir das — Du kommst und ich schwelge schon jetzt in dem Glücke, das mir winkt! Darf ich Dich durch den Park, bis in die Nähe des Schlosses begleiten?"

„Nein, nein, Richard, ich beschwöre Dich, keine Unvorsichtigkeit? Es könnte dem Parkwächter eingefallen sein, einen Rundgang zu machen — und wenn er Dich an meiner Seite erblickte —"

„Gut, so scheiden wir hier! Du schreibst nach Erlowitz und sendest mir die Briefe?"

„Ja!"

„Und ich darf Dich erwarten?“

„Ich würde Dir Nachricht senden —“

„Wie?“

„Nein, ich komme unter allen Umständen, Richard, selbst — selbst wenn ich nie wieder das elterliche Haus betreten dürfte!“

„O, mein geliebtes, mein theures Weib!“ flüsterte Erlau im Uebermaß des Entzückens und zog die Gattin leidenschaftlich an seine Brust.

So standen sie, in einander verschlungen, in der dunklen Hütte, beseligt, die ganze Welt um sich her vergessend.

Doch es mußte ja geschieden sein. Jetzt war es der beglückte Richard, der daran mahnte. Hand in Hand traten sie vor das Lusthäuschen hinaus, in das Mondlicht. Dort nahmen sie noch einmal Abschied und dann huschte Thekla elfengleich den Pfad der Anhöhe hinab, während der Gatte ihr mit einem Gemisch von Wonne und Wehmuth nachblickte, bis ihre schlanke, ätherische Gestalt hinter dem schwarzen Tannendickicht verschwand.

Bald vernahm er nicht mehr die Schritte der sich Entfernenden.

Er blieb noch eine Weile auf dem kleinen freien Plateau stehen, indem er den Blick über die Landschaft hinschweifen ließ, die vom fahlen Mondesglanze angehaucht und wie in einen zarten Nebelschleier gehüllt, in unbestimmten Umrissen vor ihm aufdämmerte und sich in endlose Ferne zu verlieren schien.

Endlich verließ auch er das einsame Plätzchen, auf demselben Pfade, den die Prinzessin Thekla eingeschlagen hatte.

Am Fuße des Hügels aber wandte er sich rechts, bog das Gestrüpp auseinander und schlüpfte dort hindurch nach der nahen Parkmauer.

Diese war ziemlich hoch, bedeutend über Mannshöhe, Graf Erlau aber hatte sich das Ueberklettern bequem gemacht, sich mit einer festen, aus Seide gedrehten Strickleiter versehen gehabt, diese über die Mauer geworfen und an derselben befestigt. Er hatte sich dieses Behelfes weniger seinethalben be-

dient, als Thekla's wegen, die er gehofft, zur sofortigen Flucht überreden zu können. Daher hatte er auch, als er sich nach dem Lusthäuschen begab, die Strickleiter auf der Mauer hängen lassen. Und wie er nun im Dunkel der Gebüsche nach der Steinwand tappte, da war sein Erstes, daß er nach jenem Ende der Leiter tastete, welches an der Parkseite herabhängen mußte.

Er fand, was er gesucht hatte, und war nun fest überzeugt, daß während seiner Zusammenkunft mit Thekla Niemand außen an der Mauer, wo ein schmaler Fußpfad neben den Wiesen und Feldern hinlief, vorübergekommen sei. Wäre dies aber wirklich zu so später Stunde geschehen, dann hätte nur ein Argwöhnischer, ein Auflaurer das leichte, seidene Flechtwerk entdecken können, würde aber gewiß seine Entdeckung weiter verfolgt und die Strickleiter entfernt haben. So dachte der Graf und fühlte sich nun völlig sicher.

Mit Behendigkeit stieg er auf der Leiter zu dem Mauerfirste empor, setzte sich dort, löste das daselbst

befestigte zierliche Geflecht, rollte es zusammen, bis es ein winziges Päckchen bildete, und schob es in eine Tasche seines Rockes.

Während er dieses that, spähte er mit scharfem Blick nach dem Felde, über den Pfad und die ganze nächste Umgebung hin. Nirgend gewahrte er ein lebendes Wesen.

Zur Seite links, hart an der Mauer, zog sich wohl, etwa zwanzig Schritte weiter, ein dunkles Gebüsch hin, das Richards Adlerblick nicht zu durchdringen vermochte; aber auch dort rührte sich nichts.

Mit der Gewandtheit eines in allen Leibesübungen trefflich bewanderten Mannes sprang der Graf von der Mauer auf den Pfad hinunter.

Und nun schlenderte er, leichten Herzens, nach jener Richtung, wo das erwähnte düstere Gestrüpp an der Parkmauer emporragte, denn dort führte der kürzeste Weg nach dem nördlichen Ende des jenseits des Schloßberges liegenden Städtchens.

Er hatte sich ungefähr bis auf zehn Schritte

dem Gebüsche genähert, als er ein leises Säbelklirren zu vernehmen glaubte.

Dieses Geräusch machte ihn stutzig; er blieb stehen und heftete den Blick mißtrauisch auf die Hollunderſträuche, denn von dort her war das Gerassel an sein Ohr gedrungen.

Graf Richard hatte aber kaum seinen Schritt gehemmt, als drei Männer nacheinander hastig hinter dem nächsten Strauche hervorkamen und sich dem Ueberraschten näherten.

Das volle Mondlicht fiel jetzt auf diese drei Gestalten — Richard sah, daß er Offiziere vor sich habe, er erkannte aber auch zu gleicher Zeit in jenem der Herren, welcher von Wuchs und Haltung der stattlichste war und den Anderen voranschritt, den Bruder Thekla's.

Graf Erlau war in jenen Tagen, als er in Wien noch der erklärte Liebling der Fürstin Starnitz gewesen, sich noch nicht die Gunst derselben durch seine Bewerbung um die Prinzessin Thekla verscherzt hatte, mit dem Prinzen Ferdinand bekannt geworden,

seitdem aber waren die beiden jungen Männer einander nicht wieder begegnet, da Richard seine Besuche bei der fürstlichen Familie hatte einstellen müssen und der Prinz nur selten von den verschiedenen Garnisonen aus, die sein Regiment bezogen, auf wenige Tage nach dort gekommen war, wo sich gerade die Seinigen aufgehalten.

Richard begriff sofort, daß man ihm einen Hinterhalt gelegt, das Erscheinen des Prinzen auf diesem einsamen Feldwege und zu solcher Stunde kein zufälliges sei, er sagte sich aber auch, daß der Bruder Thekla's ihm jetzt nur in feindseligster Absicht entgegentrete, denn wäre dieses nicht der Fall gewesen, wozu hätte alsdann Ferdinand zwei Offiziere als Zeugen mit sich genommen gehabt? Erlau befand sich in der peinlichsten Lage, in der sich ein Kavalier, ein Mann von Ehre befinden kann — entfliehen durfte er nicht, denn das würde ihn in den Augen der Herren zu einem Feiglinge gestempelt haben, eine Herausforderung des Prinzen, worauf es dieser sicherlich abgesehen hatte, durfte er nicht annehmen,

denn war Ferdinand nicht Thekla's Bruder. Hätte er diesem auf eine Aufforderung zum Zweikampfe hin antworten können: „Prinz, ich schlage mich nicht mit Ihnen, denn Sie sind mein Schwager, Thekla ist seit zehn Monaten heimlich mit mir vermählt!" — so wäre das ohne Zweifel hinreichend gewesen, seine Weigerung zu rechtfertigen, den Verdacht der Feigheit von ihm abzuwälzen, so hätte das wohl gar genügt, die ganze Situation plötzlich zu seinem Vortheile zu verändern oder wenigstens einem glimpflichen Ausgange zuzuführen. Aber hatte Richard seiner jungen Gattin nicht sein Wort verpfändet, ihr gemeinschaftliches Geheimniß jetzt noch streng zu bewahren? Er mußte also schweigen, sogar dem Bruder seiner Frau gegenüber schweigen, und dann, das fühlte er in einem Gemisch von Schmerz und Entrüstung, war er zu der Rolle eines Menschen verdammt, der wohl den Muth hat, ein galantes Abenteuer zu bestehen, aber nicht, die ernsten Folgen desselben auf sich zu nehmen.

Ihm blieb also für den Moment nichts weiter

übrig, als voll Resignation, doch gefaßt und furchtlos und mit ruhiger, stolzer Haltung dem voraussichtlichen Anpralle zu begegnen.

Und dieser ließ nicht auf sich warten.

Thekla's Bruder, augenscheinlich furchtbar erregt, doch noch sich mäßigend, schritt auf Richard zu, blieb dicht vor ihm stehen und fragte mit finsterer Miene und barsch: „Herr Graf Erlau, Sie kennen mich noch?"

„Ja," antwortete Richard, scheinbar gelassen, „wie sollte ich nicht? Sie sind Prinz Ferdinand, der Sohn Seiner Durchlaucht des Fürsten Starnitz!"

„Nun denn, mein Herr," schnob Ferdinand, der Mühe hatte, sein jähzorniges Temperament zu zügeln, mit verbissenem Ingrimme, „dann wird es Ihnen klar sein, daß ich wohl ein Recht hätte, Sie zu fragen, wie Sie dazu kommen, nächtlicher Weile über unsere Parkmauern zu klettern?"

„Mein Prinz —"

„Aber ich frage Sie nicht, ich will auch nicht aus Ihrem Munde hören, welcher Dame vom Schlosse Ihr heimlicher Besuch galt, ich verlange keine Erklä-

rung von Ihnen, von einem Menschen, der sich gleich einem Diebe in das Besitzthum anderer Leute schleicht, ich verlange nur von Ihnen zu wissen, ob Sie sofort bereit sind, mir mit dem Degen in der Faust Satisfaktion zu geben?"

Die beiden Begleiter des Prinzen — der schönfärberische Hauptmann von Metzendorf und dessen Kamerad, der sich während des Soupers im Jagdsalon ziemlich schweigsam verhalten hatte — waren inzwischen näher gekommen und einige Schritte von den miteinander Verhandelnden stehen geblieben, stumm des weiteren Verlaufes der verhängnißvollen Unterredung harrend.

„Herr Major," versetzte Richard ernst und mit Würde, „bevor ich Ihnen darauf eine Antwort ertheile, möchte ich — um, wenn es möglich ist, Ihre Erbitterung in den Grenzen der Mäßigung zu halten — mir die Bemerkung erlauben, daß ich freilich wohl heimlich den Grund und Boden Ihres fürstlichen Herrn Vaters überschritten habe, ich aber dazu durch eine Dame berechtigt ward, die ich nicht namhaft

gemacht haben würde, auch wenn Sie nicht Einspruch dagegen erhoben hätten, durch eine Dame, die für ihre stets nur ehrenhaften Handlungen nicht verpflichtet ist, sich Ihre Zustimmung einzuholen. Ich darf und werde Ihnen nicht mehr sagen!"

„Wenn jene Dame verblendet genug war, zu glauben —"

„Prinz, wir sind nicht ohne Zeugen," flüsterte Richard seinem Gegner so leise zu, daß den Begleitern desselben die Worte unverständlich bleiben mußten, „ich setze voraus, daß Sie diesen Herren nicht gesagt haben, warum es sich zwischen uns handelt, vergessen Sie daher nicht, daß die Ehre Ihrer Schwester auch die Ihrige ist!"

„Ah," zischelte der Prinz, dessen Blicke leidenschaftlich loderten, „Sie verschanzen sich dahinter —!"

„Nein, aber ich will Ihnen für spätere Zeiten die Reue ersparen —!"

„Entweder sind Sie wahnsinnig oder Sie verhöhnen mich —!"

„Keins von beiden, Prinz! Ein Wort von mir

würde hinreichen, wenn auch vielleicht nicht Ihren Unmuth zu entwaffnen, so doch das, was Sie hierher geführt, Ihnen in einem versöhnlicheren Lichte erscheinen zu lassen."

„So sprechen Sie dieses Wort — ich werde jene Herren ersuchen, sich weiter von uns zu entfernen!"

„Ich kann nicht, Prinz — Sie werden es mir weder in Güte abgewinnen, noch mit Gewalt erpressen!"

Diese kurzen Reden waren hastig und nur den beiden Betheiligten vernehmbar hin und her geflogen.

Auf die letzte Entgegnung Richards trat Prinz Ferdinand einen Schritt zurück und maß den Grafen mit verächtlichem Blick.

„Leere Ausflüchte!" sagte er laut und rauh. „Glauben Sie nicht, mich durch preußische diplomatische Kniffe hinzuhalten. Ich erwarte Ihre Erklärung, mein Herr, — sind Sie bereit, sich sofort mit mir zu schlagen? Wir werden auch im Mondlichte unsere Sache mit einander abmachen können. Hier diese Herren — Hauptmann von Metzendorf, Hauptmann Brühl — haben die Güte gehabt, mich zu diesem

Zwecke zu begleiten, einer der Herren wird die Gefälligkeit haben, Ihr Sekundant zu sein, auch für einen Säbel ist gesorgt und Pistolen — Sie haben die Wahl der Waffen, Herr Graf — ich ersuche Sie um eine rasche Entscheidung!"

Richard warf einen flüchtigen Blick auf die ihm namhaft gemachten Offiziere, er sah jetzt erst, daß der eine ein Pistolenkästchen trug, der andere außer seiner eigenen Waffe noch mit einem Säbel versehen war, den er sammt der Scheide und dem Wehrgehänge in der Rechten hielt.

„Nun, mein Herr," fuhr Prinz Ferdinand nach kurzer Pause hastig fort, „worauf lassen Sie mich noch warten?"

Richard holte tief Athem. Dann sah er, bis in die Lippen hinein erblaßt, dem Prinzen fest in das Gesicht und antwortete ernst und ruhig: „Herr Major, ich schlage mich nicht!"

Der Prinz, dessen Antlitz sich dunkel färbte, stieß einen Fluch hervor.

„Wie?" riefen die anderen Offiziere verächtlich.

„Sie wollen sich nicht schlagen?“ fragte jetzt Thekla's Bruder höhnisch. „So viel ich weiß, waren Sie doch einst in Ihrer Heimath so etwas wie ein Landwehroffizier! Sie haben nicht den Muth, sich zu schlagen — ah, wohl deshalb ziehen Sie es vor, hier umherzuschleichen, statt bei Ihrer glorreichen Armee von Schneidern und Handschuhmachern zu sein?“

Richard beachtete nicht den Ausfall auf seine Landsleute — hatte er doch jetzt seine eigene Ehre zu vertheidigen.

„Herr Major,“ antwortete er, vor Erregung bebend, doch Alles aufbietend, sich die bisher beobachtete Mäßigung zu bewahren, „Sie haben mich mißverstanden — ich schlage mich nur mit Ihnen nicht!“

„Hölle und Teufel!“ fuhr Prinz Ferdinand auf, „Sie wissen, wer ich bin, und erfrechen sich, mir dergleichen zu sagen?“

„Ich habe nicht die geringste Beleidigung beabsichtigt, deuten Sie meine Erklärung nicht falsch.

Ich muß mich also verständlicher ausdrücken — ich darf mich nicht mit Ihnen schlagen!"

„Sie dürfen nicht? Ah, ich glaube Sie zu verstehen, mein Herr! Sie halten das Gebot eines thörichten, um Sie ängstlich besorgten Mädchens für wichtiger als das Gebot der Ehre?!"

„Sie täuschen sich — man hat nicht von mir verlangt, Ihnen im Falle eines Konfliktes Satisfaktion zu verweigern, Niemand würde mir übrigens ein darauf hinzielendes Versprechen abzunöthigen vermögen, Niemand, mein Herr! Meine Weigerung ist das Resultat meines freien Entschlusses!"

„Zum Henker, dann werden Sie mir den Grund dieses Entschlusses mittheilen!"

„Das kann ich nicht — es muß mein Geheimniß bleiben — bis auf Weiteres!"

„Und Ihr Geheimniß ist leicht errathen — es besteht in Ihrer Feigherzigkeit —!"

„Das ist zu viel!" schrie Richard leidenschaftlich und machte Miene, nach dem Säbel zu greifen, welchen

ihm einer der Hauptleute in demselben Augenblicke darbot.

Aber Erlau bezwang sich nochmals. Er ließ die schon erhobene Hand sinken und antwortete: „Um Ihnen den Beweis zu liefern, daß das Motiv meiner Weigerung ein anderes als dasjenige ist, dessen Sie mich beschuldigen, so erkläre ich hiermit, mich bereitwillig mit jedem Ihrer Herren Kameraden schlagen zu wollen, ja, nacheinander mit sämmtlichen Herren Offizieren Ihres Regiments, falls es denselben gefällig ist — einen schicklichen Vorwand dazu würde meine preußische Abkunft bieten. Und damit Sie keinen Augenblick im Zweifel darüber bleiben, daß es mir mit meinem Vorschlage Ernst sei, so ersuche ich Ihre Herren Begleiter, sofort mit mir den Anfang zu machen —"

„Nichts da!" unterbrach ihn Prinz Ferdinand ungestüm. „Mit mir werden Sie sich duelliren, mit mir, Herr! Wählen Sie Ihre Waffe, und wollen Sie das nicht, so werde ich Sie dazu zwingen, sich mir zu stellen, Sie insultiren — hilft auch das

nichts, Sie vor diesen Zeugen mit flacher Klinge züchtigen!"

Der jähzornige Prinz riß bei diesen Worten seinen Säbel aus der Scheide und drang wüthend auf Richard ein.

Dieser sprang zur Seite. Er war noch jetzt entschlossen, sich nicht mit dem Bruder Thekla's zu schlagen, aber die angedrohte Insultirung mußte er doch um jeden Preis zu verhüten suchen.

Hastig griff er daher nach der Waffe, welche ihm zuvor der Hauptmann von Metzendorf hatte reichen wollen.

Blitzschnell zog er den Säbel und streckte ihn vor, um sich für den Moment den Wüthenden vom Leibe zu halten.

Prinz Ferdinand war aber geradezu außer sich, er mochte bei der Bewegung Richards voraussetzen, daß dieser den Kampf sofort aufnehme, und begann daher in toller Leidenschaftlichkeit wuchtige Hiebe nach ihm zu führen.

Der Graf Erlau aber parirte den Angriff mit

einer Ruhe, Gewandtheit und Sicherheit, welche bewiesen, daß er seinem Gegner als Fechter bei Weitem überlegen sei.

Die beiden Hauptleute aber konnten diesem Vorgange, der so ganz gegen alle Duellgesetze verstieß und den der sich völlig vergessende Prinz verursacht hatte, nicht ruhig zusehen. Es war ihre Pflicht, hier zu interveniren, und sie thaten dies sofort.

„Halt, halt, um Gotteswillen, das ist nicht in der Ordnung, meine Herren!“ rief Brühl, schleuderte das Pistolenkästchen hin und sprang hinzu, die Kämpfenden zu trennen.

Der Hauptmann von Metzendorf folgte seinem Beispiele, indem er sich hinzudrängte.

In demselben Augenblicke aber machte Richard, der sich bisher nur vertheidigt hatte, einen energischen Ausfall und entwaffnete im Nu seinen Gegner, indem er ihm mit geschickter Wendung und erstaunlicher Kraft den Säbel aus der Hand schlug.

Die Waffe Ferdinand's sauste klirrend zur Seite durch die Luft und unglücklicherweise dem Hauptmann

von Metzendorf, der im Herandrängen sein Käppi verloren hatte, an die Stirn, zerschnitt diese derart, daß dem Getroffenen sofort das Blut über Augen und Wangen herabrieselte.

Der Prinz stand verblüfft da, wie erstarrt. Metzendorf taumelte zurück, Hauptmann Brühl sprang seinem verwundeten Kameraden bei.

Richard aber benutzte rasch den Augenblick der Verwirrung.

Er schleuderte seinen Säbel dem Prinzen vor die Füße und rief: „Ich habe Ihnen bewiesen, Durchlaucht, daß ich Sie nicht zu fürchten brauche. Wenn ich jetzt entfliehe, so werden Sie mich nicht der Feigheit zeihen können, denn ich entweiche nur, Ihnen eine weitere Unbesonnenheit zu ersparen!“

Nach diesen hastig hervorgestoßenen Worten eilte er zwischen der kleinen Gruppe hindurch, an den Hollundergebüschen vorüber, den Pfad entlang, bog hastig um die nächste Mauerecke und war verschwunden, bevor sich die Herren von ihrer Bestürzung erholt hatten.

„Alle Wetter," ließ sich der Hauptmann Brühl vernehmen, während er sein Taschentuch fest um die Stirne des Verwundeten knüpfte, „Sie bluten stark! Kommen Sie, wir müssen rasch nach dem Schlosse zurück, damit Sie ordentlich verbunden werden können!"

„Es hat nichts zu bedeuten!" entgegnete Metzendorf heftig. „Wo ist dieser Mensch? Jetzt hat er es mit mir zu thun!"

„Seien Sie vernünftig!" beschwichtigte ihn Brühl. „Ihr Unfall ward ja nicht durch ihn verschuldet —"

Er stockte einen Moment und fügte dann hinzu: „Wahrhaftig, Sie haben für heute genug!"

Vermuthlich hatte er etwas Anderes sagen wollen, dieses jedoch wohl in Berücksichtigung der ihm von der fürstlichen Familie gewährten Gastfreundschaft unterdrückt.

Prinz Ferdinand war verwirrt, er fühlte sich augenscheinlich durch seine Niederlage beschämt; sowohl um dieses zu verbergen wie auch aus auf-

richtigem Bedauern trat er hastig zu Metzendorf und sagte: „Armer Freund, es thut mir herzlich leid, daß diese dumme Affaire so fatal für Sie geworden!"

„Wo ist jener Mensch?" knirschte der Verwundete, die Fäuste ballend.

„Er ist davongelaufen!" brummte Ferdinand mit finsterer Miene. „Er — ist doch ein Feigling!"

Brühl blickte ihn ernst an und antwortete trocken: „Nein, Prinz, das ist er nicht. Und er hat auch — wenigstens hier — wie ein Kavalier gehandelt — es lag in seiner Macht, Sie zu tödten!"

Prinz Ferdinand biß sich in die Lippen.

Der Hauptmann aber fuhr ruhig fort: „Begleiten wir jetzt unseren Freund in's Schloß. Haben Sie den Schlüssel zu dem kleinen Pförtchen?"

„Nein!" versetzte der Prinz unmuthig. „Ruhland hat ihn. Wo mag der alte Bursche hingekommen sein?"

Während er noch sprach, raschelte das Gebüsch in der Nähe, arbeitete sich der Sekretär des Fürsten

aus dem Laubwerke hervor und schritt sodann zu der Gruppe der Offiziere.

„Beeilen Sie sich, Ruhland," rief ihm Ferdinand ungeduldig zu, „schließen Sie das Pförtchen auf!"

„Mein Gott," erwiederte der Sekretär, „der Herr Hauptmann ist doch wohl nicht gar schwer verwundet worden? Geruhen Euer Durchlaucht den Schlüssel entgegenzunehmen, damit ich ohne Aufenthalt von hier direkt nach dem Städtchen eilen kann, entweder den Regimentsarzt oder einen anderen Doktor — wie Sie befehlen — nach dem Schlosse zu holen!"

„Donnerwetter, Herr, machen Sie kein Aufsehen von der Sache!" fuhr ihn Metzendorf an. „Die Schramme hat nicht viel zu bedeuten, ich werde mir schon mit etwas Wasser und Heftpflaster selber helfen. Es ist Ihnen doch auch jedenfalls nicht wünschenswerth, mein Prinz, daß der Vorgang dieser Nacht an die große Glocke gehängt werde — ?"

„Allerdings!" murmelte Ferdinand einigermaßen

verlegen und setzte dann rasch hinzu: „Also — gehen wir! Nehmen Sie meinen Arm, lieber Metzendorf."

„Wozu?" lautete die etwas gereizte Antwort. „Sie werden mich doch nicht für ein verzärteltes Kind halten?"

Prinz Ferdinand, der unter anderen Umständen diese Entgegnung vielleicht nicht ganz glimpflich aufgenommen haben würde, dessen jähzornige Aufwallung zudem einer gewissen bedrückten Stimmung gewichen war, sagte gutmüthig und wie entschuldigend: „Ich wollte Sie nur führen, weil ich befürchte, Sie könnten in der Dunkelheit des Parkes irgendwo anstoßen."

Dann bückte er sich rasch, hob seinen Säbel auf und steckte ihn in die Scheide, während Ruhland die andere Waffe aufraffte und das auf den Pfad geschleuderte Pistolenkästchen an sich nahm.

„Es thut mir nur leid, meine Herren," fuhr der Prinz, wie im Groll gegen sich selbst, ärgerlich fort, „daß ich Sie zu einem solchen Resultat

hierher sprengte. Aber ich hoffe, der Graf Erlau werde morgen zu finden sein, und dann dürfte es schwer halten, mir zum zweiten Male auszuweichen!"

Ruhland blickte den Sohn seines Gebieters verstohlen, beinahe ironisch an und bemerkte dann trocken: „Ich zweifle, Durchlaucht, daß der Herr Graf morgen in der Lage sein wird, sich Ihnen stellen zu können!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Er ist jetzt von hier entwischt, aber er wird anderswo nicht so glücklich fortkommen — außer denn, er würde durch irgend einen Zufall auf dem Wege nach dem Städtchen erfahren, was dort seiner harrt!"

„Erklären Sie sich deutlicher!"

„Vor einer Stunde habe ich veranlaßt, daß der Graf Erlau beim Oberkommando der hier lagernden Truppen als preußischer Spion denuncirt worden ist — es sind bereits die nöthigen Befehle

ertheilt worden, ihn zu verhaften, wo man ihn findet!"

Die Offiziere blickten einander betroffen an.

Dann wandte sich Prinz Ferdinand erregt an den Sekretär.

„Zum Teufel, was haben Sie gethan, Ruhland?" fuhr er ihn heftig an. „Glauben Sie, eine solche Rache sei nach meiner Sinnesart? Oder trachteten Sie dadurch dem Duelle vorzubeugen? Herr, was berechtigte Sie, sich in meine Angelegenheiten zu mischen? Und warum sagen Sie mir erst jetzt, was Sie gethan?"

Ruhland zuckte die Achseln und antwortete trocken: „Ich habe in allen Stücken pflichtgetreu nach dem Befehle Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin gehandelt!"

„Meine Mutter?!" stieß der Prinz, die Stirne runzelnd, hervor und sagte dann sich fassend, nach kurzer Pause: „Meine Herren, Sie haben gehört, daß ich nichts von diesem Vorgange wußte. Es — kann — ja — sein," fuhr er mit sichtlicher An-

strengung fort, „daß jene Anzeige — begründet ist. Gehen wir!“

Ruhland beeilte sich, das in der Nähe des Lusthäuschens befindliche Gitterpförtchen aufzuschließen; Prinz Ferdinand und die beiden Hauptleute folgten dem Sekretär schweigend.

Fünftes Kapitel.

Das Sonntagskind.

An demselben Abende, der Unruhe und Verwirrung in das Schloß Starnitz brachte, verließ ein junger Mann am südlichen Ende des Städtchens ein zweistöckiges Haus von verwittertem und altmodischem Aussehen und lenkte von der sich um den Ort ziehenden Promenade, an der auch das mit einem vergitterten Vorgärtchen versehene düstere Gebäude lag, seine Schritte der Hauptstraße zu, leise ein Liedchen vor sich hin pfeifend.

Die vom Mondlichte beleuchtete Gasse lag verödet da, denn die Stunde des Zapfenstreiches war längst vorüber, die Soldaten hatten pflichtschuldigst ihre Quartiere aufgesucht und die meisten Einwohner des Städtchens sich zur Ruhe begeben. Nur da und

dort flimmerte noch hinter einigen Fenstern ein matter Lichtglanz, auch machte sich in den wenigen Gasthäusern und Schänken des Ortes noch einiges Leben bemerkbar.

Der einsame Spaziergänger schritt bis fast zu dem nördlichen Ausgange des Ortes, bog sodann in ein Seitengäßchen ein und ging dort geradewegs auf ein sauber gehaltenes Haus los, das nur ein Erdgeschoß hatte und dessen breiter Eingang sich in der Mitte der Vorderfronte befand.

Der junge Mann, welcher sich diesem Hause näherte, vernahm von dort her ein Geräusch, das jedenfalls von einem unermüdlich gehandhabten Hobel herrührte, zugleich sah er diesseits des Hausthores die Fenster erleuchtet und eines derselben offen stehen. Er trat an dieses geöffnete Fenster und blickte in eine Tischlerwerkstatt hinein.

Dort befand sich ein etwa sechsundzwanzigjähriger Mann ganz allein bei der Arbeit. Die Lampe, welche auf seinem Tische in seiner Nähe brannte, beglänzte scharf die Züge und die ganze Gestalt des

Arbeitenden, der in seiner Beschäftigung keinen Augenblick inne hielt, obwohl ihm der Schweiß von der Stirne rann.

Der junge Tischlermeister Gottfried Bruckner war kräftig und doch nicht plump gebaut, ragte nicht über die Mittelgröße hinaus, hatte lichtblondes Haar und freimüthige, gewinnende Züge, die einen gewissen Grad von Intelligenz verriethen, aus denen aber noch mehr eine unverkennbare Gutherzigkeit sprach, verbunden mit Seelenruhe und Charakterfestigkeit. Sein Antlitz, das die rosigblühende Farbe der Gesundheit trug, war von einem kurzen, lichtblonden Vollbarte umsäumt.

Das Geräusch, welches sein Werkzeug verursachte, hatte ihn die Schritte des Nahenden überhören lassen.

Dieser, der jetzt in vollem Lampenlichte vor dem Fenster stand, war ein schöner, schlanker, äußerst elegant gekleideter junger Herr mit feinen, aristokratisch geschnittenen Zügen, einem schwarzen Schnurrbärtchen und etwas blasser Gesichtsfarbe.

Er beobachtete lächelnd einige Augenblicke den

thätigen Handwerker und rief dann heiter: „Gottfried!“

Der Tischler hielt in seiner Beschäftigung inne, blickte auf und gewahrte seinen erst vor acht Tagen aus dem Süden der Monarchie heimgekehrten Bruder. Trotzdem sichtlich ein großer Abstand zwischen Beiden herrschte, mußten diese Brüder einander doch sehr lieb haben, denn sie nickten sich freundlich zu.

„Ich habe mit Dir Wichtiges zu reden, Gottfried!“ sagte der junge Stutzer. „Du brauchst mir aber nicht erst das Hausthor aufzusperren, wir haben hier eine bequeme Gelegenheit!“

Und geschmeidig voltigirte er blitzgeschwind über das Fensterbrett hinweg und stand im nächsten Augenblicke lachend vor dem jungen Tischler.

„Ja,“ sagte dieser trocken, „Du hast Alles gelernt, lieber Rudolf, — turnen, fechten, reiten, nur nicht — Geld verdienen!“

„Ah, das wird schon kommen!“

„Schon kommen? Du scheinst vergessen zu haben, daß Du um ein ganzes Jahr älter bist als ich!“

„Was thut das zur Sache? Du weißt ja, ich bin ein seltsames Glückskind, bin am Neujahrstage und obendrein an einem Sonntage geboren, bin — wie's im Volksmunde heißt — ein Neusonntagskind, und dem kann nichts fehlschlagen! Ich werde, früher als Du denkst, wohl mehr Geld haben, als ich gebrauche! Aber wo kann man sich bei Dir niederlassen?" fuhr der junge Dandy lächelnd fort, indem er den Blick durch die mit allerlei Tischlerutensilien und Brettern angefüllte Werkstatt schweifen ließ. — „Ich gehe den Leuten nicht gern auf den Leim, setze mich aber noch weniger gern darauf, habe überdies keine Leidenschaft für Hobelspäne, die wie Kletten an den Kleidern hängen bleiben und mich immer an die Ringellocken der polnischen Juden erinnern, die auch nicht gerade nach meinem Geschmack sind. Hast Du Deine Lehrbuben schlafen geschickt?"

„Ja! Doch ich werde Dir selbst einen Sessel von der Wohnung herüberholen."

„Nein, nein! Ich setze mich auf Deine Hobelbank, ich muß Dich ohnehin bitten, Deine Arbeit

für einige Minuten einzustellen, denn dieser Höllenspektakel, den Du mit Deinem Instrumente vollführst, macht es uns unmöglich, uns über die ernsten Dinge zu verständigen, welche ich mitzutheilen habe!"

Gottfried lächelte, legte den Hobel weg, wischte dann mit der breiten Hand die Hobelbank ab, stemmte sich darauf und blickte den Bruder forschend an.

Rudolf schritt zum Fenster und schloß es.

Dann fragte er: „Hast Du Einquartierung?"

„Ja. Sechs Mann!" lautete die Antwort.

„Wo hast Du sie untergebracht?"

„Im Hospital, wo auch meine Burschen schlafen!"

„Es kann uns also Niemand belauschen oder stören?"

„Nein! Das klingt ja sehr geheimnißvoll!"

„Ich mag nicht meine Angelegenheiten im Munde fremder Leute wissen!"

Gottfried schwieg. Rudolf nahm auf der Hobelbank Platz, die er zuvor noch mit seinem seidenen Taschentuche abgestaubt hatte.

Dann begann er mit einigermaßen ernsthafter

Miene: „Bruder, ich stehe an einem Wendepunkte meines Lebens!“

Gottfrieds Augen erweiterten sich.

„Ah,“ fragte er, „hat man Dich zum Einrücken aufgefordert?“

„Nicht doch! Du weißt ja, daß das Sonntagskind auch in dieser Beziehung Glück hatte, ich, als meine Zeit war, zu schwächlich befunden ward und vollständige Befreiung vom Militärdienste erhielt. Seitdem ward ich freilich in Südfrankreich und Italien gesund und stark, aber mein Attest ist doch nicht mehr anzutasten. Nein, was ich Dir zu sagen habe, betrifft unsere Tante und — meine nächste Zukunft.“

„So, so! Hat die alte bissige Betschwester, unter deren Dache Du Dich nun seit Deiner Heimkehr befindest, endlich ihr Testament gemacht und Dich zum Erben eingesetzt, wie es ihre Absicht war? Ja, so wird es sein,“ versetzte Gottfried bewegt und freudig, „Du sagtest vorhin, daß Du bald mehr Geld haben werdest, als Du gebrauchest! Die Alte, die nun schon

seit Monaten bettlägerig ist und nicht sterben konnte, liegt vielleicht gar schon in den letzten Zügen, wie?" — fuhr er ernster fort. — „Sieh', Rudolf, ich wünsche Niemandem den Tod, jenem Weibe nicht und ebensowenig meinen ärgsten Feinden, die ich so gut haben werde wie jeder andere Mensch, aber ich sehe es doch als ein Glück an, wenn jenes Geschöpf, das viel Unheil auf der Welt und besonders in unserer Familie angestiftet hat, weit mehr als Dir bekannt sein kann, endlich einmal für immer unschädlich gemacht sein wird. Sie soll reich sein — für unsere Verhältnisse reich — soll bei dreißigtausend Gulden Vermögen besitzen —"

„Ja, die hat sie. Heute ließ sie mich zu sich kommen. Sie saß aufrecht im Bette, forderte mich auf, ihr eine Schatulle zu bringen, die sie in einem Schiebfache ihres Schreibtisches aufbewahrt hält, öffnete vor meinen Augen das Kästchen und zeigte mir nicht nur eine bedeutende Summe in Staatsnoten, sondern auch ein beträchtliches Verzeichniß der anderen Werthpapiere, welche noch in der Schatulle

lagen. Sie ist also recht wohlhabend, ich bin davon überzeugt worden, aber ich habe auch unter der Hand erfahren — und darauf beziehen sich wohl Deine Andeutungen — daß Tante Susanne einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens gewissen Wuchergeschäften verdanke, die sie durch viele Jahre und bis vor wenigen Monaten betrieben — dunkle Gerüchte davon kamen mir ja schon während meines wiederholten, freilich immer nur kurzen Aufenthaltes in der Heimath zu Ohren — auch weiß ich ja noch aus meiner Knabenzeit, daß die Tante mit unseren Eltern zerfallen war, und hörte später nie etwas von einer Versöhnung mit ihr, sah sie auch jemals kaum, bevor sie mich an ihr Krankenlager von Wien herberief, mir vor acht Tagen eine Wohnstätte in ihrem Hause anwies und mir Eröffnungen machte, die —"

„Und kurz — Du wirst sie beerben?" unterbrach ihn Gottfried ruhig.

„Liegt ein Vorwurf in Deiner Frage, Bruder?"

„Nein!"

„Doch, doch, ich höre ihn durchklingen — ver-

hehle es mir nicht!“ bemerkte Rudolf lächelnd und fügte in seiner leichtfertigen Manier hinzu: „Du ehrliche Seele findest es wenig skrupulös von mir, daß ich eine Erbschaft anzutreten gesonnen bin, die aus unlauterer Quelle stammt. Weißt Du, mein guter Gottfried, das ist etwas stark altväterisch von Dir gedacht. Heutzutage werden die meisten Vermögen, wenigstens in großen Städten, auf nicht ganz rechtlichem Wege erworben, wollten sich da alle unschuldigen Erben aus Gewissenhaftigkeit solcher Nachlässe entschlagen, so würde gar bald die Gattung der lachenden Erben aussterben müssen. Denke jedoch dieser Aeußerung halber nicht schlecht von mir, Bruder, ich habe denn doch noch andere Gründe, welche mich bestimmen, das Geld der Tante nicht zurückzuweisen. Du sollst sie später hören und wirst sie respektiren. Zuvor muß ich Dir aber sagen, daß ich noch nicht am Ziele stehe, mir Tante Susanne im Gegentheil gedroht hat, mir ihre Gnade und damit ihr zusammengescharrtes Kapital zu entziehen!“

„Und das sagst Du mit lachender Miene?"

„Warum nicht? Vergiß doch nicht, daß ich das „Sonntagskind" bin! Ich werde die alte Hexe schon wieder zahm machen! Höre nur, was heute gegen Abend zwischen ihr und mir vorgefallen ist. Sie zeigte mir also ihr Geld, worauf ich die Schatulle wieder in den Schreibtisch verschließen und ihr den Schlüssel zu demselben einhändigen mußte. Dann sagte sie mir, sie werde morgen ihr Testament machen, der Notar sei schon bestellt, ich werde ihr alleiniger Erbe sein. Ich sprach ihr meinen Dank aus, fragte sie aber zugleich, ob ich und mein Bruder Gottfried ihre einzigen oder nächsten Verwandten seien, und als sie das mit einer seltsam unruhigen Geberde ziemlich heftig bejahte, da machte ich sie darauf aufmerksam, daß es ungerecht sei, wenn mein Bruder Gottfried nicht zur Hälfte an der Erbschaft theilnehme —"

„Wie?" fiel ihm Gottfried erregt in's Wort. „Das hast Du gesagt?"

„Hätte ich denn anders reden können, ohne mich

vor mir selbst schämen zu müssen?" antwortete Rudolf, indem er sein Schnurrbärtchen drehte und den Bruder erstaunt ansah.

„Und dann?" hauchte der junge Tischler. „Was sagte die Alte?"

„Sie fuhr wie vom Blitz getroffen aus den Kissen auf, schnitt eine höhnische Grimasse und antwortete, ich sei nur ihr Erbe, wenn ich ihr eidlich gelobe, Dir auch nicht einen Heller von dem Erbtheile abzutreten, mit dem ich sonst machen könne, was ich wolle. Ich protestirte gegen jenes Ansinnen, erklärte, daß ich nicht gesonnen sei, mich für einen Erbschleicher ansehen zu lassen, sie schrie mir sodann zu, sie werde unter solchen Umständen ihr Hab' und Gut der Kirche vermachen, — kurz, es war eine recht angenehme Ueberraschung, die damit endete, daß die alte Hexe entkräftet auf ihre Polster zurücksank und ich mich nach meinem Zimmer zurückzog. Eine Stunde später ließ mir Tante Susanne durch ihre alte vertraute Dienerin sagen, sie werde mir morgen eine Enthüllung machen und wenn ich dann noch

auf meinem Vorsatze beharre, werde sie ihre Drohung ausführen. Sieh', Bruder, das ist's, was ich Dir mittheilen wollte. Zum Henker, was hast Du denn der garstigen alten Hexe angethan?"

Gottfried war blaß geworden. Jetzt schien er einen inneren Kampf zu bestehen.

Rudolfs Blick ruhte forschend auf dem Bruder, der sich jedoch rasch ermannte.

„Nun gut," begann der junge Tischler nach kurzer Pause, „ich habe darüber schweigen wollen, aber es geht nicht, wie ich sehe. So wisse denn — vor vier Wochen, bevor Tante Susanne noch an Dich dachte, ließ sie mich, obwohl wir einander seit vielen Jahren ausgewichen waren, zu sich bescheiden. Sie wähnte sich wohl ihrem Ende nahe und empfand Gewissensbisse. Und in dieser kläglichen Stimmung sprach sie von einer Sühne des Vergangenen und wollte mich zu ihrem Erben einsetzen."

„Wie? Dich?" rief Rudolf verblüfft. „Das sagst Du mir jetzt erst? Und Du nahmst die Nachricht, daß ich an Deine Stelle getreten, nicht nur

gelassen auf, sondern Du entzogst mir auch nicht Deine Herzlichkeit, Deine brüderliche Liebe? Du bist ein seltener Mensch!"

„Hast Du nicht heute Abend der Tante gegenüber eben so uneigennützig und brüderlich gegen mich gehandelt, mein guter Rudolf?" antwortete Gottfried bewegt.

Die Brüder drückten einander die Hand.

Dann aber fragte Rudolf hastig: „Du also solltest anfänglich alleiniger Erbe sein? Warum hast Du mir das verschwiegen?"

„Ich wollte — da Du etwas leichtfertig zu denken pflegst — die Erinnerung an unsere Eltern nicht trüben, die gute Meinung von unserer armen, ehrenhaften Mutter nicht bei Dir wankend machen, Dir nicht Dinge in den Kopf setzen, die thöricht sind!"

„Ich verstehe Dich nicht, Gottfried!" rief Rudolf.

„Die Enthüllung, welche die boshafte Tante Dir morgen zu machen beabsichtigt, wird Dir schon heute durch mich werden. Ich möchte mich kurz

fassen und weiß doch nicht, wie ich's anfangen soll. Ich muß Dich an das erinnern, was Dir so gut bekannt ist wie mir, um auf das zu kommen, was Dir besser hätte verschwiegen bleiben sollen. Unsere Eltern bewohnten früher einen kleinen Pachthof in der Nähe des Grenzgebirges und siedelten sich erst hier an, als Du zehn Jahre alt warst, ich kaum neun Jahre zählte. Du bliebst nur einige Wochen hier, wurdest dann vom Vater in ein Institut nach Wien gebracht Unsere Eltern hatten gerade ihr Auskommen, nicht mehr, ich dachte in meinem jugendlichen Alter nicht darüber nach, woher der Vater die Mittel nehme, Dir eine feine Erziehung geben zu lassen, und zu welchem Zwecke? Auch weißt Du, Rudolf, daß ich Dich niemals darum beneidete, denn mein Sinn stand nach der Tischlerei. Wir liebten einander auch zu sehr, als daß Einer von uns Neid gekannt hätte, nicht wahr?"

„Gewiß, wie jetzt! Doch weiter, Gottfried!"

„Nun gut, wir sahen Dich nicht eher wieder, als bis Du das sechszehnte Jahr erreicht hattest.

Auch damals war hier Dein Aufenthalt nur von sehr kurzer Dauer, denn Du sehntest Dich, ein Bildhauer zu werden, kein gewöhnlicher Steinmetz, sondern ein Künstler — man hatte viel Talent dazu in Dir entdeckt. Flugs war wieder das Geld zu solcher Laufbahn da und der Vater fertigte neugierige Frager mit der Antwort ab, es habe sich für Dich ein Wohlthäter, ein Beschützer gefunden, der unbekannt bleiben wolle."

„Nun ja! Mein geheimer Wohlthäter!" rief Rudolf lebhaft. „Er hat meine akademischen Lehrjahre bezahlt, meinen Aufenthalt in Paris und Italien! Er war meine gütige Vorsehung! Aber diese geheime Vorsehung hat mich, seit ich von Italien zurück bin, wo ich allerdings etwas locker lebte, im Stich gelassen. Vielleicht lebt sie nicht mehr oder sie grollt mir ein wenig. Darum nahm ich auch die Aufforderung der wohlhabenden Tante, hierher zu kommen, mit Freuden an. Was Teufel, war sie vielleicht insgeheim meine Beschützerin, das geldspendende unbekannte Wesen? Hoho, dann wäre auch die Ge-

schichte mit der Erbschaft erklärt und ich brauchte nicht so ängstlich zu sein, da ich mich seither bei ihrer sündhaften Geldquelle sehr wohl befand!"

Rudolf lachte, fügte aber sodann ernst hinzu: „Doch woher dann das Zerwürfniß mit Euch und die anfängliche Absicht der Alten, ihren Nachlaß Dir zuzuwenden?"

„Du bist eben vollständig im Irrthum, Rudolf! Tante Susanne, dieses habsüchtige, gewissenlose Weib eine Wohlthäterin? Das hätte sich wohl nicht zusammengereimt! Nein, Bruder, sie spielte eine ganz andere, ihrem Charakter angemessenere Rolle, sie ward zur bösen, giftigen Verleumderin, denn sie war es, welche hier unter die Leute brachte, Deine Mutter habe einen Fehltritt begangen, Du seiest ein Kind der Sünde, der Sohn irgend eines vornehmen Kavaliers, und unser Vater decke die Schande mit seinem Namen zu!"

„Hölle und Teufel!" murmelte Rudolf, indem er von der Hobelbank aufsprang und mit gerötheten

Wangen an den Bruder herantrat. „Und die Leute glaubten das?"

„Die Leute glauben das Schlechte am liebsten, Rudolf!"

„Das ist wahr! Und meine arme Mutter —? Sie erfuhr —?"

„Sie erfuhr es sicher — sie härmte sich im Stillen ab — sie hatte schließlich den Tod davon!"

„Und der Vater?"

„Er konnte leider nicht die erbärmliche Verleumdung entkräften, denn, Du weißt es ja, die kleine Kirche, in deren Taufregister Du eingetragen sein mußtest, war ja sammt dem Kirchenbuche verbrannt, auch der Geistliche und die Taufzeugen waren längst gestorben, wie mir der Vater einmal sagte. Aber er wies der Tante energisch die Thür und wir verkehrten seit dem nicht mehr mit ihr. Auch der Vater starb bald, wenn auch nicht gebrochenen Herzens. Ich aber diente meine Zeit als Soldat ab und als ich dann hier die Tischlerei wieder aufnahm, da war das Geschwätz über uns verstummt, denn Du weiltest im

Auslande, ich aber vergaß nicht, was die Tante uns angethan. Und als sie mich vor vier Wochen zu sich rief, da schleuderte ich ihr die bittersten Anklagen ins Gesicht, hielt der Scheinheiligen, die durch wucherische Zinsen manchen Bauern der Umgegend an den Bettelstab gebracht, ihr Sündenregister vor und warf ihr schließlich ihre Erbschaft vor die Füße!"

Der sonst so sorglose und muntere Rudolf ließ bekümmert den Kopf hängen.

„Meine arme Mutter!" sagte er tief ergriffen. „Sie duldete für mich — Ihr littet Alle, guter Gottfried, während ich vergnügt ein sorgloses Leben führte, und sagtet mir doch kein Wort von dem Allen!"

„Wir wollten Dir nicht in Deiner Laufbahn hinderlich sein!"

„Oh, würde ich eine Ahnung davon gehabt haben, ich hätte sofort jede Unterstützung des räthselhaften Gönners zurückgewiesen! Warum zeigte er sich nicht, meine Mutter von jeglichem Verdachte zu reinigen?"

„Vielleicht wußte er gar nicht, was er unfreiwillig durch seine Großmuth für Dich angestiftet!"

„Und der Vater? Er mußte doch diesen Wohlthäter kennen —"

„Wer weiß! Er hat nicht einmal in seiner Sterbestunde etwas darüber gesagt!"

Rudolf schüttelte nachdenklich das Haupt.

„Und die Ursache jener Großmuth meines geheimen Gönners? Seltsam! Ich habe schon oft darüber vergeblich nachgedacht!"

„Aber hoffentlich hast Du niemals die Ehrenhaftigkeit unserer Mutter in Zweifel gestellt?" fragte Gottfried mit festem Blick auf den Bruder.

„Nein, bei Gott nicht!" erwiederte Rudolf, indem er lebhaft und freimüthig dem jungen Tischler ins Antlitz sah. „Und Du kannst mir's glauben, daß ich mir niemals gewünscht habe, etwas Anderes zu sein, als der ehrliche Sohn rechtschaffener Eltern. Wenn ich auch leichtfertig bin, hochfliegenden Plänen nachjage, wenn auch durch Erziehung und Umgang in glücklichen Lebensverhältnissen eine Umwandlung mit mir vorgegangen, mein Herz und meine Gesinnung sind sich doch gleich geblieben!"

Die Brüder schauten einander bewegt an, sie lagen einander im nächsten Moment in den Armen.

Nachdem der junge Dandy sich wieder von der handfesten Umhalsung des derben Tischlers losgemacht, schwang er sich von Neuem auf die Hobelbank.

Rudolf hatte seinen sorglosen Sinn wieder.

„Geschehene Dinge sind nicht zu ändern, lieber Gottfried," begann er. „Sollte mir aber mein räthselhafter Beschützer in irgend einer Weise sich neuerdings kundgeben, so werde ich ihn zu erforschen suchen und ihn nöthigen, nachträglich die Ehrenhaftigkeit unserer guten Mutter zu bezeugen. Und nun laß Dir sagen, Bruder, daß ich — trotz Allem — diese abscheuliche Tante Susanne beerben will. Runzele nicht die Stirn, Du hast noch nicht die Gründe gehört, welche mich dazu bestimmen, und mich rechtfertigen. Du willst also nichts von der Erbschaft?"

„Nein! Und Deine Gründe?"

„ Sie sind sehr einfach. Erstens will ich nicht, daß die Kirche mit dem guten Magen, der ungerechtes

Gut so trefflich verdaut, das Geld der Tante verschlucke —"

„Da stimme ich bei!"

„Und zweitens ist es meine Absicht, mit der Erbschaft in der Tasche die armen Teufel — oder ihre Nachkommen — welche die alte Hexe unglücklich gemacht hat, ausfindig zu machen und zu entschädigen, sollte auch der letzte Kreuzer des Nachlasses draufgehen."

„Bruder, Du bist ein prächtiger Bursch', wenn Du auch die Stutzergewohnheiten der vornehmen Welt hast!" rief Gottfried.

„Bleibt mir etwas von dem Gelde," erwiederte Rudolf, „nun, dann gehe ich damit wieder nach Italien, wo die eigentliche Lebensluft der Künstler meines Berufes ist, und dann — wirst Du hoffentlich bald etwas von mir hören! Bist Du jetzt mit mir einverstanden?"

„Ganz und gar!"

„Dann muß ich aber bei der alten Hexe Komödie spielen!"

„Du erklärst ihr eidlich und schriftlich, wenn

es sein muß, daß ich keinen Kreuzer bekommen werde — es ist ja die Wahrheit."

„Aber ich muß uns auch die Pfaffen vom Leibe halten. Das kann ich nur, indem ich die Ausgeburt aller Häßlichkeit, dieses Knochengerüste von einer Lehrerin, einer Schleicherin und Frömmlerin ersten Ranges, die sich bei der Tante eingenistet und ihr täglich Gebete vornäselt, aus ihrer Nähe verbanne —"

„Ah, Du meinst die Mamsell Nina Krötig, die bei der Tante zur Miethe wohnt und in unserer neuen Bürgerschule Unterricht ertheilt?" lachte Gottfried.

„Ja. Sie darf mir nicht mehr in's Krankenzimmer, denn ich traue ihr nicht und halte sie für eine Affilirte der Jesuiten. Und auch vor der alten Ludmilla, der Dienerin muß ich mich sicherstellen; sie ist habgierig, ich werde ihr also eine artige Summe versprechen, wenn sie schwört, daß sie unter keinem Vorwande auch nur eine einzige Kutte eher über die Schwelle des Hauses lassen werde, als bis Tantchen

Susanne nicht mehr physisch in der Lage ist, ihr Testament zu widerrufen."

„Thu' das, Rudolf!"

„Aber ich muß die Ludmilla auch sofort bestechen, damit sie meinen Versprechungen Glauben schenkt."

„Thu' das!"

„Doch womit? Ich habe kein Geld!"

„Du Bruder Liederlich! Wie viel willst Du?"

„Hundert Gulden reichen dazu hin."

„Du sollst sie haben. Ich hole sie Dir sogleich!"

„Bei Gott, Bruder, Du bist ein seltener Mensch! Du hilfst mir noch, Dich enterben!"

Gottfried lachte und verließ die Werkstatt, um aus der Wohnung jenseits der Hausdurchfahrt das Versprochene zu holen.

Rudolf blickte ihm nach und murmelte vor sich hin: „Wahrhaftig, was sind die aufgeblasenen, kaltherzigen Egoisten der großen Städte im Vergleiche zu diesem schlichten Handwerker? Könnte ich den Gott-

fried nur einmal so recht von Herzen glücklich machen! Aber er wünscht sich ja nichts, als immer nur Arbeit, und die hat er vollauf!"

Dann versank der junge Mann in ernstes Sinnen. Nur einmal gab er demselben in Worten Ausdruck, indem er, wohl sich selber unbewußt, leise sagte: „Die arme Frau war rechtschaffen, ich zweifle ja nicht daran! Aber kann ich nicht trotzdem der Sohn eines vornehmen Mannes sein — und vielleicht auch einer vornehmen Dame? Meine Neigungen ziehen mich zum blauen Blute, ich bin so ganz anders als der Gottfried, nicht nur durch die Erziehung, auch durch jenes Etwas, das sich nicht erklären läßt. Warum könnte ich nicht denen heimlich übergeben worden sein, die ich seither Vater und Mutter nannte und die sich durch einen heiligen Eid verpflichtet haben mochten, unter jeglichen Umständen das Geheimniß zu bewahren? Alles möglich!"

Das Eintreten des Tischlers machte dem Grübeln Rudolfs ein Ende. „Da hast Du hundert Gulden!" sagte Gottfried und reichte dem Bruder das Geld.

Rudolf verließ seinen Sitz und steckte die Staatsnoten ein.

„Ich danke Dir," antwortete er, „Du erhältst Dein Geld zurück, so wie meine Angelegenheit erledigt ist. Hoffentlich geht es hier bis dahin nicht drunter und drüber!"

„Wie so?"

„Nun es steht uns doch ohne Zweifel ein Krieg mit Preußen bevor, und den haben wir dann hier aus erster Hand."

„Wie Gott will!"

„Du nimmst das sehr gelassen, Bruder! Ich würde doch meine Ersparnisse bei Zeiten in Sicherheit bringen!"

„Nun, man brandschatzt doch wohl nicht mehr, wie in früheren Zeiten! Und jetzt geh', lieber Bruder, ich habe mich noch tüchtig zu der Arbeit zu halten!"

„Wozu plagst Du Dich so? Wie lange dauert's, so stocken hier alle Geschäfte!"

„Mein's nicht, denn kann ich keinen Hausrath machen, so mach' ich Särge — man wird sie brauchen!"

„Praktisch — aber ich mag nichts davon hören! Gute Nacht, Gottfried!"

„Warte doch, ich hole erst den Hausschlüssel!"

„Nicht nöthig! Ich kann ja gehen, wie ich gekommen," unterbrach ihn Rudolf lachend, „das ist doch der kürzeste Weg. Und wenn man mich sehen sollte, was thut's? Hier ist eine ehrsame Tischlerwerkstatt und nicht die Schlafkammer eines hübschen Mädchens!"

Bei diesen Worten öffnete Rudolf das Fenster und voltigirte, so gewandt wie zuvor, auf die Gasse hinaus.

„Gute Nacht! Und vergiß nicht, die Großmutter zu grüßen!" rief er zurück.

Dann schritt er rasch von dannen.

Der junge Tischlermeister schüttelte lächelnd das Haupt. Dann machte er sich wieder an seine Arbeit.

Die Späne flogen rechts und links und das vom scharfen Werkzeuge verursachte dumpfe Kreischen tönte durch's offene Fenster in die laue, vom Mond und den flimmernden Sternen beglänzte Frühlingsnacht hinaus.

Sechstes Kapitel.

Die verhängnißvolle Nacht.

Als Rudolf sich wieder der Hauptstraße zuwandte, da murmelte er vor sich hin: „Arbeiten ist unstreitig eine sehr gute Sache, aber man ist doch nicht ausschließlich dazu auf der Welt. Ich begreife den Gottfried nicht. Wozu plagt er sich bis spät in die Nacht hinein? Und für wen? Sich und das alte geistesschwache Großmütterchen kann er recht gut erhalten, wenn er sich auch nicht so übermäßig anstrengt, einen eigenen Herd hat er, der ihm genügt, und an's Heirathen denkt er nicht. Es giebt doch eigenthümliche Käuze in der Welt! Ich verstehe, daß man arbeitet, wenn man Hunger hat oder seinen Ehrgeiz zu befriedigen hofft, aber was weiß der gute

Bruder von Ehrgeiz? Uebrigens ist diese Sucht, sich durch irgend etwas hervorzuthun, auch vielleicht eine Narrheit. Dann bin ich auf dem besten Wege, ein Thor zu werden! Ah, wie leicht wird es einem Manne von vornehmer Geburt gemacht, in der Welt eine Rolle zu spielen!"

Rudolf seufzte und setzte schweigend und sinnend seinen Weg fort. Ohne Zweifel knüpfte er seinen Ideengang an jene Reflexionen an, die er gemacht hatte, bevor sein Bruder in die Werkstatt zurückgekehrt war.

Im Begriff, auf der Hauptstraße an dem vornehmsten Einkehrhause des Städtchens vorüberzugehen, richtete er einen zerstreuten Blick nach der offenen Thür des hell erleuchteten Gastzimmers.

Er sah dort zwei Herren stehen, die ihre Cigarre rauchten und mit dem dicken Wirthe plauderten.

Mechanisch und ohne seinen Schritt zu hemmen, grüßte Rudolf den ihm bekanten Wirth.

„Herr Bruckner," rief dieser, „wohin so eilig?"

„Meiner Seel', das ist ja unser Künstler!" ließ

sich eine zweite Stimme in unverkennbarem Wiener Dialekte vernehmen.

Rudolf ward durch diese Stimme, die ihm bekannt klang, vollends seinen Träumereien entrissen.

Er trat zu der kleinen Gruppe und erkannte sofort einen der beiden neben dem Wirthe stehenden Herren. Er hatte während seines letzten kurzen Aufenthaltes in Wien diesen Herrn wiederholt in Gesellschaften getroffen und auch einige Abende mit ihm in Gasthäusern verbracht.

„Ei, Herr von Erlinger, Sie hier?" rief er.

„Hier zu Lande giebt's kein „von", wie in Wien, wo sich der Greißler oder Hausmeister beleidigt fühlen würde, wenn man es ihm nicht spendirte!" versetzte schmunzelnd der Angeredete, ein kleiner, wohlgenährter Mann mit aufgedunsenem, rothglühendem Gesicht, einem martialischen Schnurrbart und kleinen, schlaublickenden Blinzelaugen.

„Nun also, Herr — Erlinger," sagte Rudolf, indem er dem Manne lächelnd die Hand reichte, „wie kommt man denn zu der Ehre, Sie hier zu sehen?"

„Mein Freund, Herr von — ja so — Herr Prellleitner, und ich haben eine Armeelieferung übernommen und die hat uns in die Heimath von Pane Wenzel verschlagen. Aber was treiben denn Sie hier? Wollen Sie etwa eine böhmische Venus modelliren?"

„Hoho," bemerkte der Wirth lachend, „Herr Bruckner hat hier etwas Besseres zu thun, er hat eine alte reiche Tante zu beerben, die wohl in den nächsten Tagen dem irdischen Jammerthale „Pfüt' Gott!' sagt!"

Rudolf runzelte ein wenig die Stirne und bemerkte spöttisch: „Was Teufel, das wissen Sie auch schon? So eine kleine Provinzstadt ist doch ein rechtes Klatschneſt!"

Der Wirth wollte antworten, doch der runde bewegliche Wiener ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Na, das ist doch natürlich!" schwatzte er. „Und fad', sag' ich Ihnen, verspüren Sie's nicht auch schon, Sie junger Künstler? Da stehen wir nun und wissen nicht, was wir anfangen sollen — kein Theater, kein Sperl, keine Volkssänger, nicht einmal ein Fiaker,

mit dem man sich wegen der Tax' streiten könnt', nicht die geringste Hetz', — es geht doch nichts über unser Wien! Und jetzt schon sich schlafen legen, das giebt's nicht! Kommen's herein, wir logiren da, kommen's auf ein Glas Bier!"

„Ich habe mir in Italien das Bier abgewöhnt —"

„Also Wein —"

„Entschuldigen Sie mich, ich muß nach Hause —"

„Die reiche Tante wird Ihnen doch nicht davonlaufen. Und da fällt mir ein, wir könnten auf meinem Zimmer ein kleines Spiel machen, so vergeht die Zeit am besten. — Sie sind mir ohnehin Revanche schuldig, Liebster, — wissen Sie noch? — Sie haben mir, als wir zuletzt in Wien beisammen waren, fünfzig Gulden abgewonnen — Sie werden sich doch nicht weigern, junger Freund, mir Revanche zu geben?"

Rudolf war an seiner schwächsten Seite angegriffen worden, er hätte nicht um die Welt für das gelten mögen, was man im gewöhnlichen Leben als „schmutzig" bezeichnet. Er mußte sich also wohl oder übel mit lächelnder Miene fügen und folgte den

Herren in das Zimmer Erlingers. Dieser ließ Wein und Karten bringen und bald saß man eifrig bei einem der gewöhnlichen Hazardspiele.

Die Munterkeit der beiden Wiener gab auch dem jungen Bildhauer seine gute Laune wieder, auch kehrte durch den kräftigen Wein, dem er herzhaft zusprach, seine alte Sorglosigkeit zurück

Rudolf war durchaus kein leidenschaftlicher Spieler, er hätte gern die Partie bald abgebrochen, aber er gewann, er mußte also bleiben.

Doch nach einer Stunde änderten sich die Chancen für ihn, er verlor das Gewonnene, verlor hinterdrein die hundert Gulden, welche ihm Gottfried geliehen hatte.

Er dachte an den Zweck, welchen er mit dem Gelde hatte verfolgen wollen, er fühlte etwas wie ein Alpdrücken auf seinem Herzen. Aber er mußte anstandshalber ein lächelndes Gesicht zeigen.

„Ich habe kein Geld mehr bei mir, meine Herren!“ sagte er. „Ich denke, für heute ist es genug!“

„Warum denn?“ rief der behäbige Erlinger mit jener Wiener Gemüthlichkeit, der nicht immer zu trauen ist. „Sie beleidigen uns, wenn Sie glauben, wir könnten Mißtrauen in Sie setzen! Das giebt's nicht! Sie brauchen kein Geld, wenn Sie mit uns spielen, Sie werden schon eine Ehrenschuld zahlen, ist's nicht heute, so ist es morgen, oder sobald Sie Ihre Erbschaft im Sack haben! Also noch auf ein halbes Stündchen, da wir so gemüthlich beisammen sitzen!“

Was sollte Rudolf thun? Falsche Scham nöthigte ihn, dem Drängen nachzugeben, er spielte — und verlor zweihundert Gulden, die er nun auf Ehrenwort schuldete.

Aber er verzog keine Miene, als er sich jetzt erhob und sich unter dem Vorwande, daß er aus Rücksicht auf die kranke Tante nun aufbrechen müsse, von den gar so gemüthlichen Herren verabschiedete, die ihm mit landläufiger Biederkeit die Hand drückten und ihm die Versicherung gaben, er brauche sich mit der Erfüllung seiner Verpflichtung nicht zu übereilen,

denn sie würden noch einen ganzen Tag im Städtchen bleiben.

Rudolf ging.

Als er rasch die Gasse entlang schritt, der Promenade zu, an der das Haus der Tante lag, da war ihm wüst im Kopfe. Er hatte nicht zu viel getrunken, der Zorn über sich selbst machte ihm zu schaffen. Er überhäufte sich im Stillen mit bitteren Anklagen, er sagte sich, daß er nicht am folgenden Morgen zu dem ehrlichen Gottfried gehen, ihm gestehen könne, daß das Geld in leichtsinniger Weise verspielt sei. Und konnte er obendrein dem Bruder zumuthen, ihm zweihundert Gulden zu borgen, um die Ehrenschuld zu bezahlen, dem Bruder zumuthen, der sich sein Erspartes im Schweiße des Angesichts erworben, endlich zu einer Zeit zumuthen, in der ein Jeder daran denken mußte, seine Habe vor den drohenden Heimsuchungen eines Krieges so viel wie möglich sicherzustellen? Was waren dreihundert Gulden? Und doch bedeuteten sie jetzt für Rudolf Alles — den Verlust seiner Ehre und das Aufgeben seiner

Pläne, die er Gottfried enthüllt hatte. An die Tante Susanne konnte er sich nicht wenden, denn er hätte der geizigen Alten einen Schrecken vor ihrem Erben eingejagt und dadurch sicher ihre Willensmeinung geändert.

Rudolf verzweifelte nicht geradezu, denn er gehörte zu jenen Naturen, die in schlimmer Lage sich noch immer an das mögliche Eintreten eines glücklichen Zufalles klammern, aber er befand sich in einer sehr peinlichen, bedrückten Stimmung.

Mit düsterer, niedergeschlagener Miene betrat er die um diese Stunde völlig öde Promenade. Es war hier finsterer als in der Gasse, denn das Mondlicht drang nur spärlich durch das dichte Laub der hohen Kastanienbäume.

Rudolf befand sich etwa nur noch zwanzig Schritte von dem Hause der Tante entfernt, als er plötzlich die dunkle Gestalt eines Mannes erblickte, der hinter einem der Bäume hervortrat und sich ihm langsam und, wie es schien, vorsichtig näherte.

Der junge Künstler stutzte.

„Hoho," murmelte er, „jener Mensch sieht verdächtig aus! Sollte er es auf einen Ueberfall abgesehen haben? In einem so friedfertigen Spießbürgerneste Räuber? Man sollte es kaum glauben! Aber in so unruhiger Zeit ist Alles möglich. Ich werde dem Burschen dort übrigens einen Empfang bereiten, daß er daran denken wird!"

Rudolf blieb stehen, zog verstohlen seinen großen Hausthorschlüssel hervor und bewaffnete sich damit. So ausgerüstet erwartete er den vermeintlichen Wegelagerer und befand sich obendrein, gereizt, wie er ohnehin nach seiner jüngst begangenen Thorheit war, in einer sehr kampflustigen Stimmung.

Nichtsdestoweniger hatte er sofort die nöthige Vorsicht beobachtet, war im Schatten stehen geblieben, während der Nahende, wenn dieser ihn angreifen wollte, eine Allee passiren mußte, die vom Mondlichte beschienen war.

Der Mann, welcher unserem Künstler verdächtig schien, ging gerade auf diesen los. Wie er nun die erhellte Stelle der Promenade betrat, da genügte ein

Blick, um Rudolf zu überzeugen, daß er es hier mit einem ältlichen Menschen zu thun habe. Gang, Haltung, Gestalt und das graue Haar des sich Nähernden, der übrigens sein Gesicht so viel wie möglich mit einem Plaid verhüllte, kündigten dies an. Zugleich aber entging es Rudolf nicht, daß der Unbekannte, der mittlerer Statur war und dessen gedrungener Körperbau jene Wohlgenährtheit zeigte, die in gereiften Jahren dem sorglos Lebenden eigen zu sein pflegt, mit einem feinem schwarzen Anzuge bekleidet war und einen tadellosen Cylinder trug, alles Entdeckungen, die keineswegs auf einen beutegierigen Strolch schließen ließen.

Dennoch rief Rudolf dem Manne, als dieser nun, augenscheinlich absichtlich bemüht, seine Gesichtszüge nicht offen zur Schau zu stellen, rasch zu ihm in den Schatten treten wollte, ein gebieterisches „Halt!“ zu.

Der Mann blieb stehen und sagte mit ziemlich scharfer Stimme unter den Plaidfalten hervor, die er bis fast zu den Augen hinaufgezogen hatte: „Ent-

schuldigen Sie — wollen Sie in jenes einsam stehende, uns zunächst befindliche Haus?"

„Ja!" antwortete Rudolf trotzig. „Warum diese Frage?"

„So sind Sie der Herr Rudolf Bruckner — der Bildhauer?"

„Der bin ich!" entgegnete Rudolf erstaunt.

„Ja, ja," ergänzte der Mann, „ich erkenne Sie jetzt, trotz der Dunkelheit, und — an Ihrer Stimme!"

„Ah! Ich bin Ihnen persönlich bekannt? Warum lassen Sie dann nicht Ihren Plaid fallen und zeigen mir, wer Sie sind?"

„Mein Gesicht würde Ihnen keinen Aufschluß geben, meine Züge sind Ihnen fremd, müssen Ihnen auch fremd bleiben!"

„Das klingt sehr sonderbar und — verdächtig, mein Herr!"

„Ich erlaube mir, jeden Verdacht, den meine Person und mein Benehmen bei Ihnen hervorrufen

könnte, sofort niederzuschlagen, indem ich eine Bemerkung mache —"

„Nun?" hauchte Rudolf, dessen Erstaunen sich steigerte, hastig und ungeduldig.

„Sie haben einen geheimen Beschützer - "

„Wie? Das wissen Sie?" unterbrach ihn der junge Künstler lebhaft und froh bestürzt. „Mein Gott, Sie sind doch wohl nicht gar —?"

„Jener Wohlthäter, der seither im Verborgenen für Sie gesorgt hat?" fiel ihm der Unbekannte in's Wort. „Nein, mein Herr, aber ich bin ein Abgesandter desselben, sein Vertrauter!"

Rudolf stieß, verwirrt und momentan von dem überwältigt, was er vernommen, unwillkürlich einen leisen Freudenruf aus. Aber er faßte sich alsbald und ließ nun, beinahe beschämt, den Hausthorschlüssel heimlich in die Rocktasche zurückgleiten.

„Wie, mein Herr," stammelte er sodann, „Sie kommen von meinem Wohlthäter, dem ich Alles verdanke, was seit Jahren für mich geschehen? Er lebt also hier oder befindet sich wenigstens momentan hier?"

„Sie sind im Irrthum, mein Herr! Er wohnt in einem ganz anderen Theile der Monarchie und ist auch jetzt dort, denkt nicht im Entferntesten daran, diese Gegend aufzusuchen, die vermuthlich schon in der nächsten Zeit in einen verhängnißvollen Kriegsschauplatz umgewandelt sein wird. Ich habe Sie schon in Wien aufsuchen sollen, bin aber zu spät dort angelangt. Gewisser Umstände halber konnte ich Ihnen nicht sofort hierher folgen; seit diesem Abend erst bin ich hier, und da ich in Erfahrung gebracht, daß Sie nicht zu Hause seien — es war und konnte überhaupt nicht in meiner Absicht liegen, Sie dort aufzusuchen — so harrte ich hier Ihrer Rückkunft seit fast zwei Stunden."

„Ah!"

„Und nun gestatten Sie mir, Herr Bruckner, zu Ihnen in den Schatten zu treten, damit ich ungehinderter, zwangloser mit Ihnen reden kann."

„Sie sind entschlossen, mir Ihr Gesicht nicht zu zeigen?"

„Ja, mein Herr!“

„Und wenn ich Sie nöthige, dies zu thun?“

„So haben Sie von demselben Augenblicke an alles dasjenige verscherzt, was Ihr Beschützer für Sie zu thun gedenkt. Ueberlegen Sie das wohl, Herr Bruckner, ich habe bestimmte Vorschriften und muß diese strenge befolgen! Uebrigens hoffe ich, daß Ihnen die Anordnungen eines Mannes, der Ihr vergangenes Leben so günstig gestaltet hat und auch für Ihre Zukunft sorgen wird, heilig sein werden!“

„Gut, mein Herr, treten Sie zu mir in den Schatten. Aber geben Sie mir zuvor Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht etwa gar selbst mein Wohlthäter sind!“

„Ich bin es nicht, mein Ehrenwort darauf, ich bin nur einer seiner Diener!“

„Ei,“ dachte Rudolf, „ein Diener, der sich so elegant kleidet? Mein Beschützer muß ein sehr vornehmer Herr sein!“

Der Unbekannte trat nun in den Schatten und legte sich einen geringeren Zwang auf, indem er den

Plaid etwas niedriger schob, obwohl er Sorge trug, daß derselbe noch einen Theil seines Gesichtes verdeckte.

„Bevor Sie mir weitere Mittheilungen machen," nahm nun Rudolf, in dem jetzt eine namenlos freudige Regung die Oberhand hatte, lebhaft das Wort, „sagen Sie mir, — wenn Sie es dürfen — ehrlich und offen, welchem Umstande ich die Gunst, die Großmuth meines Beschützers verdanke? Bin ich der Sohn des verstorbenen Stefan Bruckner oder nicht?"

Der Unbekannte zögerte mit der Antwort.

Dann sagte er: „Ich darf Ihnen darüber keinen Aufschluß geben!"

„Ihre ausweichende Antwort läßt mich errathen, was Sie sagen könnten!" erwiederte Rudolf fieberhaft erregt. Dann fügte er zuversichtlich hinzu: „Ich weiß aber und bin fest davon überzeugt, daß seine Frau einst ein rechtschaffenes Mädchen und dann eine pflichtgetreue Gattin war!"

„Ja, das war sie, weiß Gott!“ kam es rasch über die Lippen des Fremden.

„Ah — Sie haben sie also gekannt?“ forschte Rudolf lauernd.

„Ich — ich kann ja auch von ihr gehört haben!“ bemerkte der Andere zögernd, der seine vorschnelle Aeußerung zu bereuen schien.

„Sei dem, wie ihm wolle. Ihre Bestätigung meiner Worte beweist mir, daß die wackeren Bruckners nur Elternstelle an mir vertraten, ich Vater und Mutter anderswo zu suchen habe!“ stieß Rudolf bewegt hervor. „Ich beschwöre Sie, mein Herr, mir wenigstens zu sagen, ob mein Wohlthäter, der sich mir nicht offenbaren will, auch zugleich — mein Vater ist? Und ob meine Mutter —?“

„Lieber junger Herr,“ unterbrach ihn der Fremde sanft, „Sie verirren sich da nach einem Gebiete, das ich nicht betreten darf. Lassen sich, wenn Sie wirklich nicht der Sohn jener Bruckners sein sollten, nicht genug andere Erklärungen für die Großmuth Ihres geheimen Beschützers finden? Warum muß er gerade

Ihr Vater sein? Ist es nicht möglich, daß er ein Freund Ihrer Eltern war, daß diese, die einen triftigen Grund hatten, Ihre Geburt zu verheimlichen, längst todt sind, mein Gebieter aber als treuer Freund die Verpflichtung übernahm, für das Kind der Verstorbenen zu sorgen? Oder ist es nicht glaubwürdig, daß Ihr Beschützer einst einen theuren Sohn verlor, der Ihnen völlig ähnlich sah, und daß diese Aehnlichkeit meinen Herrn bestimmte, sich Ihrer im Stillen anzunehmen?"

„Ah," versetzte Rudolf rasch, „mein Wohlthäter müßte mich ja also im letzteren Falle gesehen haben, wie ich noch ein kleiner Knabe war? Und vielleicht später auch noch?"

„Denken Sie darüber, wie Sie wollen," versetzte der Unbekannte einigermaßen betreten, „nur bitte ich, festzuhalten, daß ich Ihnen keine Aufschlüsse geben darf und daß Sie sich Ihre ganze Zukunft verderben, wenn Sie diesen ungestüm nachjagen. Nehmen Sie das Loos, das Ihnen vorsorglich bereitet wird, wie es kommt, und denken Sie nicht weiter darüber

nach, welche Hand wohlthätig in Ihr Schicksal eingreift!"

„So soll ich niemals den Mann kennen lernen und sehen, der — mich beschützt?" rief Rudolf schmerzlich.

„Wer weiß! Und nun muß ich Sie bitten, daß wir zur Sache kommen, ich mich meines Auftrages entledigen darf, — ich hoffe, noch mit dem Nachtzuge von der nächsten Bahnstation abreisen zu können —"

„So? Sie sind nicht hier im Städtchen in irgend einem Gasthofe einlogirt? fragte Rudolf ungläubig. „Die nächste Bahnstation liegt zwei Stunden von hier entfernt —"

„Und der Wagen, der mich hierher geführt, harrt meiner an einer anderen Seite des Städtchens, draußen auf der Chaussee — setzen Sie doch keinen Zweifel in meine Worte, junger Herr!" unterbrach ihn der Unbekannte. „Morgen bin ich weit von hier, kann keinen weiteren Einfluß auf Sie üben, aber mein Gebieter erwartet trotzdem, daß Sie seinen Weisungen, die ich Ihnen bringe, getreulich nachkommen werden!"

„Und was verlangt mein Beschützer?"

„Er hat mit Bedauern vernommen, daß Sie hierher gereist, bei einer alten übelberüchtigten Frau wohnen, die Sie zu ihrem Erben zu machen wünscht."

„Mein Gott," murmelte Rudolf betroffen, „alles das ist ihm so genau bekannt, und doch —"

„Sie sollen diesen Vorsatz zunichte machen, so lautet mein Auftrag, und womöglich morgen dieses Städtchen verlassen, um direkt nach Italien zurückzukehren, dort sich mit Eifer Ihrem selbstgewählten Berufe zu widmen. Sie werden Ihre Abreise um so mehr beschleunigen müssen, als auch Italien gegen Oesterreich rüstet und Sie dort doch die Grenze vor dem etwaigen Ausbruche eines Krieges zu passiren haben. Erklären Sie mir, daß Sie den Wunsch Ihres Wohlthäters pünktlich erfüllen werden, so bin ich beauftragt, Ihnen die Summe von sechstausend Gulden einzuhändigen. Ferner kündige ich Ihnen an, daß Ihnen in Rom ein dortiges Bankhaus, welches Sie seinerzeit davon verständigen wird, einen Credit eröffnen soll, falls Sie später Geld nöthig

haben. Nun, darf ich Ihren Entschluß wissen? Reisen Sie?"

Rudolf war einen Moment keines Wortes mächtig, so freudig überraschte ihn, was er vernommen hatte.

„Es wird Ihnen eine Rente ausgesetzt werden, welche Sie vollkommen für das entschädigt, was Sie hier aufgeben!" fügte der Unbekannte hinzu, welcher denken mochte, daß Rudolf sich noch besinne.

Dieser aber antwortete nun mit bebenden Lippen: „Mein Herr, der Wunsch meines Wohlthäters ist mir Befehl — ich werde morgen abreisen!"

„Sehr gut. Diese Erklärung genügt, denn mein Gebieter kennt Ihre Zuverlässigkeit, wird Ihnen auf's Wort glauben. Rechtfertigen Sie sein Vertrauen. Hier ist das Geld, junger Herr!"

Während der Fremde so sprach, griff er in die Brusttasche seines Rockes, zog ein Päckchen daraus hervor und überreichte es dem jungen Künstler; die Armbewegung, welche er dabei machte, verursachte,

daß der Plaid sich verschob und durch einige Augenblicke das Antlitz des Unbekannten völlig unbedeckt ließ. Ungeachtet der Dunkelheit gewahrte doch Rudolf die Züge genauer, die ihm völlig fremd waren. Der ältliche Herr bemerkte sofort sein Versehen, zog rasch mit der Linken den Plaid in die Höhe und drückte mit der Rechten dem jungen Manne das kleine Packet in die Hand.

„Hier, mein Herr!" redete er unter dem vorgehaltenen Wolltuche hervor. „Und nun noch Ihr Wort, daß Sie mir nicht folgen, mir nicht nachspüren!"

„Mein Wort!" betheuerte Rudolf, dessen Hand das Päckchen umklammerte.

„Gute Nacht und Glück auf den Weg!" sagte der Andere, zog den Plaid fester um die Schultern und entfernte sich rasch durch die Allee, an der Hauptstraßenmündung vorüberschreitend, hinter welcher die Promenade einen schärferen Bogen beschrieb.

„Gute Nacht!" rief Rudolf mit zitternder Stimme dem Manne nach.

Nur noch einige Augenblicke gewahrte er ihn gleich einem Schatten sich unter den Bäumen fortbewegen, dann sah er nichts mehr von ihm.

Jetzt trat Rudolf rasch in den Mondschein und besah das Päckchen.

Die Hülle war gewöhnliches Zeitungspapier. Als er sie öffnete, erblickte er einen Haufen Papiergeld, kleinere Noten und Tausendguldenscheine. Sein Herz lachte.

„Mein Wohlthäter war auf Alles bedacht," murmelte er, „denn er legte jedenfalls die kleineren Noten dazu, damit ich nicht genöthigt werde, hier eine größere zu verwechseln, was Aufsehen erregen müßte! Alles in Ordnung! Bei Gott, ich bin froh, Italien und meinen Künstlerkreis so bald wiederzusehen. Die alte Hexe mit ihrem Blutgelde soll der Teufel holen, ich bin froh, daß ich nicht nöthig habe, sie zu beerben, ich — o, ich werde eine Rente haben! Und ich werde arbeiten, mir Ruhm und Ehre erwerben, das werde ich! Hab' ich's nicht gesagt — ? — das Sonntagskind!"

Rudolf schwamm in Entzücken.

„Aber eine seltsame Art, mir so vieles Geld zu schicken," fuhr er, sich sammelnd, fort, „ganz einfach in Zeitungspapier eingeschlagen! Ich verstehe — mein Wohlthäter, der vielleicht doch mein Vater ist, wollte Allem vorbeugen, was mich möglicherweise auf seine Spur bringen könnte — und doch — welcher Zeitung hat er sich bedient oder sein Vertrauter? Ah — ein ungarisches Journal, der „Pesti Naplo!" — Hoho, lebt mein väterlicher Beschützer in Ungarn oder wurde diese Hülle nur gewählt, mich irre zu leiten? Der Teufel kann's wissen!"

Der beglückte Rudolf sann noch einige Augenblicke bewegt nach.

Dann entnahm er den kleineren Staatsnoten zweihundert Gulden und steckte das Geldpacket sorgfältig ein. Er hatte den Entschluß gefaßt, die Spielschuld sofort zu begleichen, und machte sich rasch auf den Weg nach dem Gasthause.

Er fand, wie er es erwartet, die Wiener noch beim Weine.

„Sie haben sich eines Besseren besonnen?“ lächelte der Compagnon Erlingers.

„Nein, meine Herren,“ antwortete Rudolf, indem er zwei Hundertguldennoten auf den Tisch legte, „aber hier ist Geld!“

„Das muß eine rare Tant' sein, die sogar bei der Nacht mit dem Geld herausrückt!“ lachte Erlinger. „Aber nun spielen wir doch weiter, nicht wahr?“

„Gute Nacht!“

Bevor auf den hastigen Gruß noch eine Antwort erfolgen konnte, war Rudolf davongeeilt. Es drängte ihn, sein Herz, seinen Glücksfall dem guten, ehrlichen Gottfried mitzutheilen.

Er rannte nach der Gasse, in welcher der junge Handwerker sich gerade anschickte, das Fenster zu schließen und sich zur Ruhe zu begeben.

„Bruder,“ rief er athemlos und freudig dem erstaunten Gottfried zu, indem er eilig an das Fenster trat, hinter dem dieser stand, „das Sonntagskind hat wieder einmal Recht behalten — da sieh'!“

Er zog das Päckchen hervor, legte es auf das Fensterbrett zwischen sich und Gottfried und zeigte ihm den Inhalt.

Der Tischler schrie fast vor Verwunderung auf.

„Wo hast Du das her?"

„Der räthselhafte Gönner hat wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben!"

Sein Ereigniß mit den beiden Wienern sowohl wie seine unklaren Muthmaßungen über seine Abkunft verschweigend, theilte Rudolf dem staunenden Gottfried hastig und in aller Kürze mit, was sich auf der Promenade begeben.

„Wir müssen also wieder scheiden!" sagte der junge Tischler wehmüthig.

„Wir besprechen noch morgen früh das Weitere," antwortete Rudolf lebhaft, „Du bist von der Arbeit ermüdet. Jetzt nimm vorläufig Deine hundert Gulden und so viel Du sonst noch magst!"

„Ei, ich brauche nichts, als was ich Dir gab," lachte Gottfried, „— so — nun ist's gut, packe Dein Geld nun wieder zusammen und gehe mir hübsch

ordentlich damit um — Du weißt! Die Tante möge nur ihr unrechtmäßig erworbenes Gut irgend einem wohl ohnehin reichen Stifte überlassen — es läßt sich nicht ändern, nur schade um die armen Teufel, denen Du damit helfen wolltest, aber ich sehe ein, es geht nicht! Also auf morgen früh, Bruder, — Du kommst doch sicher?"

„Gewiß!"

Rudolf schob sein Packet in die Tasche und drückte Gottfried die Hand. Dieser schloß sein Fenster, der junge freudestrahlende Künstler eilte nach dem alten, verwitterten Hause der Tante, um die letzte Nacht dort zuzubringen.

Er hatte sein Zimmer im Erdgeschosse des Gebäudes, die Thür des Stübchens ging gleich neben dem Hauseingange auf den Flur hinaus. Gerade oberhalb des Gemaches, welches Rudolf angewiesen war, lag das Krankenzimmer der alten Frau. Es war matt erleuchtet, denn es brannte dort die ganze Nacht hindurch ein Lämpchen. Nur die beiden Fenster dort oben, hinter denen übrigens die Vorhänge zu-

gezogen waren, ließen einen schwachen Lichtschein schimmern, sonst herrschte an der Vorderseite des Hauses vollständige Dunkelheit. Rudolf durfte annehmen, daß sich die paar Dienstleute der Alten und auch die Lehrerin, die im rückwärtigen Theile des baufälligen, unfreundlichen Hauses ihre Kammer hatte, längst zur Ruhe begeben; er hoffte unbemerkt seine Wohnung betreten zu können, denn er wünschte nur noch so wenig wie möglich etwas von seinen widerlichen Hausgenossen zu sehen.

Aber so leise er auch den Schlüssel im Schlosse der Hausthür drehte, er kreischte doch. Und als der junge Künstler von innen zuschloß, da vernahm er einen schlurfenden Tritt und sah einen röthlichen Lichtglanz über den Flur hinhuschen.

Er wandte sich um; eine hagere, graugekleidete weibliche Gestalt stand, wie plötzlich aus der Erde hervorgewachsen, dicht vor ihm und leuchtete ihm mit einer Kerze ins Gesicht.

Dieses Wesen war etwa vierzig Jahre alt, hatte aschfarbene Züge, tiefliegende, scharfblickende Augen,

sehr schmale, dünne Lippen, zwischen denen die großen gelben Zähne beständig hervorsahen, so daß es den Anschein hatte, als grinse dieses häßliche, eingefallene Antlitz wie ein Todtenschädel. Was aber die ganze Erscheinung noch unangenehmer machte, war der Ausdruck frömmelnder Demuth, der in Miene und Haltung lag und doch nur schwach eine höhnische Boshaftigkeit verbarg, die in den verzogenen Mundwinkeln und grauen Augen lauerte.

„Ah, Sie sind es, Herr Bruckner? näselte dieses Frauenzimmer, die Lehrerin Fräulein Krötig. „Das Geräusch, welches Sie verursachen, ließ mich befürchten — obgleich der Gerechte eigentlich nur Gott zu fürchten hat — daß hier Diebe eingebrochen seien! Wie, Sie kommen so spät nach Hause, ohne Rücksicht auf Ihre arme nächste Verwandte zu nehmen, die so sehr leidet und ohnehin selten andere als schlaflose Nächte hat? Es ist halb zwölf Uhr, mein Herr!"

„Schon so spät?" warf Rudolf leicht hin.

„Ich bin viel zu unbedeutend und anspruchslos, als daß Sie etwas auf meine Meinung geben könnten,

aber ich möchte mir doch erlauben, Ihnen zu bemerken, daß es, verzeihen Sie, wenig christlichen Sinn und Zartgefühl bekundet, wenn Sie Jene, die Ihr Bestes gewollt, in ihren letzten Lebensstunden durch Trotz kränken und sich von ihrem schmerzensreichen Krankenlager fern halten! Auf diesem Wege werden Sie keine Versöhnung erzielen, Herr Bruckner!"

„So, so!" versetzte Rudolf spöttisch. „Sie waren bei der Tante und diese hat Alles mit Ihnen durchgesprochen, nicht wahr? Und sie haben die Augen verdreht und geseufzt und demüthig erklärt, daß es allerdings sündhaft sei, die lasterhafte Jugend dadurch in ihrer Unmoralität zu bestärken, indem man ihr ein ansehnliches Kapital überantwortet, sagten Sie das nicht? Wenn Sie es nicht gethan, so thun Sie es doch noch — mir liegt nichts daran!"

Die knöcherne Mamsell Nina verzog keine Miene.

„Ich suche Niemandem zu schaden, Herr Bruckner," erwiederte sie trocken, „aber ich kann auch, als gute Christin, nicht gegen mein Gewissen und meine Ueberzeugung reden —"

„Schon gut!“ unterbrach sie Rudolf gleichgiltig. „Wie geht es der Tante?“

„Ich komme soeben von der armen Kranken, die Theilnahme trieb mich schon vor zwei Stunden an ihr Schmerzenslager, an dem Sie hätten sitzen sollen — ich blieb noch, als die wackere Greisin bereits die alte Ludmilla schlafen geschickt hatte, doch wie endlich die gute Dulderin — Gottlob — zu schlummern begann, vor wenigen Minuten, da schlich ich mich leise fort. Der Himmel gebe, daß Ihr ungestümes Nachhausekommen sie nicht wieder aus dem Schlummer geweckt haben möge — ach, hätten Sie gesehen, wie sanft die Kranke schlummerte, die Hände voll Ergebenheit gefaltet — Sie würden — verzeihen Sie mir — rücksichtsvoller sein — während Sie so nur zu Ihrem Nachtheil handeln, denn ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Ihre Tante ist mit dem festen Vorsatze eingeschlafen, durch die Vermachung ihres ganzen Vermögens an eine fromme Stiftung sich ein gutes Andenken auf Erden und die Vergebung ihrer Sünden im Jenseits zu sichern. Und die

alte Frau ist charakterfest, sie hält Wort, Herr Bruckner!"

Mamsell Nina sprach die letzten Worte mit eigenthümlicher Betonung.

Rudolf aber lächelte verächtlich und sagte kurz: „Sie mag thun, was ihr beliebt! Gute Nacht!"

Und ohne Weiteres wandte er sich ab und begab sich in sein Zimmer.

Er hörte die hagere Lehrerin laut seufzen und sich langsam entfernen. Dann ward draußen Alles still. —

Rudolf machte sich Licht und begann seinen kleinen Koffer zu packen.

Er dachte nicht mehr an die Kranke oder das Gespräch, das er soeben geführt, er murmelte vor sich hin: „Ich habe mir die Züge des Mannes, den mir mein Beschützer sandte, gut gemerkt, ich werde sie niemals vergessen!"

Dann gab er sich einem ernsten Sinnen hin, während er seine Habseligkeiten in den Koffer that. Als dieses geschehen war, fühlte er nicht das Be-

dürfniß, sich schlafen zu legen, dennnoch erregte ihn, was er diesen Abend erlebt hatte.

Völlig angekleidet streckte er sich auf das Sopha hin und überließ sich seinen Betrachtungen.

Nach geraumer Zeit schlummerte er unvermerkt ein.

Etwa eine Stunde war verstrichen, als Rudolf, der nicht fest schlief, durch das Knarren eines Fensterflügels erwachte. Das Geräusch schien von dem Gemache der Tante ausgegangen zu sein.

Der junge Mann horchte.

Er hörte jetzt ein Fenster dort oben nochmals knarren, wie hin- und hergerüttelt, dann vernahm er über sich Tritte.

„Im Krankenzimmer geht irgend etwas vor," murmelte Rudolf. „Die Alte ist zu hinfällig, um sich aus dem Bette erheben und ein Fenster öffnen zu können. Es wacht Niemand bei ihr, so viel ich weiß, und wäre dem doch so, dann würde wohl Niemand jetzt, wo die Nächte noch einigermaßen kühl sind, um diese Stunde das Zimmer einer Schwerkranken lüften. Wird da nicht ein Tisch oder dergleichen ziemlich

heftig gerückt? Ludmilla wird es für nöthig gefunden haben, ihre Herrin dennoch nicht allein zu lassen, und nun ist der alten Hexe vielleicht schlimmer geworden. Wenn sie nur leben bliebe, bis ich dieses Haus für immer verlassen habe — ich könnte der Leute wegen nicht morgen früh abreisen, sollte sie diese Nacht sterben! Aber seltsam — ich höre keine Stimme und nun ist Alles wieder mäuschenstill!"

Rudolf hatte kaum diese Worte etwas unmuthig vor sich hingeflüstert, als er plötzlich ein stärkeres Geräusch vernahm.

Es war, als sei über ihm in dem Krankenzimmer ein Sessel umgeworfen worden, und gleich darauf klang es von dort her so, als mache sich daselbst Jemand hastig aus dem Staube.

Blitzgeschwind fuhr Rudolf vom Sopha auf. Er schöpfte keinen besonderen Verdacht, aber der Vorgang dort oben erschien ihm befremdlich.

Rasch öffnete er seine Thür und starrte in den finsteren Flur hinaus.

Dort herrschte Todtenstille, wie jetzt in dem ganzen Hause überhaupt.

Rudolf aber begnügte sich nicht mit dieser Wahrnehmung.

Ohne seine Kerze zu nehmen, verließ er sein Zimmer und schlüpfte den Flur entlang bis zu der Treppe, die nach dem ersten Stock hinaufführte.

Am Fuße der Stiege blieb er einige Augenblicke stehen und lauschte.

Er hörte jetzt nicht das leiseste Geräusch, sah auch im oberen Stock keinen Lichtschimmer.

Trotzdem entschloß er sich, hinaufzugehen bis an die Thür des Gemaches der Tante Susanne.

So tappte er denn treppauf. Die hölzerne Stiege knarrte unter seinem Tritte, sonst aber drang kein Laut an sein Ohr.

Nun war er oben und schlich, ein wenig vom Mondscheine begünstigt, der sich durch ein Fenster der rückwärtigen Seite des Hauses stahl, über den Korridor hin, an den Thüren verschiedener Zimmer vorüber,

die zur Zeit unbewohnt und wohlverschlossen waren, nach dem Schlafgemache der Alten.

Er sah den Schimmer des Nachtlämpchens, das dort brannte, durch das Schlüsselloch glänzen, trat nun leise dicht an die Thür und horchte von Neuem.

Nichts rührte sich im Krankenzimmer, Alles war dort still und stumm.

Frau Susanne hatte, selbst wenn sie schlummerte, einen etwas röchelnden Athem, den jetzt Rudolf deutlich hätte vernehmen müssen, aber er hörte nichts. Auch wartete er vergebens auf das Hüsteln der alten Ludmilla, das diese, wenn sie im dumpfen Krankenzimmer verweilte, nie länger als einige Minuten unterdrücken konnte.

„Ich habe mich unmöglich getäuscht," sagte sich Rudolf, „ich vernahm Tritte, das Klirren eines Fensters und das Fallen eines schweren Gegenstandes. Und an Ahnungen oder dergleichen Thorheiten glaube ich nicht. Aber warum höre ich die Alte nicht röcheln? Was soll ich nun thun?"

Er faßte einen kurzen Entschluß. Er wollte leise

und behutsam die Thür öffnen, einen Blick auf die Tante und das Zimmer werfen, und fand er dort Alles in Ordnung, sich so lautlos wie möglich wieder zurückziehen.

Er führte seinen Vorsatz aus, aber als er nun die Thür des Schlafgemaches öffnete und vorsichtig seinen Fuß über die Schwelle setzte, da fuhr er bestürzt zusammen.

Was er sah, war aber auch geeignet, ihm Schrecken einzuflößen.

Die Tante Susanne lag im Bette. Dieses war zerwühlt, ein Theil des Bettzeuges auf den Fußboden herabgerissen. Die Alte aber rührte sich nicht, sie athmete nicht, ihr hageres Antlitz war verzerrt, blutunterlaufen, schwarzbläulich und aufgedunsen — sie war todt.

Rudolfs Blick schweifte schon durch das Gemach. Nicht weit vom Bette stand ein Fenster weit offen, ganz in der Nähe desselben war ein Sessel umgestürzt.

Der junge Mann überwand das Grauen, welches er empfand, er fühlte sich gedrängt, sich näheren

Aufschluß über das zu verschaffen, was er sah. Hastig durchschritt er das Zimmer, trat an das Fenster und blickte auf die Gasse hinab und nach der Promenade, die sie jenseits begrenzte.

Da war keine Leiter an das Haus gelehnt, wie Rudolf vermuthet hatte. Und das Gäßchen und die Allee lagen verödet da, von ungewissem Mondlichte nur matt beglänzt.

Rudolf schüttelte das Haupt. Er wandte sich um. Da fiel sein Blick auf den Schreibtisch der Tante.

Das Schiebfach, in welchem die Alte ihre Schatulle verwahrte, war halb geöffnet.

Rudolf erbebte; er stürzte jetzt hin, zog die Lade vollends auf.

Er erblickte die Schatulle, nahm sie und — fand sie erbrochen.

Alles Geld, alle Werthpapiere waren daraus verschwunden.

„Also doch, was ich im ersten Moment befürchtete!“ stieß er leise hervor und stellte rasch das leere

Kästchen hin. Aber hat man die Alte beraubt, nachdem man sie todt gefunden, oder —?"

Er vollendete nicht. Er bekämpfte seine Erregung, einen Abscheu vor der Leiche, er schlich nach dem Bette der Alten, sich Gewißheit über das zu verschaffen, was ihm düster und grauenvoll vorschwebte.

Auf dem Nachttische, zur Seite des Lagers, brannte das Lämpchen wie sonst, es beleuchtete die verschrumpfte Gestalt der Greisin.

Die Unordnung der Bettwäsche war verdachterregend genug, aber Rudolf sollte gar bald die unumstößliche Ueberzeugung gewinnen, daß Tante Susanne nicht eines natürlichen Todes gestorben sei.

Ihr Hemd war an der Brust zerrissen und weit herabgezogen, ihr dürrer, faltiger Hals war unverhüllt und an diesem runzeligen Halse zeigten sich blaue Flecken und die Spuren von tief eingedrückten Nägeln.

Rudolf wich bei diesem Anblicke entsetzt zurück.

„Man hat sie erdrosselt!" stammelte er. „Wer hat die Unthat begangen? Wen wird man anklagen können?"

Er starrte vor sich hin.

Plötzlich durchrieselte ein Schreck seine Glieder.

„Wie?“ murmelte er dumpf. „Wenn nun der Verdacht mich treffen würde? Die Umgebung der Alten weiß, daß sie den festen Vorsatz ausgesprochen, mir nicht die Erbschaft zuzuwenden, sondern irgend einem geistlichen Orden, ich kann und darf nicht leugnen, daß sie mir das entschieden erklärte, daß ich wußte, sie werde diesen Vorsatz morgen zur Ausführung bringen. Wird mich da nicht der Verdacht treffen, daß ich eine verzweifelte That begangen, die Absicht der Tante zu vereiteln, ihr Vermögen an mich zu bringen? Und erscheint dieser Verdacht nicht glaubwürdig? Und wenn man mich darauf hin verhaftet, so findet man eine große Summe bei mir, die ich gestern noch nicht besessen. Was nutzt es mir, wenn ich sie jetzt irgendwo verberge? Die beiden Wiener werden aussagen, daß ich dreihundert Gulden an sie verlor und noch in der Nacht meine Spielschuld bezahlt, mein Bruder wird in einem Verhöre nicht in Abrede stellen können, daß ich ihm das Geborgte

zurückgebracht und er viel Geld bei mir gesehen, ich aber werde bei dem Untersuchungsrichter und vor Gericht keinen Glauben finden, wenn ich behaupte, die namhafte Summe, welche ich besitze, sei mir in der Nacht hier auf der Promenade durch den Diener eines geheimen Wohlthäters übergeben worden. Man wird das für eine lächerliche Fabel erklären, wird es als erwiesen annehmen, daß ich das, was ich besitze, der Alten geraubt, nachdem ich sie getödtet, daß ich die übrigen fehlenden Werthpapiere irgendwo versteckt habe. Himmel, so muß ich — schuldlos — einer Verurtheilung entgegensehen! Und mein Wohlthäter? Würde er im Falle meiner Verhaftung sich meiner annehmen, den Beweis der Wahrheit meiner Aussagen liefern? Ach, ich bezweifle das nur zu sehr, denn wenn mich nicht Alles trügt, so ist er mein Vater, aber ein Mann, der es niemals wagen darf, seine Vaterschaft offen zu bekennen, der um keinen Preis der Welt auch nur ahnen lassen möchte, wie nahe er mir steht! So bin ich denn verloren, so ist meine ganze Existenz vernichtet, wenn ich im Bewußtsein

meiner Schuldlosigkeit hier die Folgen des furchtbaren Ereignisses abwarte!"

Rudolf stand entsetzt da, er rang verstört die Hände, er verlor völlig den Kopf.

Und in dieser Bestürzung sah er keinen anderen Ausweg für sich, dem Verderben zu entrinnen, als den einer schleunigen Flucht über die Grenze.

Er war überzeugt, daß der Mörder der Alten nur von der Gasse aus und durch das Fenster eingedrungen sein könne, in seiner Verwirrung fiel es Rudolf nicht ein, zu untersuchen, wie denn das möglich gewesen und ob von Außen eine Scheibe eingedrückt oder das Fenster mit einem Stemmeisen aufgesprengt worden sei — hätte er so viele Selbstbeherrschung besessen, gelassen und aufmerksam alle diese Details zu prüfen, so würde sich für ihn vermuthlich die Ueberzeugung daraus ergeben haben, daß der Verbrecher nicht auf jenem Wege das Krankenzimmer betreten und wieder verlassen haben dürfte, sondern durch den Korridor gekommen und nach vollbrachter That auch über denselben seinen Rückzug genommen,

vielleicht gar ein Bewohner des Hauses sei. Wäre in dem von Angst und Schrecken betäubten jungen Manne auch nur ein leiser derartiger Verdacht aufgestiegen, so würde er ohne Zweifel nicht an eine Flucht gedacht haben, die ihn ja erst recht in den Augen der Welt schuldig mußte erscheinen lassen, er wäre im Gegentheil im Hause geblieben und hätte dort sofort die energischesten Nachforschungen angestellt.

Doch er hatte, wie gesagt, den Kopf verloren und wählte in seiner Bestürzung gerade das gefährlichste und verderblichste Mittel. Er sagte sich, daß jetzt kaum eine Stunde nach Mitternacht verflossen sei, Niemand im Hause vor sieben Uhr Morgens das Zimmer der Alten betreten werde, man also auch nicht früher den gewaltsamen Tod der Tante Susanne erfahren könne, er selbst aber, wenn er augenblicklich entfliehe, vor Verfolgern einen Vorsprung von sechs Stunden voraus habe, bis zum Mittage des nächsten Tages aber die Grenze zu erreichen sei, wo er um so mehr vor einer Verfolgung gesichert sein werde, als durch die Rüstungen zu einem Kriege die zwischen

Oesterreich und Preußen ausgebrochene Feindseligkeit ein Zusammenwirken der Behörden beider Länder unmöglich gemacht hatte.

Bebend schlich er, ohne noch einen Blick auf die Leiche der Alten zu werfen, aus dem unseligen Gemache fort, durch das Haus, in dem Grabesstille herrschte, nach seinem Zimmer. Dort griff er hastig zum Hut und Paletot, versicherte sich nochmals, daß er sein Geld in der Brusttasche des Rockes bei sich trage, ließ seine sonstigen Habseligkeiten unberührt, öffnete ein Fenster, schlüpfte auf die Gasse hinaus, drückte das Fenster wieder zu und entfloh durch die Allee und dann querfeldein, wie ein von Hunden gehetztes Wild. Es kam ihm nicht in den Sinn, den guten Gottfried aufzusuchen — er wußte ja, daß dieser ihn nicht eines Verbrechens fähig halten werde.

Was war aus dem noch vor Kurzem freudestrahlenden, auf sein Glück pochenden „Sonntagskinde“ geworden?!

Druck von Beuckert & Radetzki, Berlin, Alte Jakobstr. 20

Die Rosen-Prinzessin.

Zweiter Band.

Die Rosen-Prinzessin.

Roman

von

Adolf Schirmer

(Verf. von: „Altkatholisch", „Spionin", „Lütt Hannes", „Waldmeasch" u. s. w.)

Zweiter Band.

LEDERMANN'SCHE LEIHBIBLIOTHEK in ERFURT.

Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1874.

LEDERMANN'SCHE LEIHBIBLIOTHEK IN ERFURT.

Erstes Kapitel.

Eine Rettung und neue Verwicklungen.

Das Schloß Erlowitz, der Stammsitz des altczechischen Adelsgeschlechtes der Peschek-Erlowitze, liegt in unmittelbarer Nähe des waldreichen Grenzgebirges.

Es blickt von keiner Anhöhe zu Thal, wie das stolze Schloß Starnitz, hat auch in seiner nächsten Umgebung kein gewerbtreibendes freundliches Städtchen oder größere Dorfschaften, sondern eine einsame Lage, ziemlich abseits von der Landstraße.

Man sieht es kaum von der Ferne aus, denn die Waldung, welche sich von den letzten Ausläufern der Gebirgskette bis in die Ebene hinabzieht und es im Halbkreise umgiebt, und die dichtbelaubten Kronen der Kastanien-Allee, die von der Chaussee ablenkt

und zu dem alterthümlichen Besitze des Baron Peschek führt, hindern den Blick an weiterem Vordringen.

Schloß Erlowitz zeigt sich erst in seinem ganzen malerischen Reize, wenn man es fast erreicht hat.

Die zehn Minuten lange Kastanienallee, an deren Ende hohe Thorpfeiler aus Sandstein und in Gebüsch sich verlierende, da und dort zwischen dem Laube in der Ferne wieder blinkend auftauchende Ringmauern den Vorpark bezeichnen, hat zur Rechten und Linken breite Gräben, die sie von den bis zum Vorparke und dem nahen Gehölze an beiden Seiten sich hindehnenden Wiesen und Ackerfeldern trennen.

Diese Gräben sind bis zum Rande mit Wasser gefüllt, das ein Nebenflüßchen der Elbe an sie abgiebt, Schilf wächst daraus empor und schaukelt seine federigen Wipfel beim leisesten Windhauche. Schon die Chaussee hat solche Gräben und da sie an dem Punkte, wo die Kastanienallee in die Landstraße mündet, sich mit dieser weiter schlängeln, so stellt dort eine Ueberbrückung die Verbindung der beiden Straßen her.

Von dieser Ueberbrückung aus gesehen, scheint uns das Herrenhaus, dessen breite, zwei Stock hohe, röthlichgrau schimmernde Façade mit dem alterthümlichen Thürmchen darüber sich eigenthümlich vom Waldesgrün abhebt, unmittelbar im Forste zu stehen, wie ein vereinsamtes Jagdschloß; haben wir aber erst das vorerwähnte Thor der Ringmauer erreicht, auf dessen massiven Pfeilern zwei aus Sandstein roh gemeißelte Löwen hocken, das Familienwappen der Peschek haltend, durch das Alter verwittert wie Pfeiler und Mauer, so sehen wir, daß der Park nicht dicht bis an das stattliche Gebäude hinläuft, sondern dieses von einem breiten Schloßgraben umgeben ist und so gewissermaßen auf einer kleinen, vom Wasser umspülten Insel steht.

Den Vorpark bildet Wiesengrund, auf dem hier und dort Gruppen hoher Eichen stehen.

Auch Schloß Erlowitz ist, wie Starnitz, auf den Trümmern eines czechischen Feudalsitzes erbaut der während des dreißigjährigen Krieges zerstört worden war. Da die Pescheks aber, die damals schon

dort ansässig waren, sich in jener Zeit der Drangsale dem Kaiser fügten und katholisch wurden, so entgingen sie auch dem Tode durch Henkershand und durften sogar ihre ansehnlichen Besitzungen behalten. Der Baron Dominik Peschek, nach Beendigung jenes unseligen Krieges das Oberhaupt der Familie, ließ dann das jetzige Schloß erbauen, das also schon über zweihundert Jahre der Vergänglichkeit trotzt. Von den Ueberbleibseln des im Religionskriege verwüsteten Baues hatte Baron Diminik nur einen vor der Zerstörungswuth der sengenden und plündernden Landsknechtbanden verschont gebliebenen Erkerthurm nicht abtragen, sondern restauriren und die paar Gemächer, die er enthielt, wieder einrichten lassen. Dieser Thurm steht noch jetzt hinter dem neueren Schloßbaue, der nördliche Eckflügel desselben lehnt sich an ihn, ist durch eine kleine Galerie damit verbunden; das uralte Gemäuer mit der zu Schießscharten ausgezackten Zinne würde einen unheimlichen, ja gespensterhaften Kontrast zu den dasselbe anmuthig umgebenden Parkanlagen bilden, wäre das düstere, felsenharte und

trotzige Denkmal einer längst verrauschten Zeit nicht rings bis fast zu seiner ganzen Höhe hinan von mehr als hundertjährigem Epheu umrankt. Obwohl der erwähnte Thurm in unserer Erzählung eine wichtige Rolle spielen wird, können wir uns jetzt doch nicht eingehender mit seiner Schilderung befassen.

Das Schloß, welches nun schon seit so langer Zeit die Stelle der ehemaligen hussitischen Zwingburg einnimmt, trägt den Charakter der Bauten jener Epoche an sich, in der es aufgeführt worden; das Ziegelgemäuer ist massiv, die Fenster sind nicht besonders groß, das Dach strebt schräg und ziemlich hoch empor und hat übereinanderliegende, halbrunde Bodenfensterchen, der kleine Kuppelthurm zeigt ein altmodisches Zifferblatt und ist mit graugrünlich schillerndem Kupfer gedeckt, der vor den drei Mittelfenstern des ersten Stockes hinlaufende Balkon trägt an seinem eisernen Geländer eine gezackte Krone mit dem Namenszug der Familie, wie das früher üblich war, die Vergoldung ist zum Theil abgewetzt; unter der vorspringenden Balustrade führt ein halbes Dutzend

steinerner Stufen zu dem Schloßeingange, über der Thür zeigt sich in Sandstein gehauen und verwittert, wie die Löwen am Vorparkthore, das Wappen der Peschek-Erlowitze.

Der Schloßgraben, dessen Wasser keineswegs schlammig ist, sondern einen breiten glitzernden Spiegel hat, verleiht dem etwas schwerfälligen Herrenhause einen eigenthümlich melancholischen Reiz. Hübsche Gartenanlagen reichen bis an das steil sich senkende Ufer, das mit niederem Buschwerk bedeckt ist und wo einige Trauerweiden ihr niederhängendes Gezweige in die klare Fluth tauchen, auf der eine ganze Schaar türkischer Enten tagüber ihr munteres Wesen treibt. Eine befahrbare Brücke führt direkt zum Hauptthore des Schlosses, eine kleinere verbindet hinter demselben, ganz in der Nähe des alten Wartthurmes, den Schloßgarten mit dem eigentlichen Park, der sich bis zu den bewaldeten Höhen hinzieht. Die zu der Besitzung gehörigen landwirthschaftlichen Gebäude, Scheunen und Stallungen liegen jenseits des Schloßgrabens und dehnen sich zur Rechten und

Linken des Vorparkthores innerhalb der Ringmauern aus.

Am Tage nach den Ereignissen, die wir in den früheren Kapiteln geschildert haben, befand sich, etwa um die vierte Nachmittagsstunde, eine junge Dame auf dem Balkon der Schloßfaçade.

Diese Dame, welche an der Brüstung des Geländers lehnte und aufmerksam nach dem stets offenen Thore des Vorparkes spähte, war die Baronesse Hedwiga.

Der Balkon trug zu beiden Seiten der in den Salon führenden altmodischen Glasthüren zierliche Blumenterrassen, seltene Pflanzen in Porzellangeschirren erschlossen dort ihre im reizendsten Farbenschmucke prangenden oder lieblich duftenden Kelche. Die Glasthüren standen weit geöffnet und gestatteten einen Blick in das Innere des Salons, der mit all jenem Luxus eingerichtet war, den der Vornehme nur in den seltensten Fällen entbehren kann.

Ein Sonnenzelt aus gestreifter Leinwand war über dem Balkon ausgespannt und schützte die Ba-

roneſſe vor der Sonne, die am völlig wolkenloſen Himmel ſtand und deren heiße Strahlen in dieſem Augenblicke die ganze Vorderſeite des Schloſſes trafen.

Die Baroneſſe Hedwiga war eine üppige Erſcheinung mit dunkelbraunem, reichem Haar und von friſchem Ausſehen, ein ſchönes, kaum achtzehnjähriges Kind, deſſen ſchwarzes, blitzendes Augenpaar heiter in die Welt hineinlachte und deſſen roſiges Antlitz mit den ſchelmiſchen Grübchen in Wangen und Kinn eine ungetrübte Lebensluſt verkündete. Ihr Stumpfnäschen, das übrigens zierlich geformt war, und ihre üppig ſchwellenden Lippen verliehen ihren höchſt angenehmen, freundlichen und gutherzigen Zügen einen pikanten ſinnlichen Reiz. Ihre Phyſiognomie und ihre verführeriſchen Körperformen verkündeten ihre ſlaviſche Abkunft.

Die ſtattliche und zugleich graziöſe junge Dame war in eleganter und geſchmackvoller Salontoilette, denn Schloß Erlowitz beherbergte, gerade wie Starnitz, einige Gäſte, wenn auch keine dem Militärſtande

angehörige — da die österreichischen Truppen nicht der Nordgrenze so nahe geschoben worden — sondern mehrere Herren vom exklusivsten böhmischen Adel, die von Prag gekommen waren und in den verschiedenen Kreisen Böhmens umherreisten, sich mit den aristokratischen Anhängern ihrer Partei über jene Schritte zu besprechen, welche sie, in der Absicht, die momentanen politischen Verhältnisse und dadurch hervorgerufenen etwaigen Verlegenheiten der Regierung auszubeuten, bei dieser in nächster Zeit zu thun gedachten.

Man war vor einer halben Stunde erst von der Mittagstafel aufgestanden, die älteren Herren hatten sich zu einem kleinen Nachmittagsschläfchen auf die ihnen im Schlosse angewiesenen Zimmer zurückgezogen, die jüngeren sich unter Führung des Schloßherrn, der niemals nach Tische Siesta hielt, nach den Oekonomiegebäuden begeben, diese zu besichtigen.

So befand sich Hedwiga denn allein, war zufällig auf den Balkon hinausgetreten und hatte nach kurzem Verweilen daselbst sich bereits angeschickt, denselben wieder zu verlassen und sich auf ihre Gemächer

zu begeben, deren Fenster auf die Gartenanlagen hinter dem Schlosse, den Park und die malerischen bewaldeten Höhen eine anmuthige Aussicht gewährten, als ein besonderer Umstand, wie gesagt, plötzlich ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Sie sah einen Reiter durch die früher erwähnte Kastanienallee dem Schlosse zusprengen.

Der Mann mußte große Eile haben, denn er trieb sein ohnehin galoppirendes Roß beständig an.

Erst als er das steinerne Thor des Vorparks hinter sich hatte und nun der Schloßgrabenbrücke zulenkte, hemmte er den ungestümen Lauf seines Pferdes und ließ das keuchende, schweißbedeckte Thier im Schritt gehen.

Der Reiter war ein blonder, kräftig gebauter junger Mann, hatte angenehme Gesichtszüge, trug die im Norden des Landes übliche schlichte Kleidung eines Pächters; sein Roß war gewöhnlichen Schlages.

Nachdem er die Brücke passirt hatte und während er nun direkt dem Haupteingange des Schlosses

zuritt, schaute er nach dem Balkon hinauf und grüßte ehrerbietig.

Vor den steinernen Stufen machte er Halt, schwang sich aus dem Sattel, schaute rechts und links, und da er keinen der Dienerschaft gewahrte, trat er einen Schritt von seinem schäumenden und dampfenden Pferde weg, zog den runden Hut ab, wandte sein erhitztes Antlitz dem Balkon zu und sah etwas verlegen zu der Baronesse empor.

Hedwiga mußte unwillkürlich lächeln.

„Sie wünschen ohne Zweifel den Herrn Baron zu sprechen?“ sagte sie in böhmischer Sprache, „Sie finden ihn drüben in der Maierei!“

„Ich bitte um Vergebung,“ antwortete der junge Pächter etwas unbeholfen in derselben Mundart, „ich habe einen Auftrag für die gnädige Baronesse Peschek!“

Hedwiga erkannte sofort, daß der Reiter kein Czeche sei.

Darum fragte sie jetzt in deutscher Sprache einigermaßen erstaunt: „Einen Auftrag?“

„Zu dienen!“ entgegnete der junge Landmann

nun auch in seinen Heimathlauten. „Ich habe einen Brief von Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Starnitz abzugeben und dazu auch eine mündliche Bestellung auszurichten, wohl auch eine Rückantwort zu nehmen, aber — Sie verzeihen — ich muß bitten, daß ich die gnädige Baronesse allein und ungestört sprechen darf!"

Hedwiga's Züge zeigten den Ausdruck einer flüchtigen Ueberraschung, denn der Bote sagte die letzten Worte gewissermaßen geheimnißvoll und mit düsterer Miene.

„Ich selbst bin die Baronesse!" erwiederte sie. „Uebergeben Sie einem der Lakaien Ihr Pferd und wenden sie sich im Schlosse an den nächstbesten Diener, damit er Sie nach meinen Zimmern führe. Ich werde dort sogleich Ihre Aufträge entgegennehmen!"

Hedwiga nickte freundlich herablassend und verschwand vom Balkon.

In demselben Augenblicke erschien ein Lakai an der Thür und musterte den Ankömmling.

Dieser verständigte den Betreßten von dem Befehle der Baronesse und da sich gerade ein Gärtner-

burſche in den Anlagen blicken ließ, ſo winkte ihn der Diener herbei, trug ihm auf, das Pferd des Pächters zu beaufſichtigen, gab dieſem dann mit der Würde eines Mannes, der ſich bewußt iſt, in der Livrée eines vornehmen Herrn zu ſtecken, zu verſtehen, daß er ſo gefällig ſein werde, ihm den Weg zu den Gemächern der Baroneſſe zu zeigen.

Der junge Mann folgte ſeinem Führer durch die weite, hochgewölbte Schloßhalle in den erſten Stock, dort durch verſchiedene krummwinklige, ineinanderlaufende, halbdüſtere Gänge, wo der Fußboden mit ſchwarzen und weißen Marmorplatten ſchachbrettartig ausgelegt war, die ſchmalen Fenſterniſchen ellendicke Mauern zeigten, die Freskomalereien der gewölbten Decke faſt erloſchen waren und an den Wänden uralte, nachgedunkelte Bilder hingen, bis zu jenem Theile des Gebäudes, welchen die Baroneſſe bewohnte.

Hier empfing den Boten der Prinzeſſin eine Zofe, die bereits durch ihre junge Herrin von dem Kommen des Mannes benachrichtigt worden war.

Das Mädchen geleitete ihn durch mehrere Zimmer, in denen nur die etwas plumpen, mit Basreliefs und allerlei alterthümlichem Bildwerk verzierten Plafonds und die schmalen Fenster mit den großen Nischen an vergangene Jahrhunderte erinnerten, da hier, wie überhaupt im Schlosse, der alte Hausrath und der verblichene Prunk ehemaliger Zeiten längst dem modernen, eleganten Luxus hatte weichen müssen. Die Gemächer des alten Thurmes allein, zu dem die Eingänge stets verschlossen blieben, da er unbewohnt war, hatte man nicht modernisirt.

Der Baron Peschek gestattete aber die Besichtigung dieser Thurmräumlichkeiten einem Gaste nur höchst selten und ungern, dem Hauspersonale niemals. Welchen Grund er dafür hatte, das wird der Leser im Verlaufe dieser Erzählung erfahren.

Als der junge Reitersmann endlich, staubbedeckt und erhitzt, vor der Baronesse stand und die Zofe sich aus dem Gemache entfernt hatte, da ließ Hedwiga etwas verwundert den Blick über ihn hin gleiten und sagte: „Sie haben also einen Brief für mich? Wie

kommt es, daß er auf nicht ganz gewöhnlichem Wege an mich gelangt, da Sie doch wohl nicht zu der Dienerschaft des Fürsten gehören?"

„Sehr wahr, gnädiges Fräulein!" versetzte der Bote ohne Zögern. „Ich bin einer der Pächter Seiner Durchlaucht, mein kleines Pachtgut liegt kaum ein halbes Stündchen von Starnitz entfernt, und ich heiße Reinhard. Ich bin aber auch der Bruder des ersten Kammermädchens der Prinzessin, der Laura, die sich des vollsten Vertrauens ihrer jungen Gebieterin rühmen darf, und wenn diese einen Brief oder einen Auftrag besorgt wissen will, von dem Niemand etwas im Schlosse erfahren darf, so werde ich durch Fräulein von Gleibach, die Gesellschaftsdame der jungen Durchlaucht, oder durch Laura damit betraut."

„So, so!" bemerkte die Baronesse gedehnt und setzte vermuthlich in Gedanken hinzu: „Also die gute Thekla hat Gründe, bisweilen geheime Korrespondenzen zu führen? Ei, ei!"

Laut fuhr sie jedoch sodann, als sie Reinhard

ein wohlversiegeltes Päckchen aus der Brusttasche seines Rockes hervorziehen sah, mit schwach verhehlter Spannung fort: „Also von diesem Briefe durfte man auch nichts im Schlosse erfahren?“

„Das wird wohl so sein!“

„Seltsam! Geben Sie das Schreiben her!“

Der jugendliche Pächter zögerte einige Augenblicke, der Aufforderung nachzukommen.

„Erlauben mir die Baronesse zuvor eine Frage?“ sagte er bescheiden, aber fest.

„Nun?“

„Hat sich der Herr Graf Erlau Ihnen bereits vorgestellt und befindet er sich hier im Schlosse?“

Die Baronesse blickte den seltsamen, geheimnißnißvollen Boten immer erstaunter an.

„Graf Erlau? Ich weiß nichts von einem Grafen Erlau. Wir erwarten hier keinen Herrn, der so heißt.“

„Das weiß ich wohl!“

„Das wissen Sie?“

„Er war also noch nicht hier —?“

„Nein, doch —“

„Desto besser!“

„Das ist mir unverständlich!“

„Ich bitte, gnädige Baronesse, nehmen Sie dieses Packet, Sie werden wohl die nöthige Aufklärung darin finden.“

Hedwiga nahm kopfschüttelnd den dicken Brief und betrachtete beinahe mißtrauisch beide Seiten desselben.

„Siegel und Handschrift der Adresse sind mir fremd!“

„Fräulein von Gleibach hat das geschrieben und sich auch ihres Petschaftes bedient — wohl der Vorsicht halber!“

„Ah — der Vorsicht?!“

Hedwiga trat zu einer Fensternische, in der ein zierliches Tischchen stand. Sie öffnete hastig das Couvert, zog daraus das Briefpacket hervor, welches Thekla mit einem Umschlag versehen, gesiegelt, an den Grafen Erlau adressirt und dann der vertrauten Natalie übergeben hatte.

Außer diesem Packet, das die Baronesse auf den

Tisch legte, enthielt das Couvert noch ein Billet der Gleibach an Hedwiga.

Neugierig entfaltete Hedwiga das Papier und las folgende Zeilen:

„Geehrte Baroneſſe!

Im Auftrage Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Thekla Starnitz, die ſich augenblicklich durch Verhältniſſe der peinlichſten Art nicht in der Lage befindet, Ihnen ſchreiben zu können, überſende ich Ihnen Beifolgendes mit der Bitte, es dem Herrn Grafen Richard Erlau, der ſich wohl kurz nach dem Eintreffen dieſes Schreibens bei Ihnen einfinden wird, perſönlich zu übergeben. Zugleich läßt Ihnen unſere gemeinſchaftliche Freundin ſagen, daß ſie Ihnen dringend den Herrn Grafen empfehle, für deſſen Wohl ſie Urſache hat, ſich auf das Lebhafteſte zu intereſſiren. Sollte der genannte Herr, der genöthigt iſt, wegen eines heimtückiſch über ihn verbreiteten völlig grundloſen Gerüchtes ſich über die Grenze zu flüchten, auf kurze Zeit im Schloſſe Ihres Herrn Vaters ſich heimlich aufzuhalten

wünschen, so unterstützen Sie gütigst diesen Wunsch bei dem Herrn Baron, Sie werden dadurch die Prinzessin für ewig zur Dankbarkeit verpflichten. Ich bedauere, in diesem Briefe nicht ausführlicher sein zu können, da ich ihn in aller Eile und Heimlichkeit abfassen und expediren muß. Der Ueberbringer dieser Zeilen, ein zuverlässiger Mann, wird Ihnen noch einiges Nähere sagen. Schließlich füge ich hinzu, daß es der armen Prinzessin, welche schweren Kämpfen entgegengeht, da sie zu einer ihr verhaßten Heirath gezwungen werden soll, ganz unmöglich ist, nach Erlowitz zu kommen; haben Sie die Güte, den Herrn Grafen, welcher hoffte, unsere Freundin dort wiederzusehen, von der Unmöglichkeit ihres Erscheinens zu verständigen. Die freundschaftliche Theilnahme, welche Sie stets für die Prinzessin an den Tag gelegt haben, gewährt ihr Bürgschaft für die Gewährung ihrer Bitte und volles Vertrauen in Ihre Diskretion.

Mit vorzüglichster Hochachtung Ihre ergebenste

Natalie von Gleibach."

Hedwiga legte das Blatt nachdenklich hin.

Wir haben früher erfahren, daß der Baron Peschek während des Winteraufenthaltes in Prag seine Tochter nicht häufig in Gesellschaften führte, wir müssen noch hinzufügen, daß er es bisher sorgfältig vermieden hatte, mit oder ohne Hedwiga irgend eine Soirée zu besuchen, zu welcher auch die fürstlich Starnitz'sche Familie geladen war.

Da Graf Erlau sich aber während der letzten Prager Wintersaison nur dort eingefunden hatte, wo er sicher sein konnte, die Prinzessin Thekla zu treffen, so war die Baronesse auch nicht mit ihm bekannt geworden.

Sie erinnerte sich aber doch jetzt, von dem Grafen gehört zu haben, und es war ihr so, als habe sogar Thekla einigemale seiner ihr gegenüber erwähnt, doch ohne eine intimere Beziehung zu ihm anzudeuten.

Aus diesem Briefe des Fräulein von Gleibach, obwohl er über jenen Punkt in ziemlich unbestimmten Ausdrücken abgefaßt war, schien jedoch für Hedwiga unzweifelhaft hervorzugehen, daß der Graf der Prin=

zessin mehr sei, als ein vertrauter Freund, daß es sich hier um ein ernstes Liebesverhältniß handle. In dieser Meinung ward die Baronesse durch die Mittheilung bestärkt, daß Thekla von ihren Eltern zu einer ihr verhaßten Ehe gedrängt werde, daß sie sich momentan in einer sehr peinlichen Zwangslage befinde, die ihr nicht einmal gestatte, der Jugendfreundin selbst zu schreiben, geschweige denn auf ein paar Tage nach Erlowitz zu kommen.

Was konnte dieses Bedrängniß denn Anderes bedeuten, als daß ein Liebesverhältniß zwischen Thekla und dem Grafen entdeckt worden sei, und nun auf Beide von den Eltern der Ersteren ein Druck ausgeübt werde? Und was konnte jenes versiegelte Packet, welches dort auf dem Tischchen vor Hedwiga lag, denn sonst enthalten, als Liebesbriefe des Grafen, die Thekla sich durch irgend einen Umstand genöthigt sah, ihm zurückzusenden? Was mochte aber diese Rücksendung der Briefe zu bedeuten haben? War die Prinzessin, nach vielleicht schwerem Kampfe, entschlossen, ihr Verhältniß abzubrechen und sich dem Willen der

Eltern zu fügen? Hatte sie vielleicht mit dem Geliebten in Erlowitz zusammentreffen wollen, um daselbst für ewig von ihm Abschied zu nehmen? Und sagte der Brief der Gesellschafterin Thekla's nicht aus, daß sich der Graf auf der Flucht befinde, ward nicht an diese eine dunkle, geheimnißvolle Andeutung geknüpft? Es hatte also wohl jedenfalls ein für die Liebenden unheilvoller Auftritt im Schlosse Starnitz stattgefunden.

Dieses Alles sagte sich Hedwiga, während noch ihr Blick an dem Papiere haftete, daß sie auf den Tisch gelegt.

Sie war im ersten Momente geneigt, der Freundin darüber zu grollen, daß diese sie jetzt erst in Bezug auf ihre Herzensangelegenheit in's Vertrauen gezogen, und obendrein durch eine dritte Person.

Aber die jugendliche Baronesse war nicht nur lebenslustig und im Allgemeinen sorglos, sie besaß auch ein weiches, warm empfindendes Gemüth; dadurch, daß ihr Vater sie von vielen nichtigen Zerstreuungen der genußsüchtigen Gesellschaftskreise fern

gehalten, hatte sich ihr Seelenleben reicher und tiefer entwickelt, als dies sonst bei munteren jungen Damen der Fall zu sein pflegt, war sie auch dem Ernste zugänglich geworden. Vor Allem aber hatte sie ein gutmüthiges Herz und dieses ließ eine kleinliche Empfindlichkeit nicht bei ihr die Oberhand gewinnen und drängte sie jederzeit, sich Derjenigen lebhaft anzunehmen, denen sie zugethan war.

So dachte denn die liebenswürdige Hedwiga im nächsten Augenblicke nicht mehr daran, der armen Thekla gram zu sein, die ihr doch jetzt einen so glänzenden Beweis von Vertrauen gegeben hatte. Rasch entschloß sie sich dasselbe im vollsten Maße zu rechtfertigen. Und dieser Entschluß war um so aufrichtiger, als ja junge Damen stets eine große Sympathie für unglücklich Liebende hegen. Daher fühlte denn auch die Baronesse Peschek die lebhafteste Theilnahme für den Grafen Erlau, obgleich sie ihn noch gar nicht persönlich kannte.

Sie wandte sich, nachdem sie eine Weile so gesonnen hatte, hastig an den jungen Pächter.

„Der Graf Erlau befand sich also im Schlosse Starnitz als Gast?“ fragte sie.

„Nein, Baronesse,“ entgegnete Reinhard, der Hedwiga still beobachtet hatte, „er hat, so viel ich weiß, das Schloß gar nicht betreten. Er war in unauffälliger Weise und ohne Begleitung nach dem Städtchen gekommen, dort in dem entlegensten, sehr bescheidenen Gasthofe abgestiegen, ohne Namen und Stand anzugeben, und hatte, wie ich vermuthe, eine geheime Zusammenkunft mit der Prinzessin im Schloßparke oder in dessen Nähe.“

„Wie? Und sie wurden während dieser Zusammenkunft überrascht? Es gab dort oder im Schlosse einen heftigen Auftritt — vielleicht zwischen dem Grafen und dem Fürsten, dem Vater der Prinzessin?“

„Ich vermag Ihnen darüber keine Auskunft zu geben, gnädiges Fräulein. Der Brief wurde mir von Fräulein von Gleibach zugesteckt, ich habe meine Schwester Laura nicht zu sehen bekommen und das

Fräulein hat über das, was vorgegangen sein mag, gegen mich keine Aeußerung gethan."

„Aber sie schrieb mir doch, daß ich Näheres durch Sie erfahren werde!" bemerkte Hedwiga erstaunt.

„Ganz recht, Baronesse," versetzte Reinhard ohne Zögern, „doch das betrifft den Herrn Grafen und die Ursache seiner Flucht."

„Warum mußte er sich flüchten? In dem Briefe des Fräuleins ist nur ganz oberflächlich von einem heimtückischen Gerüchte die Rede, das den Grafen vertrieben habe. Wie soll ich das verstehen — und hat es Bezug auf die Angelegenheit der Prinzessin?"

„In gewisser Hinsicht möchte ich das bejahen, denn die abscheuliche Denunziation ist sicherlich vom Schlosse aus ins Werk gesetzt worden, im Städtchen kennt ja Niemand den Herrn Grafen!"

„Eine Denunziation?"

„Der Graf Erlau ist ein Preuße — da hat ihn denn gestern Abend in später Stunde Jemand bei der Stadtbehörde und dem obersten Befehlshaber

der im Orte einquartierten Truppen als einen Spion bezeichnet —"

„Unerhört!" unterbrach ihn Hedwiga lebhaft. „Sie glauben, daß der Fürst um die Anwesenheit des Grafen im Städtchen wußte und um ihn aus der Nähe der Prinzessin zu entfernen, zu einem unwürdigen, ja frevelhaften Hilfsmittel gegriffen hätte?"

Reinhard zuckte die Achseln.

„Ich kann es mir vom Fürsten, der ein ritterlicher, ehrenwerther Herr ist, nicht recht denken," antwortete er, „aber es liegt doch auf der Hand, daß vom Schlosse aus die verdächtigende Anzeige gemacht wurde. Ich hatte dort gestern Abend noch spät zu thun und als ich auf dem Heimwege nach meiner kleinen Pachtung das nördliche Ende des Städtchens erreichte, wo das Wirthshaus liegt, welches ich selbst dem Herrn Grafen als ein stilles, wenig besuchtes Absteigequartier empfohlen hatte — denn er war schon am Nachmittage und vor seinem Eintreffen im Orte bei mir gewesen — da sah ich eine Patrouille jenes Haus betreten, eine kurze Strecke weiter ein

paar Gendarmen und einige Grundwächter umherschleichen. Dadurch stutzig geworden, fragte ich einen der Letzteren, den ich als einen geschwätzigen Alten kenne, der Abends ein wenig berauscht zu sein pflegt, worauf man es denn abgesehen habe? Der Alte schwatzte denn auch richtig aus der Schule und vertraute mir, man sei darüber aus, einen gefährlichen Spion zu fangen, einen verkappten preußischen Grafen, er sei beim Ebner — so heißt der Wirth jenes Gasthauses — eingekehrt, aber Einer vom Schlosse habe ihn erkannt und angezeigt, doch man habe ihn nicht in seinem Logis gefunden und nun werde das Haus besetzt, auch streife man umher, ihn bei seiner Rückkehr zu arretiren. Ich erschrak, aber ich ließ mir nichts merken, und da ich ahnte, wo ich den Grafen finden werde — bei einer kleinen Gitterpforte der Parkmauer hinter dem Schlosse oder wenigstens dort in der Nähe — so machte ich mich gleich auf, ihn zu warnen."

„Das war recht!" rief Hedwiga erregt. „Sie

waren doch überzeugt, daß der Ge — der Freund der Prinzessin kein Spion sein könne?"

„Er ist es so wenig, wie ich einer bin, gnädiges Fräulein," erwiederte Reinhard lebhaft; „er ist ein edler, guter junger Herr, für den ich mit Freuden durch's Feuer gehen würde, wenn's sein müßte! Also — ich suchte ihn auf, aber bei den einsamen Feldern hinter dem Parke kam er mir schon entgegen gerannt; er sah bleich und verstört aus, ich glaubte er wisse schon, was ihn bedrohe; doch er wußte noch nichts davon, und als ich's ihm sagte, da gerieth er in heftigen Zorn und wollte sich sofort dem Militär-kommandanten stellen. Ich hatte meine Noth, ihm davon abzurathen und ihm beizubringen, daß er gegen ein so hinterlistig angelegtes Complot nichts ausrichten werde. Endlich gab er mir nach, ich führte ihn durch die Felder nach meiner Pachtung, dort sattelte ich ihm mein bestes Roß und begleitete ihn auf einem anderen meiner Klepper eine gute Strecke weit, indem ich, fern von der Landstraße, die einsamsten Wege wählte. Nachdem ich ihm genau die

nach den Bergen einzuschlagende Straße angegeben und ihn vor unmittelbarer Verfolgung sicher wußte, verabschiedete ich mich von ihm und kehrte nach Hause zurück. Am folgenden Morgen aber begab ich mich wieder in's Schloß und that ganz unbefangen. Bei den Gewächshäusern traf ich Fräulein von Gleibach, die auch sehr blaß aussah, und verständigte sie durch wenige Worte von dem, was mit dem Herrn Grafen geschehen sei. Sie steckte mir dann heimlich den Brief für die gnädige Baronesse zu und entfernte sich rasch, ich aber machte eilig meine Geschäfte im Schlosse ab, eilte heim und jagte dann hierher — mehr weiß ich nichts zu sagen."

„Sie sind ein wackerer Mann! Aber fürchten Sie nicht für sich selbst — einen Verrath von Seite Ihrer Knechte?"

„Die sagen nichts gegen mich aus, gnädiges Fräulein, die hängen mit Leib und Seele an mir!"

„Wenn es aber doch herauskäme, daß Sie dem Grafen zur Flucht verholfen, und Sie die Pachtung verlieren sollten, dann — nun, dann kommen Sie

nur getrost hierher, dann sorge ich schon dafür, daß Sie ein Gütchen auf den Besitzungen meines Vaters erhalten, obgleich dieser nur ungern sich mit Pächtern deutscher Nationaltität befaßt."

„Die Baronesse sind sehr gütig — ich bin ledig und weiß leicht für mich zu sorgen. Aber der arme Herr Graf, der auch ein Deutscher und obendrein ein Preuße ist, hat dann wohl wenig Aussicht auf Beistand von Seiten des Herrn Barons rechnen zu dürfen?"

Hedwiga lächelte.

„Sie irren," antwortete sie zuversichtlich, „was ich wünsche, das will auch mein Vater, und ich werde dafür sorgen, daß er hier Aufnahme und ehrliche Gastfreundschaft finde, auch ein sicheres Versteck, so daß er hier den Verlauf der Dinge in Starnitz abwarten kann und nicht nöthig hat, über die Grenze zu fliehen. Doch ich fürchte", — fuhr sie ernster fort — „wir werden ihn nicht zu sehen bekommen, er müßte ja längst hier eingetroffen sein, da Sie ihm ein Pferd gaben und er doch einen großen Vorsprung vor Ihnen voraus gehabt hat —"

„Ich bitte um Vergebung, gnädiges Fräulein, der Herr Graf hat auf meinen Rath einen weiten Umweg genommen, und dann — dürfte er auch wohl nach Verabredung mit der jungen Durchlaucht handeln," unterbrach sie Reinhard lächelnd — „denn wie wüßte er sonst, daß er hier Etwas in Empfang zu nehmen habe?"

„Sehr richtig! Lassen Sie also der Prinzessin die Nachricht zukommen, daß jeder ihrer Wünsche getreulich von mir erfüllt werden soll, sie in dieser Beziehung vollkommen beruhigt sein könne!"

„Sehr wohl!"

Reinhard verbeugte sich und wollte sich entfernen.

„Noch Eins!" fuhr Hedwiga fort. „Ich hoffe bald Näheres von Starnitz aus zu hören!"

„Vielleicht habe ich bald die Ehre, mit einer besseren Botschaft hierher gesendet zu werden!"

„Der anstrengende Ritt muß Sie erschöpft haben, ruhen Sie beim Kastellan aus, eine meiner Dienerinnen soll Sie zu ihm führen und Ihnen eine Erfrischung reichen lassen!"

„Ich danke, gnädiges Fräulein, ich bin nicht ermüdet und muß, der Vorsicht halber, sofort wieder schleunig heimreiten!“

Der junge Pächter verneigte sich nochmals ehrerbietig und verließ das Gemach.

Er kehrte zu seinem Rosse zurück, das sich inzwischen erholt hatte, stieg es und jagte davon.

Hedwiga las indessen das Schreiben Mariens nochmals aufmerksam durch, sann wieder eine Weile nach, verschloß dann das Billet und das für Erlau bestimmte Päckchen in ihren Schreibtisch.

Die jugendliche Baronesse war sichtlich erregt, es schien sie die Zimmerluft zu bedrücken, sie fühlte augenscheinlich das Bedürfniß, in's Freie hinaus zu gehen, in der friedlichen Stille des frischgrünen Parkes sich zu sammeln.

Aber es war ihr zu gleicher Zeit auch Bedürfniß, in ihrer jetzigen Erregung die Gäste ihres Vaters zu meiden, von denen der Eine oder Andere sich dort einfinden konnte.

Hastig zog sie eine Glockenschnur.

Ein Kammermädchen erschien.

„Erkundige Dich, Rosinka," sagte die Baronesse, „ob sich mein Vater mit den Herren noch in der Maierei befindet."

„Alzbeta hat die Herrschaften soeben unten in der Halle gesehen," antwortete die Zofe, „sie begaben sich links nach dem Salon, wo das Billard steht."

„Gut!"

Hedwiga setzte sich rasch an den Schreibtisch.

Sie schrieb auf ein Blättchen: „Verzeih, lieber Vater, und nimm es nicht als einen Mangel an kindlicher Ehrfurcht auf, wenn ich Dich bitte, Dich jetzt gleich und ohne Begleitung nach dem rückwärtigen Thore des Parkes zu bemühen, wo Dich zu einer äußerst dringenden Besprechung erwartet Deine Dich zärtlich liebende Tochter Hedwiga."

Dieses Blättchen faltete die Baronesse zusammen und schob es in ein kleines Couvert, das sie sorgfältig schloß.

Dann wandte sie sich an das Mädchen.

„Bringe dieses Billet dem Novak und sage ihm in meinem Namen, er möge es sofort heimlich dem Herrn Baron übergeben!“

Die Zofe verschwand.

Hedwiga aber erhob sich mit fast fieberhafter Lebhaftigkeit, setzte ein rundes, zierliches Strohhütchen auf, das auf dem naheſtehenden Balzac gelegen, und verließ eilig ihre Gemächer.

Sie begab sich durch die krummwinkligen Korridore nach dem nördlichen Eckflügel des Schlosses, wo eine Wendeltreppe neben der an den alten Thurm stoßenden Galerie zu den Gartenanlagen hinabführte.

Leichtfüßig huschte sie dorthin, und ohne daß ihr Jemand in den Weg kam, überschritt sie das schmale Brückchen neben dem Thurme und tauchte dann rasch in einen von dichtem Gebüsch umwucherten Seitenweg des Parkes.

Am Ende des letzteren stand auf einem runden, von hohen Hecken umgebenen Platze ein altersgrauer, verwitterter Pavillon im Geschmacke der Renaissance.

Er ward schon seit langer Zeit nicht mehr benutzt, hatte zuletzt als Vogelhaus (volière) gedient, ging aber nun, ganz verödet, unbeachtet dem völligen Verfalle entgegen. Die Fenster dieses kleinen steinernen Pavillons waren durch morsche hölzerne Jalousien verschlossen, die wurmstichige Eichenthür, an der noch der verrostete Schlüssel steckte und deren Schnörkel schmutziggraue Spinngewebe überzogen, war vielleicht seit Jahr und Tag nicht geöffnet worden.

Kaum zwanzig Schritte vom Pavillon entfernt, befand sich das rückwärtige Parkthor aus Sandstein mit breiten Eisengittern; es führte auf einen moosbewachsenen Fahrweg hinaus, der zwischen der Parkmauer und dem nah herantretenden Walde bis nach den Aeckern und Wiesen und nach einem nicht mehr ausgebeuteten Steinbruche hinlief. Diese Einfahrt ward nur benutzt, wenn der Schloßgärtner Erde zufahren ließ oder Schotter für die Parkwege, auch wenn im Frühjahre das dürre Laub fortgeschafft wurde, die Gitterflügel blieben daher den größten Theil des Jahres geschlossen, wer daher vom Parke

aus direkt in den berganstrebenden Wald wollte, der mußte durch eine kleine Thür gehen, die unmittelbar neben dem Thore in der Mauer angebracht war.

Zu dieser mit einem Riegel versehenen Thüre lenkte Hedwiga ihre Schritte. Sie öffnete dieselbe, verließ den Park und schlenderte draußen vor dem Gitter des Thores auf und ab, bereit, hinter einen der Pfeiler zu treten, sobald sich ein Anderer als ihr Vater vom Parke aus nähern sollte.

Dann und wann blickte sie in den sich dicht herandrängenden Wald hinein, dessen harzduftiger Wohlgeruch sie umfächelte, dessen wundersamer Frieden ihrem erregten Gemüthe wohlthat. Die Sonne warf liebliche Schlaglichter auf Stämme und Laub, glitzernde Käfer schwirrten hin und her, höher hinauf im Forste hämmerte ein Specht, ließ sich da und dort ein frühzeitig erschienenes Waldvöglein hören, kein Laut unterbrach sonst die heilige Stille der Natur.

Hedwiga's Beklemmung wich von ihr, die junge lebhafte Baronesse sah jetzt zuversichtlicher der Verhandlung mit dem Vater entgegen. Sie erwog, daß

dieser sich eigentlich niemals der Prinzessin, sondern nur dem Fürsten abgeneigt gezeigt habe, daß gerade diese Feindschaft Thekla jetzt von Nutzen sein könne, zumal wenn ihr — Hedwiga's — Vater erfahre, wie übel Fürst Starnitz seiner Tochter mitzuspielen gedenke und in welcher unverantwortlichen Weise der arme Graf Erlau gezwungen worden sei, das Feld zu räumen. Hedwiga rechnete darauf, daß, wenn sie diese Umstände nur recht geltend mache, der Vater dem Grafen Erlau, obwohl dieser Deutscher und obendrein ein Preuße sei, Schutz und Beistand gewähren werde, nicht nur aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern auch um dem ihm verhaßten Fürsten einen Querstrich durch seine Rechnung zu machen.

Und jetzt vernahm die Baroneſſe Schritte, sah den Vater kommen.

Sie eilte ihm zärtlich entgegen, stammelte einige Entschuldigungen und zog den überrascht Blickenden durch das Pförtchen auf den Waldweg hinaus, indem sie erklärte, daß sie nur dort sicher seien, nicht von einem der Gäste gestört zu werden.

Der Baron Peschek war ein langer, hagerer, aber dennoch muskulöser und derbgebauter Herr von etwa vierundfünfzig Jahren. Obwohl er noch in voller Manneskraft stand, waren Haar und Bart doch bereits völlig ergraut. Seine nicht unedlen Züge hatten meistens einen finsteren, menschenfeindlichen Ausdruck, sie pflegten sich nur dann völlig aufzuheitern, wenn er mit seiner geliebten Tochter allein war, alsdann aber auch trug sein Antlitz das Gepräge von Wohlwollen und Herzensgüte. Im Verkehre mit der Welt zeigte er sich meistens wortkarg, doch niemals verletzte er die Regeln der Höflichkeit, wenn er auch nicht leicht Jemandem eine vertrauliche Annäherung gestattete. Er ward im Allgemeinen für kalt und theilnahmlos gehalten und doch barg das Herz dieses Mannes einen Schatz tiefen Gefühles, das er stets seinem Kinde enthüllte, doch selbst Denen vorenthielt, mit welchen er häufig verkehrte. Der Baron hatte wohl einst einen schweren Kummer erfahren und dieser mochte ihn bewogen haben, sich auf sich selbst

und sein Kind zu beschränken, der Welt gegenüber aber eine gleichgiltige, abweisende Maske zu zeigen.

Wie jetzt Vater und Tochter auf dem Waldwege an der Parkmauer langsam hin und her schritten, da verhehlte Hedwiga nichts von dem, was sie kaum vor einer Viertelstunde erst so Ueberraschendes erfahren hatte und was sie sich über das Verhältniß des Grafen zu der Prinzessin dachte. Einen Augenblick war es ihr, als umspüle ein Hohnlächeln die Lippen ihres Vaters, als weide er sich an dem, was er erfuhr, dann aber hörte er ihr wieder ernst und nachdenklich zu. Als er aber sodann, wiewohl schwach, die Wünsche seines Kindes ablehnte, da entwickelte Hedwiga eine so feurige und zugleich liebenswürdige Beredtsamkeit, da wußte sie so geschickt die Antipathie des Vaters gegen den Fürsten aufzustacheln, das Unglück der Freundin, die an dem armen Grafen begangene Schändlichkeit so wirksam darzustellen, da verstand sie es mit solcher Wärme und Begeisterung hervorzuheben, wie sehr es die reine, edle Menschenpflicht gebiete, dem Bedrängten beizustehen, daß der

Baron endlich bewegt sein schönes Kind umarmte und sagte: „Du bist ein holder, guter Engel, und — so möge denn in Gottes Namen geschehen, was Du begehrst!“

Hedwiga hing mit zärtlich dankbarem Blicke schmeichelnd am Halse ihres Vaters.

Dieser befreite sich endlich sanft von ihrer Umarmung und fragte: „Wo aber hin mit ihm, ohne daß unsere Gäste ihn bemerken?“

„Werden uns diese nicht in einigen Tagen verlassen?“ bemerkte Hedwiga.

„Freilich! Aber inzwischen —! Wenn es dem Grafen Erlau gelungen ist, sich bis in unsere Gegend zu flüchten, so wird er doch nicht zögern, sich hier einzustellen — meine Gäste dürfen ihn auf keinen Fall sehen — Du begreifst, wir könnten in die schlimmsten Verlegenheiten gerathen!“

Hedwiga sann einige Augenblicke nach.

„Wie,“ rief sie sodann, „könnte er nicht heimlich in den alten Thurm geführt und dort auch einquartiert werden?“

Der Baron runzelte die Stirn.

„In den alten Thurm?“ antwortete er wiederwillig. „Wo denkst Du hin?“

„Aber im Schlosse würde seine Anwesenheit verrathen! Es dürfte eigentlich nicht einmal die Dienerschaft etwas von ihm wissen — Novak ausgenommen!“

„Das ist wohl wahr. Doch im alten Thurme — Du weißt, daß ich ihn nicht einmal gern besichtigen lasse — und nun sollte ein Fremder dort wohnen?“

„Warum Du nur so seltsam das dumpfe Nest hütest, als ob dort ein Schatz vergraben läge, der —“

„Das ist mein Geheimniß, Kind, und muß es bleiben!“ unterbrach sie der Baron beinahe barsch. Doch dann fügte er wieder sanft hinzu: „Auch ist in den Zimmern Alles bestaubt, nichts hergerichtet — ich — ich lasse nicht gern daran rühren!“

„Gieb mir den Schlüssel, Vater, und ich selbst werde, mit der größten Rücksicht auf die alten Scharteken dort, Alles zur Aufnahme des Grafen in Stand

setzen, so gut es geht. Willst Du Deine Zusage brechen und es mir unmöglich machen, der unglücklichen Thekla einen Dienst zu leisten?"

„Nein, das will ich nicht!" brummte der Baron und preßte dann, sichtlich seine Unlust bekämpfend, schwer heraus: „Nun denn, es sei, ich werde Dir einen der Schlüssel zum Thurme geben und Novak soll den Grafen heimlich bedienen. Doch Deinem Schützlinge muß streng eingeschärft werden, daß er sich weder an einem der Fenster noch auf der Zinne zeige, daß er kein Licht des Abends brenne und höchstens nur nach Mitternacht, wenn Alles im Schlosse schläft, sich in den Park schleiche, um frische Luft zu schöpfen oder sich Bewegung zu machen!"

„Tausend Dank, bester Vater!" antwortete Hedwiga lebhaft und wollte ihn von Neuem umarmen.

Aber sie schreckte plötzlich zusammen. Und auch der Baron stutzte.

Sie hörten einen Schuß fallen. Und nach der Stärke des Knalles zu urtheilen, war er nicht in gar großer Entfernung von ihnen abgefeuert worden.

„Was heißt das?“ fuhr der Baron verdrießlich auf. „Sollten sich wieder einmal Wilddiebe bemerkbar machen? Das Gesindel war doch schon seit geraumer Zeit völlig aus diesem Walddistrikte vertrieben! Aber freilich, seitdem unser Land ein Krieg bedroht, werden hier Gesetz und Ordnung wieder weniger respektirt und auch weniger energisch aufrecht erhalten. Ich erstaune nur über die Frechheit, mit der solche Burschen sich zu solcher Stunde bis dicht an den Saum des Waldes wagen, denn der Schuß klang vom Steinbruche herüber!“

Hedwiga blickte ihren Vater unruhig an.

„Mein Gott,“ sagte sie kleinlaut, „wenn das nun keine Wilddiebe — wenn es wohl gar bereits die Vorposten der Preußen wären?“

Des Barons Stimmung erfuhr durch die Bemerkung seiner Tochter einen Umschlag — er lachte hell und herzlich auf.

„Warum nicht gar?!“ antwortete er belustigt. „Die Preußen? Ich will nicht in Abrede stellen, es

gehört keineswegs zu den Unmöglichkeiten, daß uns binnen Monatsfrist von jenen Herren ein Besuch abgestattet werden dürfte, falls unsere Truppen auch fernerhin mit der Besetzung dieser Gebirgspässe zögern sollten, vorläufig aber ist doch nicht an eine solche unliebsame Visite zu denken. Da müßten die Preußen doch schon Sachsen erobert haben, bevor sie daran denken könnten, von ihrem Schlesien aus hier einzubrechen, und wäre das Erstere geschehen, dann wüßten wir es längst. Auch könnten sie keinen Spaziergang über unsere Berge machen, ohne daß ihr Erscheinen uns durch zahlreiche Flüchtlinge aus den kleinen österreichischen Gebirgsortschaften vorausverkündet würde. Beruhige also Dein ängstliches Gemüth, mein liebes Kind, so lange —"

Er stockte plötzlich und blickte scharf in den sich die nächste Höhe hinanziehenden Wald hinein, denn er vernahm von dort her ein befremdliches Geräusch, das sich immer deutlicher vernehmbar machte.

Auch Hedwiga wandte betroffen und hastig den Blick nach jener Richtung.

Sie hörten nun bereits in geringer Entfernung das Laubwerk rascheln, Zweige knacken, dazu ein Gestampfe, als ob Jemand in wilder Flucht durch das Dickicht eile.

Jetzt schlugen die laubreichen Wipfel der verworrenen Gebüsche schon ganz in der Nähe des Barons und seiner Tochter heftig aneinander, ohne daß diese, obwohl sie angestrengt dahin blickten, zu ergründen vermochten, ob ein Mensch oder ein verfolgtes Wild diese Störung der Waldesruhe verursache.

Die Baronesse umklammerte besorgt den Arm ihres Vaters, mit dem sie dicht an dem kleinen Eingange zum Parke stand.

Und nun stieß Hedwiga einen leisen Schrei aus und wich erbleichend und entsetzt zurück.

Aus dem dichten und hohen Gestrüppe, das den Fuß der Anhöhe bis weit hinauf bedeckte, brach ein junger Mann ungestüm hervor.

Mit einem Satze sprang er auf die schmale Waldstraße hinaus und stand nun dicht vor dem Baron und der erschrockenen Hedwiga.

Der so überraschend unerwartet vor ihnen Auftauchende hatte keineswegs das Aussehen eines Wilddiebes oder Vagabunden, auch trug er nicht die derbe Kleidung eines Bauern der Umgegend, sondern die feine, äußerst modische Toilette eines eleganten Stadtherrn. Aber dieser Anzug war in Unordnung, bestaubt und blutbefleckt. Der junge Mann hatte die Kopfbedeckung verloren, sein reiches, natürlich gelocktes dunkelbraunes Haar umflatterte sein schönes blasses Antlitz, auf seinen edelgeformten Zügen lag der Ausdruck eines verstörten Wesens, einer dumpfen Verzweiflung.

Nicht nur Hedwiga, auch der Baron war betroffen. Aber er faßte sich sogleich.

Sein Blick glitt rasch über die schlanke, aristokratische Gestalt des Unbekannten hin.

„Was giebt's und was wollen Sie, mein Herr?" fragte der Vater Hedwiga's hastig, doch nicht barsch, sondern mit der Höflichkeit eines Weltmannes, der überzeugt ist, einen Herrn von bevorzugter Lebensstellung vor sich zu haben.

Der so befremdlich Erschienene warf einen flüchtigen Blick auf die Baronesse, welche bis zu der kleinen Parkthüre zurückgewichen war und diese geöffnet hatte.

Dann sah er den Baron flehend an, streckte ihm die Hände entgegen und stammelte keuchend:

„Ich beschwöre Sie, mein Herr, mir Schutz und ein Versteck in jenem Park zu gewähren — ich bin ein schuldlos Verfolgter, ich werde Ihnen den Beweis davon liefern — doch jetzt ist das unmöglich, meine Verfolger werden binnen wenigen Minuten hier sein und dann bin ich verloren — retten Sie mich!"

Hedwiga ließ eilig den Drücker der Thür los; eine lebhafte Röthe flammte über das Antlitz der Baronesse hin, ihre Augen blitzten.

Rasch näherte sie sich dem Vater, doch den Blick auf den Flüchtling gerichtet, an den sie sich nun auch wendete.

„Mein Gott," stieß sie in heftiger Erregung hervor, „Sie sind der Graf Erlau, nicht wahr? Ja, Sie sind's!"

Der junge Mann starrte die erregte Baronesse an und antwortete dann hastig und mit bebenden Lippen: „Ja!“

„Der Himmel sei gepriesen,“ rief Hedwiga freudig bewegt, „daß ich noch rechtzeitig die Botschaft von Starnitz erhielt und Aufklärung über Ihre verzweifelte und unverschuldete Lage, daß ich soeben erst von meinem Vater die Zusicherung, Sie schützen zu wollen, erlangt habe!“

„Ja, Herr Graf,“ nahm jetzt der Baron lebhaft das Wort, „ich bin gewohnt, ein Versprechen zu halten! Was ich für Sie thun kann, soll geschehen — ich bin der Baron Peschek und diese junge Dame ist meine Tochter Hedwiga — meines Kindes wegen, das sehr an der Prinzessin hängt, aber auch um der Niederträchtigkeit willen, die man ersonnen hat, Sie zu verderben, werde ich Alles aufbieten, damit Ihr Gegner, den ich selbst Ursache habe als meinen Feind zu betrachten, nicht über Sie triumphire! Kommen Sie!“

Der Flüchtling schaute mit einem eigenthümlichen

Ausdrucke, der demjenigen einer mühsam verhehlten Ueberraschung glich, von der Baronesse auf ihren Vater, aber er erinnerte sich im nächsten Momente der drohenden Gefahr, spähte unruhig den Waldweg entlang, nach dem Gehölze zurück und leistete sodann schleunig der Aufforderung des Barons Folge.

Hedwiga war den beiden Herren in den Park vorangeeilt, der Flüchtling schlüpfte ihr dorthin nach, Baron Peschek folgte ihm auf dem Fuße, schloß dann rasch die kleine Thür und verriegelte sie.

„Nur gleich weiter," drängte die Baronesse ängstlich, denn mir ist es, als höre ich Stimmen vom Walde her! Verlassen wir diese freie Stelle, die Verfolger könnten ja den Herrn Grafen durch das Gitter des Thores erblicken und dann wäre nichts gewonnen!"

„Die schattigen Anlagen dort werden mich dem Blicke der Männer entziehen, ich will mich dort verstecken!" bemerkte der Verfolgte hastig. „Man wird

es doch wohl nicht wagen, über die Mauer zu klettern und den Park zu durchsuchen?"

„Um dieses zu verhindern, werde ich mich, wie zufällig, hier in der Nähe des Gitters aufhalten!" versetzte der Baron und fügte mit einiger Verlegenheit hinzu: „Aber Sie dürfen nicht weit in den Park vordringen, Herr Graf, ich habe Gäste und es könnte einem derselben eingefallen sein, dort im Schatten zu lustwandeln. Und dann — mein Gott," fuhr er einigermaßen verdutzt fort, sich an Hedwiga wendend, „wir können doch nicht jetzt, am hellen Tage, diesen Herrn nach dem alten Thurme führen, wo er allerdings am sichersten verborgen ist — das geht nicht — unmöglich — das würde nicht unbemerkt bleiben."

„Gewährt nicht der Pavillon dort vorläufig ein gutes Versteck?" rieth Hedwiga. „Er wird nicht verschlossen sein — kommen Sie, Herr Graf, wir werden untersuchen, ob Sie dort vielleicht bis zum Abend oder so lange bleiben können, bis es meinem Vater möglich ist, besser für Sie zu sorgen. Doch — Himmel — Sie sind verwundet?!"

„Ich habe einen unbedeutenden Streifschuß erhalten — doch gehen wir, Baroneſſe, ich beſchwöre Sie!“

Beflügelten Schrittes begaben ſich Hedwiga und ihr Schützling nach dem nahen alten Pavillon, der wie früher erwähnt, zum größten Theil von einer hohen Hecke aus dichtem Geſträuch umzogen war.

Der Baron ſchaute ihnen nach, bis ſie die Hecke ſeinem Blicke entzog, dann ſchüttelte er das Haupt, murmelte einige Worte vor ſich hin und begann neben dem Parkthore auf und ab zu gehen, der Dinge harrend, die da kommen ſollten.

Die Baroneſſe und der bleiche junge Flüchtling ſchritten indeſſen raſch zu dem Eingange des Pavillons. Hedwiga, die ihrem Begleiter voran war, bemühte ſich vergebens, mit ihren zarten Händen die Thür zu öffnen. Der Verfolgte ſprang herbei, ihm gelang ſofort, wozu es ſeiner ſchönen Retterin an Kraft gemangelt hatte.

Ohne Weiteres trat er raſch in den dumpfen, finſteren und öden Raum hinein.

Als Hedwiga diesen trostlosen Aufenthalt erblickte, da sagte sie mitleidig: „Mein Gott, hier ist es abscheulich, aber Sie werden hier doch bis zum Abend ausharren müssen, es läßt sich nicht ändern!“

„Gleichviel, Baronesse,“ antwortete der Flüchtling umhertappend, „wenn ich hier nur sicher bin!“

„Das sind Sie, verlassen Sie sich darauf! Leider finden Sie weder Bank noch Sessel, dieser Pavillon wird seit Jahren nicht benutzt. Sie sind gewiß sehr erschöpft!“

„Allerdings, völlig abgehetzt!“

„Und verwundet obendrein! Mein Vater wird Ihnen den Novak senden, seinen Kammerdiener, er soll Ihnen das Nöthigste bringen, eine Erfrischung — und vor Allem Ihre Wunde verbinden!“

„Mein Fräulein, Sie sind mein Schutzengel!“

„Kann ich weniger für meine arme theure Freundin Thekla thun? Und nun, Herr Graf, werde ich nach meinem Vater zurückkehren und ihm helfen, Ihre Verfolger zu täuschen!“

Hedwiga drückte die Thür an und begab sich rasch zu dem Baron.

Kaum hatte sie ihn erreicht, als zwei Gendarmen hinter dem Gitter des Parkthores sichtbar wurden. Diese Männer waren in der nächsten, eine Stunde vom Schlosse entfernten Ortschaft stationirt. Sie erkannten sofort, durch das Gitter blickend, den Besitzer von Erlowitz und dessen Tochter und grüßten ehrerbietig.

„Entschuldigen, Herr Baron," begann der Eine, „haben die Herrschaften vielleicht einen Menschen hier auf dem Wege vorüberlaufen sehen?"

„Nein!" entgegnete der Baron gelassen. „Wir plauderten hier schon längere Zeit, meine Tochter und ich, und wollten schon weiter gehen, als uns ein Schuß aufmerksam machte und an's Gitter lockte. Aber gesehen haben wir Niemanden, auch nicht einmal da herum ein Geräusch im Walde gehört. Sie haben auf einen Menschen geschossen?"

„Wir riefen ihn dreimal beim Steinbruche an, stehen zu bleiben, aber er entfloh und dann schoß

ich!" antwortete der zweite Gendarm. „So viel wir aus der Ferne sehen konnten, paßte das Signalement genau auf ihn, darum machte ich wenig Umstände. Alle Wetter, er darf uns nicht entwischen! Er wird eine andere Richtung durch den Wald eingeschlagen haben, vielleicht finden wir jenseits des Hügeleinschnittes, wo die Quelle niederrieselt, seine Spur. Komm', Kamerad! Entschuldigen, Herr Baron!"

„Noch auf ein Wort!" fragte der Vater Hedwiga's. „Wen verfolgen Sie? Einen Wilddieb doch wohl nicht, denn das ist wohl Sache der Förster. Also vermuthlich, da die Grenze nicht so fern ist, einen Schleichhändler?"

„Nein, Herr Baron, einen Verbrecher, der von Starnitz aus entflohen ist!"

Vater und Tochter tauschten einen Blick mit einander aus, während die Gendarmen nach flüchtigem Gruß sich eilig entfernten.

„Der arme Graf," flüsterte Hedwiga, „man hat ihn schon zum Verbrecher gestempelt! Wir haben nun doppelt die Verpflichtung, Vater, ihn zu schützen!"

„Du hast Recht, Kind!“ entgegnete der Baron fest. „Ich höre nichts mehr von den Gendarmen — gehen wir!“

Vater und Tochter verfügten sich nach dem Pavillon. Der Baron öffnete die Thür und sagte dem kaum in der Dunkelheit wahrnehmbaren Flüchtlinge: „Sie können beruhigt sein, Herr Graf, die Gendarmen sind fort und suchen Sie eine Stunde Weges von hier. Ich werde Ihnen sogleich einen vertrauten Diener senden, der sie auch diese Nacht heimlich in's Schloß führen wird. Ich bemerke einen Schlüssel an dieser Thür und werde daher den Pavillon verschließen, damit nicht etwa einer meiner Gäste hier zufällig eindringe und Sie entdecke. Seien Sie guten Muthes und haben Sie ein wenig Geduld!“

Der Flüchtling stammelte seinen Dank.

Der Baron aber schloß die Thür. Nach einiger Anstrengung gelang es ihm, den rostigen Schlüssel im Schlosse umzudrehen, er zog ihn ab und steckte ihn ein. — Dann schritt er, die zwischen

Freude und Zagen schwebende Hedwiga am Arme, dem Herrenhause zu.

In dem baufälligen, wüsten Pavillon aber steckte nicht der Graf Richard Erlau, sondern —, Rudolf Bruckner, das „Sonntagskind."

Zweites Kapitel.

Wie Rudolf seine Rolle spielt.

Wir haben schon früher gesagt, daß Rudolf Bruckner zu jenen glücklich organisirten sorglosen Naturen gehörte, die in schlimmer Lage sich noch immer an das mögliche Eintreten eines glücklichen Zufalles klammern. Solche Naturen finden sich aber gemeiniglich sehr bald, falls sie neben ihrer Sorglosigkeit noch eine leidliche Dosis Zuversicht und einen gewissen Grad von Seelenstärke besitzen, in jede mißliche Situation, sobald nur der ärgste kritische Moment glücklich überstanden ist.

Wir sahen Rudolf verzweifeln, nachdem er die Entdeckung von dem gewaltsamen Tode der Tante Susanne gemacht hatte, sahen ihn in der ersten Bestürzung, in völliger Rathlosigkeit die Flucht ergreifen,

somit gerade jenen Ausweg wählen, der geeignet war, ihn am sichersten zu verdächtigen und am gefährlichsten und verderblichsten für ihn zu werden.

Allerdings war damals von dem zuversichtlichen, auf sein stetes Glück pochenden „Sonntagskinde" nichts an ihm zu bemerken gewesen, er hatte gerade so seinen Lebensmuth und jegliche Widerstandskraft eingebüßt gehabt, wie dieses unter solchen Umständen auch bei solchen Leuten der Fall gewesen wäre, die schon dadurch, daß sie zu den sogenannten Pechvögeln gehören, meistens nicht mit ungewöhnlicher Energie und Standhaftigkeit ausgerüstet sind.

Rudolf hatte es auch in der ersten Stunde seiner Bedrängniß, während seiner schleunigen Flucht derartigen Leuten gleichgethan und sein Schicksal in der ausgiebigsten Weise verwünscht, den Himmel angeklagt, mit der Vorsehung wild gehadert und sich noch sonst allerlei Leidenschaftsausbrüchen überlassen.

Nachdem er aber durch die Behendigkeit seiner jugendlichen Beine es zwischen sich und dem Städtchen zu einer Entfernung von zwei Stunden gebracht

hatte, war er nicht nur erschöpft, sondern auch ruhiger geworden. Und wie er dann hinter einem von Gebüsch umwachsenen Wiesenzaune kurze Rast gehalten, seiner vom rasender Sturmlaufen und zahllosen Verwünschungen ermatteten Lunge einige Erholung zu gönnen, da hatte sich allmälig das Vertrauen in seinen „guten Stern" wieder bei ihm eingestellt. War auch nicht seine alte Sorglosigkeit und fröhliche Laune zurückgekehrt — denn wie hätte dies möglich sein können? — so hatte er doch wenigstens so viele Fassung gewonnen, klar seine Lage zu überdenken und sich sein Verhalten für die nächste Zukunft vorzuschreiben. Vorerst galt es, wohlbehalten über die österreichische Grenze hinaus zu kommen, dann, so beschloß er, wolle er von der nächsten preußischen Stadt aus an seinen Bruder schreiben, ja wahrscheinlich auch, nach Besprechung mit einem Advokaten, an die Starnitzer Gerichtsbehörde, sich von jeglichem Verdachte einer Schuld zu reinigen, und offen und ehrlich das Motiv seiner vielleicht übereilten Flucht kundzuthun. Beim Bruder werde er schon

unbedingt Glauben finden, das wußte er, auch werde der gute Gottfried sicher Alles aufbieten, ihn vor Gericht und bei den Bewohnern des Städtchens als schuldlos hinzustellen, werde wohl sogar eine öffentliche Aufforderung an den geheimen Wohlthäter erlassen, für seinen Schützling Zeugenschaft abzulegen. Sodann konnte ja auch inzwischen der wirkliche Verbrecher entdeckt werden. Sollte das Letztere aber auch nicht geschehen, der geheimnißvolle Gönner nicht seine Schuldigkeit thun, den Betheuerungen Gottfrieds keine Glaubwürdigkeit zuerkannt werden, so stand es doch in Rudolf fest, daß er sich dem Gerichte unter keiner Bedingung freiwillig stellen werde, nachdem er so unüberlegt geflohen sei. Möge man alsdann von ihm denken, was man wolle, er fühle sich durch sein Bewußtsein beruhigt und werde sich vollends in Sicherheit zu bringen suchen, müsse er sogar nach Amerika auswandern. Eines Tages werde doch wohl seine Schuldlosigkeit an den Tag kommen.

So hatte sich Rudolf getröstet, und damit einen

Theil der Sorgenlast abgeschüttelt, von der er niedergebeugt worden war. Dann hatte er muthiger seinen Marsch fortgesetzt, stets die große Heerstraße vermeidend, und als endlich die unheimliche Nacht schwand, die Morgenröthe lieblich aufdämmerte, die lachenden Fluren im frischgrünen Schmucke vor seinem Blicke sich dehnten, die Vögel in Busch und Hecken lustig trillerten, Licht und Luft neubelebend auf ihn einwirkten, da athmete er auch zuversichtlicher auf, da kehrte ihm sein Selbstvertrauen zurück.

Auf Umwegen, nur in abgelegenen Gehöften einkehrend, wo er, der elegante, vornehm aussehende junge Mann, für einen auf kurzem Ausfluge begriffenen Touristen gehalten ward, hatte er so, ohne auf Hindernisse gestoßen zu sein, fast die nördlichen Gebirgszüge erreicht, welche hinter Erlowitz die Grenzscheide des Landes bilden. Aber in dem letzten Dorfe, das er dort betrat, hatte er, ohne daß man ihn beargwöhnt oder überhaupt sonderlich beachtet hätte, in der Schänke aus dem Gespräche der Bauern vernommen, daß den im Orte stationirten Gendarmen

von Starnitz aus die Weisung zugekommen sei, auf einen von dort entflohenen Missethäter zu fahnden.

Rudolf hatte sich dann in aller Stille aus dem Dorfe fortgemacht, war aber eine kurze Strecke vor demselben von dem Ortswächter mit der höflichen, doch augenscheinlich mißtrauischen Frage angeredet worden, ob er wohl zu den derzeit im nahen Erlowitz wohnenden Gästen gehöre, hatte jedoch den Amtseifrigen durch eine gleichmüthig vornehme Bejahung dieser Frage und ein herablassend gespendetes Trinkgeld in einen unterthänigst Dankbaren verwandelt und war anscheinend unbefangen auf der Straße nach dem genannten Schlosse weiter geschlendert. Erst in der Nähe desselben hatte er seine Schritte auf einem schmalen Feldwege dem Steinbruche zugelenkt, neben dem eine enge Schlucht sich in die bewaldeten Höhen hineinzog und unserem Wanderer einen Paß durch das Grenzgebirge andeutete.

Im Begriff, die Mündung dieser Schlucht zu betreten, war er zweier Gendarmen gewahr geworden, welche ihm, in noch ziemlicher Entfernung, durch den

Engpaß entgegen kamen. Hastig hatte er sich abgewendet, war nach dem Steinbruche geeilt und an dem Rande der schroff ausgehauenen und gesprengten Sandsteinwände hin zum Walde emporgeklettert. Aber den Gendarmen war sein Auftauchen und blitzschnelles Verschwinden nicht entgangen, es hatte ihren Verdacht erregt, sie waren dem Flüchtlinge, der einen wesentlichen Vorsprung hatte, nachgerannt und was sodann geschehen, haben die Leser bereits durch den Vorgang erfahren, der sich am rückwärtigen Gitterthore des Erlowitzer Parkes abspielte.

Und nun sah sich Rudolf, der sich schon verloren geglaubt, wie durch ein Wunder gerettet. Die ganze Art und Weise, in welcher der Schloßherr und dessen schöne Tochter, denen er durch einen so glücklichen Zufall in den Weg gekommen, sich seiner so rasch und dienstfertig angenommen, mußte ihm aber auch in hohem Grade räthselhaft erscheinen.

Nachdem er seine Fassung wiedererlangt hatte — denn bis zu dem Augenblicke, wo ihm der Baron die Nachricht brachte, daß er die Gendarmen getäuscht

habe und diese bereits abgezogen seien, hatte Rudolf noch nicht an seine Rettung zu glauben gewagt — und als er nun die Schritte des sich zum Schlosse begebenden Paares nicht mehr vernahm, da tappte er in der Finsterniß, an die sich seine Augen zu gewöhnen begannen, zu einer Fensterbank, setzte sich darauf und starrte um sich her.

Die alten Fensterläden hatten da und dort kleine Risse, durch welche das Tageslicht aber nur so spärlich eindrang, daß in dem öden Raume, den eine feuchte Atmosphäre erfüllte, die Finsterniß vorwaltend blieb.

„Sie haben mich eingeschlossen," murmelte Rudolf vor sich hin, „ich sitze hier wie ein Gefangener! Uebrigens könnte ich mich mit leichter Mühe frei machen, denn diese Fenster und halbvermoderten Jalousien würden mir sicher keinen großen Widerstand leisten. Ich werde aber nicht der Narr sein, der jetzt davonläuft. Habe ich denn einen Hinterhalt zu befürchten? Wäre dieses Baron Peschek's Beistand nicht ernstlich gemeint gewesen, er würde mich ja hierher gelockt, dann aber meinen Verfolgern über-

liefert haben! Man schloß mich also wirklich nur deshalb hier ein, damit nicht irgend ein neugieriger Schloßgast, der seine Nase in Alles steckt, mich hier herausschnüffele. Und daß ich nicht der Gnade und dem guten Willen des Schloßbesitzers allein überantwortet bin, daß sich auch seine junge schöne Tochter eifrig bemüht, mich zu beschützen, ihre Hand bei meiner Verbergung im Spiele haben wird, das verleiht mir vollständige Sicherheit!"

Ein triumphirendes Lächeln umspielte Rudolfs Lippen, es begann wieder etwas von jenem lebensfrischen Jugendübermuth, der stets bisher auf allen seinen Kreuz- und Querfahrten durch die Welt sein treuer Begleiter gewesen war, in ihm aufzudämmern.

„Und ich bin, trotz Allem," setzte er ermuntert und mit einem Anfluge seiner ehemaligen Sorglosigkeit hinzu, „das Sonntagskind, das sein Glücksstern aus jeder Noth und Gefahr im entscheidenden Augenblicke herausreißt. Weiß Gott, ich werde von nun an noch zuversichtlicher als je zuvor auf diesen fatalistischen Glauben schwören und daran festhalten, mag

sich auch der nüchterne Verstand gegen die Lehre von der Vorausbestimmung der Schicksale des Menschen auflehnen. Heißt es nicht immer: Thatsachen beweisen? Und bin ich nicht thatsächlich ein Glückspilz, der niemals verderben kann und der ganz ohne sein Dazuthun jetzt wieder einmal mit heiler Haut aus einer sehr schlimmen Patsche herausgekommen ist? Mit heiler Haut? Nun, ganz und gar wohl nicht, denn man hat mir ein Stück von der meinigen weggeschossen und dieser Streifschuß des verdammten Hallunken brennt nicht übel — doch was thut's, das läßt sich verschmerzen, — man hat mich nicht gefangen und man wird mich auch nicht fangen, mit Gottes und meiner neuen Schutzpatrone — besonders der reizenden Patronin — Hilfe, diese Ueberzeugung aber ist mehr werth als ein lumpiges Stückchen Haut, die sich billiger restauriren läßt als mein Rock, für dessen Ausbesserung ich den Schneider bezahlen muß. Ah, es lebe mein fatalistischer Glaube, mit ihm im Bunde werde ich ziemlich glatt über alles Ungemach hinwegkommen, das mir irgend etwas anhaben möchte!"

Nach diesen freudig in Rudolf emporquellenden Betrachtungen nahmen seine Gedanken eine andere Richtung.

Er sagte sich, daß seine Rettung einer gar seltsamen Verwechslung seiner Person mit derjenigen eines Anderen zuzuschreiben sei, wenigstens daß sein „Sonntagsglück" sich eines ganz sonderbaren Mittels bedient habe, sich ihm treu zu zeigen.

„Wer mag dieser Graf Erlau sein, für den man mich hält?" fuhr er nachdenklich fort. „Sollte ich dem Manne, der so heißt, ungewöhnlich ähnlich sehen? Doch nein — aus den Aeußerungen des Barons und seiner Tochter ging ja deutlich genug hervor, daß ihnen der Graf persönlich unbekannt sei! Und was mag es mit der Nachricht auf sich haben, die sie über mich — das heißt über jenen Herrn erhielten und sie auf sein Erscheinen vorbereitete? Von einer Prinzessin war die Rede, so viel ich mich trotz meiner damaligen verzweifelten Aufregung erinnern kann — ja, ja, und von einer Flucht und einer Abscheulichkeit, einer Hinterlist, die

man an dem Grafen, den ich hier nothgedrungen vorstelle, begangen haben soll! Zum Henker, und ich weiß über das Alles nichts zu sagen, wenn der Baron und seine Tochter mich darüber ausfragen — und das werden sie jedenfalls thun, sie werden nähere Details wissen wollen — was kann ich ihnen antworten, ohne meinen Betrug zu verrathen? Und ich mußte sie täuschen — es stand ja Alles für mich auf dem Spiele — das rettende „Ja" mußte sich mir unwillkürlich auf die Lippen drängen, es war eine Eingebung des Himmels, die meine Situation mit einem Schlage änderte! Aber wer mag jene Prinzessin sein? Und wo sind die Feinde, die den Grafen verfolgen, so daß er sich zu einer Flucht genöthigt sah? Wenn ich nur wenigstens die Namen wüßte, das Andere ließe sich allenfalls dazu lügen. Doch auch das nicht einmal — der Baron und die junge Baronesse sind ja von den Vorgängen verständigt worden, wie sie sagten, und da käme ich schön an, wenn ich etwas Abenteuerliches aus meiner reichen Phantasie zum Besten geben würde! Wie werde

ich da meine Rolle als Graf Erlau fortspielen können? Und nun gar, wenn der wirkliche Graf Erlau hier heute noch, ebenfalls ganz abgehetzt, erscheinen sollte?! Aber das wird nicht stattfinden, nein, nein, — ich bin das Sonntagskind — und damit ich hier gerettet werde, mußte ein Graf Erlau in Verwicklungen gerathen und sich flüchten — Gott weiß von wo — vielleicht in derselben Unglücksnacht, in der ich gezwungen ward, das Hasenpanier zu ergreifen, und damit ich hier ebenfalls glücklich durchkomme, darf derselbe Graf Erlau nicht hierher gelangen, werden ihn der Himmel weiß was für Dinge daran verhindern, so wird es mein Glücksstern wollen, ja, das wird er wollen! Der Glaube versetzt Berge, heißt es in der heiligen Schrift, warum sollte mein Glaube an mein Fatum nicht einen Grafen, der kein Berg ist, nicht einmal ein ansehnlicher Hügel, in eine Gegend verschlagen, wo er mir nicht gefährlich werden kann? Jedenfalls bin ich vorläufig in Sicherheit — läßt sich Zeit gewinnen, so ist Alles gewonnen. Wie ich mich inzwischen dem Baron und der Baronesse

gegenüber herauswickle, das mögen die Götter wissen! Edle Dreistigkeit, lasse mich nicht im Stich! Es giebt noch eine Taktik, die hilft mir vielleicht durch — Andere reden lassen und darnach seine Schlüsse ziehen und Antworten einrichten. Und halt — wird man mir nicht einen vertrauten Diener hierhersenden? Vielleicht sondere ich aus dem heraus, wer ich denn eigentlich bin! Wahrhaftig, ich glaube, da ist er schon — ich höre Tritte, und nun stochert da Jemand am Schlüsselloche meiner Villa herum!"

In der That knisterte der Kies vor dem Pavillon, wurden sodann einige vergebliche, von einem wie ein schwaches Grunzen klingenden Stöhnen begleitete Versuche gemacht, von draußen die Thür zu öffnen.

Rudolf verhielt sich regungslos, war aber nichtsdestoweniger gespannt — er konnte ja nicht wissen, ob sich dort der ihm Verheißene abarbeite oder ein unwillkommener Besucher; da übrigens beständig ein Schlüssel probirt ward, so ließ sich annehmen, daß Derjenige, welcher einzudringen versuchte, der Abgesandte des Barons sei.

Endlich gab das widerspenstige Schloß nach, flog die Thür knarrend auf.

Das Tageslicht quoll in den finsteren Raum und in dem Glanze, der jetzt die Augen Rudolfs fast blendete, sah dieser auf der Thürschwelle ein kurzes, etwas korpulentes, schwarzgekleidetes Männchen stehen, das mit Neugier und einiger Scheu in das Innere des Pavillons blickte.

„Wo sind Sie denn, Herr Graf?" ließ sich nun diese Gestalt vernehmen, indem sie den über einer breiten weißen Halsbinde sich wie ein Kürbis auf einer Serviette präsentirenden runden Kopf so vorsichtig hin und her schob, als könne er das Gleichgewicht verlieren und herunterfallen. „Mein Gott, man sieht hier nichts," fuhr der kleine Mann halblaut vor sich hinredend fort, „und es riecht da so nach Schimmel und Moder, wie in einer Gruft — vielleicht hat es der arme Herr nicht ausgehalten und —"

„Nein, nein, mein Braver!" unterbrach ihn Rudolf munter von seinem harten Sitze aus. „Blickt nur links, dort hockt der arme Herr auf dem einzigen

ungepolsterten Fauteuil, den er in diesem lästerlich verwahrlosten Tempel hat auftreiben können!"

Das Männchen verbeugte sich nach der angedeuteten Richtung und antwortete: „Ich sehe Sie zwar nicht, Herr Graf, aber ich vermuthe, daß Sie geruht haben, sich auf eine Fensterbank niederzulassen, denn sonst dürfte es wohl nichts Sitzsames in diesem alten ehemaligen Vogelhause geben!"

„Ah, ein Vogelhaus? Das hätte mir allerdings meine Nase sagen können!"

„Leider werden sich Euer Gnaden bis Mitternacht hier gedulden müssen!"

„Ich weiß das bereits, mein Lieber. Können Sie mir nicht inzwischen ein wenig Licht verschaffen?"

„Wie? Euer Gnaden meinen eine Kerze?"

„Nicht doch, ich fürchte nur, daß, wenn ich verurtheilt sein würde, bis nach Sonnenuntergang in dieser infernalischen Finsterniß zu bleiben, Sie diese Nacht einen Blinden ins Schloß zu führen hätten!"

„Bitte sehr, ich will versuchen, den Laden eines der rückwärtigen Fenster zu öffnen — es wird sich

wohl Niemand vom Schlosse bis dorthin ins Dickicht verlaufen — wenn mir der Herr Graf von innen etwas behilflich sein wollten, die Fenster haben schon lange keine Scheiben mehr —"

„Gut, aber Sie werden die Hauptsache dabei thun müssen, denn ich kann wohl nur einen Arm gebrauchen — mein linker Flügel ist ein wenig beschädigt!"

„Ach Gott, weiß ja schon — Jesus Maria, in welcher Gefahr der gnädige Herr geschwebt haben! Strengen sich der Herr Graf nur nicht an, ich werde wohl schon allein mit den alten Brettern fertig. Und wir brauchen allerdings Licht, denn ich muß ja den gnädigen Herrn verbinden, — verstehe mich darauf, wie ein Feldscheer, hab' auch alles Nöthige mitgebracht — und noch sonst Allerlei, eine kleine Herzensstärkung — und das läßt sich doch nicht Alles im Finstern abmachen, denn wenn ich bei Ihnen bin, Herr Graf, werde ich wohl die Thür verschließen müssen, die man vom Parkwege aus sieht — ja, ja, wir brauchen Licht —"

„Besonders zur Herzensstärkung!“ unterbrach ihn Rudolf. „Wo haben Sie dieselbe denn? Doch nicht in Ihren Fracktaschen?“

„Ah, Euer Gnaden! Den Wein allerdings, denn er ließ sich nicht gut anders transportiren — ich habe ohnehin meine Noth gehabt, mich mit dem kleinen Speisenkorb unbemerkt in den Park zu schleichen —“

„Ei, Sie haben sich zu einer wandelnden Speisekammer gemacht?“

„Auf Befehl des gnädigen Fräuleins —“

„Die Damen denken doch an Alles! Das kommt mir sehr gelegen, denn — auf meine unfreiwilligen Voltigirübungen hungert mich gottsjämmerlich! Wie heißen Sie, wackerer Mann?“

„Novak, Euer Gnaden, erster Kammerdiener des Herrn Baron!“

„Nun also, lieber Novak, beeilen wir uns mit dem Fensterladen und dann kommen Sie rasch herein, damit mein Magen, der grimmige Despot, bedient werde!“

„Ach, und vorerst Ihre Wunde, Herr Graf!"

Novak verließ hastig die Schwelle und trippelte um den Pavillon herum, bis er jene Stelle erreicht hatte, welche vom Eingange am weitesten entfernt war. Er packte den dort befindlichen Fensterladen und begann mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft, die freilich nicht viel zu bedeuten hatte, daran zu zerren.

Rudolf verließ sein Fensterbrett, was nicht ohne einen leisen Schmerzenslaut abging, denn er fühlte sich an allen Gliedern wie abgeschlagen und jetzt erst verspürte er empfindlicher das Brennen der allerdings nur leichten Schußwunde und den Blutverlust. Trotzdem war er dem Kammerdiener behilflich, die völlig eingerosteten Riegel der Jalousien zu sprengen.

Diese vereinten Bemühungen aber hatten einen unerwünschten Erfolg, denn plötzlich riß der ganze Fensterladen aus den Angeln und Novak, der ihn gepackt hielt und sich hintenüber gestemmt hatte, verlor das Gleichgewicht, purzelte zu Boden, während die morsche Jalousie über dem kleinen Manne zusammenbrach und ihn völlig bedeckte.

Rudolf konnte sich im ersten Moment, ungeachtet seiner Schmerzen, eines flüchtigen Auflachens nicht erwehren.

Als er aber gewahrte, daß sich unter den Trümmern nichts rührte, da rief er hastig und besorgt: „Novak, Ihnen ist doch nichts Ernstliches geschehen? Einen Augenblick Geduld, ich werde Ihnen helfen!“

Und Rudolf schickte sich an, obwohl ihm das bei seiner jetzigen Abspannung Mühe verursachen mußte, direkt durch das Fenster zu steigen.

Bevor er aber noch diesen Vorsatz ausführen konnte, bewegte sich der Trümmerhaufen, kam Herr Novak aus demselben hervor, wie ein Maulwurf aus der Erde.

Rudolf sah zuerst ein jetzt etwas bleiches, rundes, glattrasirtes Gesicht mit einem Doppelkinne, kleinen Blinzelaugen und einer czechisch abgerundeten Knopfnase, der selbst der Schreck des kleinen Mannes nicht vermocht hatte, den dort in Permanenz erklärten leisen Anflug einer bedeutsamen Kupferröthe zu entziehen.

Dem Kopfe, dessen graues dichtes Haar nach Bürstenart kurz zugestutzt war, folgten die weiße, umfangreiche Halsbinde und der runde Oberkörper des Männchens, das so in sitzender Stellung, vom Jalousierahmen umgeben, verlegen unseren Flüchtling anstarrte.

„Sie haben sich doch nicht verletzt?“ fragte Rudolf rasch und theilnehmend.

„Ich glaube nicht, Euer Gnaden!“ lallte Novak. „Nein, Gott sei Dank, ich spüre nichts!“

„Das ist ein Glück — doch, o weh — was wird's mit der Flasche sein, die Sie doch wohl im Frackschoße hinter sich baumeln hatten?“

„Beruhigen sich der Herr Graf, ich — ich spüre auch nichts Nasses unter mir! Das Schößel muß eine Schwenkung gemacht haben, daß es nicht unter mich kam!“

„Desto besser! Kriechen Sie also aus Ihrem Rahmen heraus, gleichwie zur Mitternachtsstunde ein gespensterhaftes Familienbild in der Ahnenhalle eines verrufenen Schlosses!“

„Ach, Herr Graf, lästern Sie nicht über solche Dinge — ich will wünschen, daß Sie in dem alten Thurme, den Sie bewohnen werden, keine derartigen unheimlichen Erfahrungen machen!“

„Ei, man wird mir im Schlosse einen Aufenthalt anweisen, in dem es nicht geheuer ist, wo Gespenster umgehen?“

„Euer Gnaden — ich will nichts gesagt haben — aber —“

„Vortrefflich! Da ich doch dazu verurtheilt bin, einige Tage einsam und in der Verborgenheit zu verleben, so werde ich mich wenigstens nicht langweilen, wenn ich derartige nächtliche Besuche erhalte. Und nun raffen Sie sich auf, lieber Novak, kommen Sie zu mir herein, wir haben hier jetzt Licht und Luft!“

Das fettleibige Männchen arbeitete sich mit einiger Mühe keuchend aus den Jalousieüberresten vollends hervor, stäubte sich eilig ein wenig ab und trippelte zur Pavillonsthür zurück, steckte dort den Schlüssel derselben von innen an, trug sodann einen kleinen Speisenkorb, den es vor der Schwelle hatte

stehen lassen, in den Pavillon hinein, schloß, alle seine Kraft aufbietend, die Thür ab und näherte sich dann mit dem Tragkorbe gravitätisch unserem Flüchtlinge, der inzwischen eine leere kleine Kiste in einem Winkel des sonst öden Raumes entdeckt, bis in die Nähe des offenen Fensters geschoben und dort umgestülpt hatte.

„So," sagte Rudolf, indem jetzt wieder sein jugendlich leichter Sinn die Oberhand bekam, „hier habe ich einen Tisch und einen Sessel zugleich, und nun warte ich der Dinge, die da kommen sollen!"

Während er so sprach, setzte er sich rittlings auf die Kiste und blickte sodann den Kammerdiener lächelnd an.

Dieser aber stellte das Tragkörbchen neben den improvisirten Tisch und antwortete ernsthaft: „Der Herr Graf sehen wirklich recht blaß aus, auch bemerke ich Blutflecken auf Ihren Kleidern — ich denke daher, daß wir vorerst die Wunde besichtigen und in Angriff nehmen —"

„Nein, nein," unterbrach in Rudolf, „ich möchte

zuerst in Angriff nehmen, was mir die Küche und der Weinkeller des Herrn Barons bescheeren, denn mit leichtem Magen trägt man sein Loos allzuschwer!"

Novak begann pflichtschuldigst den Speisekorb auszupacken.

Indem er dieses that, sagte er: „Euer Gnaden entschuldigen, aber ich muß Sie bewundern —"

Sehr hübsch von Ihnen, macht Ihnen alle Ehre!"

„Bitte um Verzeihung, ich meine nur — es setzt mich in Erstaunen, daß Sie in Ihrer Lage noch so gut gelaunt sein können!"

„Das wundert mich selbst, Novak. Aber grübeln wir nicht darüber nach! Was haben Sie dort?"

„Ach, gnädiger Herr, leider nichts Besonderes — was ich so nach der Tafel mit guter Manier habe beseitigen können —"

„Verstehe!"

„Bitte gehorsamst — nicht für mich, sondern was mir möglich war, aus der Küche unauffällig mir

für den Herrn Grafen anzueignen — etwas Geflügel, Pastete, Wildpret und Salat — leider ist aber Alles schon kalt —"

„Für den Salat dürfte das kein Fehler sein, Novak, und das Uebrige wird auch seine guten Dienste thun — nur her!"

Der sorgsame Kammerdiener hatte für Alles gesorgt, er kramte aus dem Körbchen eine Serviette hervor, die jetzt auf der Kiste das Tischtuch vorstellen mußte, dann brachte er ein Eßbesteck und Teller zum Vorscheine, hierauf ein Glas, sodann holte er aus dem Frackschoße, der in dem verhängnißvollen Momente der Niederlage des Herrn Novak eine solche „Geistesgegenwart" bewiesen hatte, eine langhalsige, wohlgefüllte Weinflasche heraus, entkorkte sie, pflanzte sie vor dem Gedeck des jungen Herrn auf und servirte schließlich die kalte Küche. Dies Alles verrichtete er mit dem Anstande eines Mannes, der gewohnt ist, nur vornehme Herrschaften zu bedienen.

„Es ist servirt, Herr Graf," sagte er mit einer kurzen Verbeugung, einen Schritt zurücktretend, „ich

bedaure nur, daß ich unter solchen Umständen nicht regelrecht den Dienst bei der Tafel versehen kann, da —"

„Da keine solche vorhanden ist, nicht wahr?" lachte Rudolf und setzte dann hinzu, indem er zuerst nach der Flasche griff: „Lassen Sie's gut sein, Novak, ich werde mich schon selbst bedienen!"

„So kann ich meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den Park richten, gnädiger Herr — haben Sie nur die Gnade, sich mäuschenstill zu verhalten, wenn ich Jemanden in der Nähe des Pavillons lustwandeln hören sollte!"

„Bleiben Sie nur hier, neben mir, man wird uns nicht entdecken — ich kann so leiser mit Ihnen reden!" versetzte Rudolf, der nun begann, herzhaft sowohl dem Weine wie den vollen Schüsseln zuzusprechen.

Während er dieses that, dachte er sich: „Wir wollen doch sehen, ob der gute Alte mehr von meinen — ja von meinen, denn ich fange an, mich ganz als Graf Erlau zu fühlen — also mehr von meinen

Schicksalen und Lebensverhältnissen weiß, als ich selber. Ist das der Fall, dann bin ich vorläufig geborgen!"

Und Rudolf setzte, eifrig tafelnd, wobei er sich durch den feurigen Wein neubelebt zu fühlen begann, sofort sein diplomatisches Vorhaben in's Werk.

„Sagen Sie mir, Novak," begann er, „Sie haben da vorhin eine Bemerkung über meine Lage fallen lassen — wie kommen denn Sie dazu, etwas darüber zu wissen?"

Und Rudolf warf dem Kammerdiener einen ziemlich gebieterischen Blick zu.

„Verzeihen Sie, Herr Graf," versetzte Novak ehrerbietig, „wenn ich zuvor vielleicht ein wenig vorlaut gewesen und eine unnöthige Anspielung gemacht, die —"

„Nicht doch," fiel ihm Rudolf herablassend ins Wort, „unter den Umständen, in denen Sie mich hier gefunden haben, ist solche Bemerkung Ihrerseits ganz natürlich, auch begreife ich, daß der Herr Baron, da er Sie dazu ausersah, mir insgeheim die

nöthigsten Dienste zu leisten, dies und jenes über den Grund, der mich zwingt, in Erlowitz kurze Zeit versteckt zu bleiben, Ihnen mitzutheilen für nothwendig erachten mußte, schon um dadurch Ihre Vorsicht den sonstigen Schloßbewohnern, insbesondere der übrigen Dienerschaft gegenüber zu verschärfen. Ich möchte nur wissen — um meiner eigenen Sicherheit willen, denn ich sehe Sie heute zum ersten Male — wie weit der Herr Baron in diesen Mittheilungen gegangen ist, ich würde daraus schließen können, ob Sie das volle Vertrauen Ihrer Herrschaft besitzen und ich Ihnen demgemäß auch das meinige schenken darf!"

Novaks Miene nahm einen würdevollen Ausdruck an.

„Wenn der Herr Graf geruhen wollten, mich damit zu beehren," antwortete er, „so würde es sicherlich keinem ganz Unwürdigen zu Theil werden. Ich bin seit nahezu dreißig Jahren im Hause, war schon der Kammerdiener des Herrn Barons, bevor unsere liebe, gnädige Baronesse zur Welt kam, ja vor der

Vermählung des Herrn Baron, dem die Frau Gemahlin — Gott hab' sie selig — leider allzufrüh durch den Tod entrissen ward, ich war der einzige von den Hausleuten, der ins Vertrauen gezogen ward, als es das Unglück wollte, daß — doch das gehört nicht hierher — kurz, Herr Graf, der Novak hat in der edlen Familie, der er dient, Leid und Freude mit durchgemacht und sich stets als treu und redlich bewährt —"

„Das ist schön, recht schön! Der Baron wird froh sein, einen solchen Diener zu besitzen. Er hat wohl überhaupt Glück mit seinen Leuten?"

„Nun, nun, es schickt sich doch nicht Jeder in unseren Haushalt — der Herr Baron lebt eingezogen, er ist herzensgut, aber er kann auch sehr böse und streng sein — von dem gesammten Dienstpersonale ist Niemand da, der länger als seit zwei Jahren im Hause wäre — und daher — der Herr Graf werden mich verstehen — setzt der Herr Baron auch nur in mich festes Vertrauen, ist so gütig, mich bisweilen um meine Meinung zu befragen und mir dies und

das zu sagen, was Niemand sonst zu wissen braucht — und die gnädige Baronesse Hedwiga, die gute und schöne Baronesse, läßt es dem alten Novak auch nicht fühlen, daß er nur ein Diener des Hauses ist!"

„Ah, und da haben sie Ihnen gesagt, daß ich —"

Rudolf stockte absichtlich, sein Schweigen war nur eine Leimruthe für den guten Alten und dieser blieb auch richtig daran hängen.

„Daß man dem Herrn Grafen gestern Abend in Starnitz einen so schlimmen Streich gespielt habe!" ergänzte Novak eifrig.

„Ja, ja, einen recht schlimmen, lieber Alter!"

„Daß die Nationalität des Herrn Grafen dazu den Vorwand abgeben mußte —"

„Meine — Nationalität — ganz richtig! Es ist Ihnen also bekannt —"

„Daß der gnädige Herr von preußischer Abkunft sind —"

„Allerdings —"

„Und daß man hinterlistigerweise diesen Um-

stand dazu benutzt habe, den Herrn Grafen der Spionage zu verdächtigen —"

„Ganz recht — ich — ich bin für einen preußischen Spion erklärt worden und das habe ich noch rechtzeitig erfahren, bevor man mich verhaften konnte, und habe mich, um allerlei Unannehmlichkeiten zu entgehen, zur Grenze geflüchtet, wo es mir leider mißlang, in's Gebirge zu entwischen!"

„Nun, der Herr Graf sind so sicher hier, als wären Sie drüben in Schlesien — wir Böhmen, das heißt wir Czechen, namentlich unsere Herren vom Adel, sind gegen Preußen durchaus nicht feindlich gesinnt, wir hoffen im Gegentheil, daß, wenn es zu einem Kriege kommen und dieser für Oesterreich ungünstig ausgehen sollte, wir durch die Preußen eher zu unseren Landesrechten gelangen als durch das Ministerium Belcredi, auf das wir anfänglich so viele Hoffnung setzten und das uns doch mit unseren gerechten Forderungen nur hinhält —"

„Ah, Ihr möchtet preußisch werden?"

„Wenn auch das nicht, Herr Graf, aber unsere

Feudalherren und Parteiführer wünschen nicht gerade, daß Oesterreich siege, denn in der Monarchie ist's immer nach einer Niederlage besser geworden — jedenfalls dürfte sich nach einer solchen das Ministerium unseren Wünschen und denen der Ungarn gefügiger zeigen —"

„Ei, Ihr seid ja eigenthümliche Patrioten —"

„Wir sind Czechen, Herr Graf, und wollen nichts weiter sein! Aber was sagte ich doch — ? Ja, der gnädige Herr dürfen sich überzeugt halten, daß der Herr Baron an Ihrer Nationalität keinen Anstoß nimmt — und was die nichtswürdige Verleumdung anbelangt, so ist sie ja, wie Baronesse Hedwiga heute durch den jungen Pächter erfahren hat —"

„Ja freilich, der junge Pächter — dieser junge Pächter —"

„Der Sie in der gestrigen Nacht warnte, Ihnen ein Pferd zur Flucht überließ und heute der Baronesse in aller Eile ein Packet für den Herrn Grafen überbrachte —"

„Ein Packet für mich? Von wem?"

„Das hat mir die Baroneſſe nicht geſagt. Ich bin nur durch das gnädige Fräulein beauftragt worden, Ihnen zu melden, daß ſie heute Abend ſchon Gelegenheit finden werde, dem Herrn Grafen das Bewußte perſönlich zu übergeben.“

„Das Bewußte — ſehr gut. Und was wollten Sie wegen der Verleumdung ſagen?“

„Sie iſt ja vom Schloſſe aus angezettelt worden, wie ſich nicht bezweifeln läßt, da der Herr Graf incognito ſich im Städtchen aufhielten, Niemand Sie alſo dort kannte —“

„Natürlich!“

„Und da der Herr Baron gerechte Urſache hat, auf den Fürſten Starnitz von Alters her erbittert zu ſein — verzeihen, Herr Graf, ich kann mich nicht weiter darüber auslaſſen, das iſt ein Familiengeheimniß und muß es bleiben — ſo wird mein Herr ſich um ſo mehr veranlaßt fühlen, Ihnen jeglichen Vorſchub zu leiſten, der in ſeiner Macht ſteht! Aber ich bitte um Vergebung — wo haben Euer Gnaden denn das Pferd gelaſſen?“

„Das Pferd?"

„Nun — das Pferd des jungen Pächters!"

„Ja so — ich — ich habe es zu Schanden geritten — das arme Thier stürzte und verendete auf einem Felde, ich mußte meine Flucht zu Fuß fortsetzen —"

„Mein Gott —"

„Doch sagen Sie mir, hat Ihnen die Baroneſſe irgend etwas über eine — eine gewiſſe Prinzeſſin mitgetheilt —?"

Die Augen des kleinen Kammerdieners erweiterten ſich.

„Ueber eine Prinzeſſin?" fragte er erſtaunt. „Nein, Herr Graf —"

„Gleichviel!" unterbrach ihn Rudolf raſch und mit gleichmüthiger Miene. „Ich erſehe aus Allem, daß Sie ein vertrauter Diener Ihrer Herrſchaft ſind und daß ich mich ganz auf Sie verlaſſen kann. Und nun bin ich ſatt, fühle ich mich geſtärkt, wir können alſo jetzt meine kleine Bleſſur unterſuchen. Doch halt, mein Lieber, Sie gefallen mir, zudem bin ich

nicht gewohnt, mir umsonst Dienste leisten zu lassen — nehmen Sie vorläufig diese Kleinigkeit, schon als Entschädigung für den Unfall, der Ihnen zuvor durch meine Veranlassung widerfahren ist und der mich fast dieses edlen kräftigenden Rebensaftes beraubt hätte — nehmen Sie nur, ich werde Sie später schon noch besser bedenken!"

Rudolf hatte während des Sprechens sein Portefeuille hervorgezogen, das kaum die Summe zu fassen vermochte, welche ihm in der verflossenen Nacht der Abgesandte seines geheimnißvollen Wohlthäters überbracht hatte, und reichte nun dem Kammerdiener ein artiges Päckchen Staatsnoten hin.

„Nein, Herr Graf, ich nehme nichts," protestirte Novak, — und das wäre ja auch zu viel —?"

„Halten wir uns nicht mit solchen Bagatellen auf — nehmen Sie! Und dann ziehen Sie mir vorsichtig den Rock ab und streifen das Hemd in die Höhe, das mir am Arme festklebt. Räumen Sie die Teller fort — meine Tafel kann auch meinen Verbandtisch vorstellen."

Novak verbeugte sich und steckte das Geld ein, Rudolf ließ seine Brieftasche verschwinden.

Der Alte, der nun, wenn er überhaupt daran gezweifelt hätte, vollends überzeugt sein mußte, einen „großen Herrn" vor sich zu haben, räumte mit der Gewandtheit eines Jünglings den improvisirten Mittagstisch ab und schwatzte währenddessen: „Hab' Alles vorgesehen, Euer Gnaden, Wasser zum Reinigen der Wunde in einem Fläschchen mitgebracht, trage Charpie, Leinen, Heftpflaster bei mir, soll nichts versäumt werden, was dem Herrn Grafen Erleichterung verschaffen kann! Sobald Euer Gnaden die Gemächer im alten Thurme bezogen haben, läßt sich schon besser für Sie sorgen. Nach dem gesegneten Appetit und dem jetzt vortrefflichen Aussehen des Herrn Grafen zu beurtheilen, dürften Hausmittel ausreichen, den gnädigen Herrn wieder völlig herzustellen!"

Das zeigte sich denn auch, als Rudolf und Novak sodann vorsichtig zur Untersuchung der Verletzung schritten. Die Kugel des Gendarmen hatte nur leicht den fleischigen Theil des Oberarmes berührt,

keine Hauptader getroffen; es war ein Streifschuß der gelindesten Art, eine kleine Wunde, zu deren Heilung unser Flüchtling keines Doktors bedurfte. Sie hatte indessen ziemlich geblutet und schmerzte einigermaßen, obwohl, während sie der Kammerdiener auswusch und verband, Rudolf lächelnd versicherte, den Hauptschaden habe nur sein Hemdärmel und sein Rock erlitten, was wieder Novak zu der Bemerkung veranlaßte, er werde schon dafür sorgen, daß der Herr Graf in dem zur Nachtzeit zu beziehenden Quartier frische Wäsche und alles sonst noch Unentbehrliche vorfinde.

Endlich war Alles abgethan, entfernte sich das Männchen mit seinen Siebensachen, nachdem es den jungen Herrn ehrbietig ermahnt hatte, sich sogar am Abend nicht allein durch's Fenster in den Park hinaus zu wagen.

Als Novak, der die Thür des Pavillons wieder mühsam verschlossen hatte, fort war, erhob sich Rudolf von dem Kasten und begann in seinem Käfige auf und ab zu schreiten.

„Jetzt weiß ich wenigstens Einiges über meine jüngsten Erlebnisse und meine werthe Person," sagte er sich, „freilich ist das noch nicht viel und mir ist so wenig etwas über meine früheren Verhältnisse und meine gesellschaftliche Stellung bekannt, wie über meinen Taufnamen — aber man wird mich wohl nicht darüber befragen, ich werde meine Rolle schon leidlich durchführen. Die Sache hat vorläufig nur einen Haken — über die Prinzessin bin ich so klug wie zuvor geblieben. Ich erinnere mich nicht — ich war ja so verstört — ob mir der Name derselben von der Baronesse genannt ward oder nicht — jene hohe Dame scheint aber zu dem Grafen Erlau in solchen Beziehungen zu stehen, daß ich jedenfalls etwas davon wissen müßte, soll ich nicht etwaigen Fragen der Baronesse gegenüber in die ärgste Klemme gerathen. Aber wie ist mir denn? Hat nicht der Fürst Starnitz eine Tochter? Ich habe mich während meines stets kurzen Aufenthaltes daheim und auch seit meiner jüngsten Rückkunft nach dort so verwünscht wenig um die Schloßherrschaft gekümmert, daß ich nicht einmal

den Namen der Prinzessin weiß. Aber sollte sie nicht meine Prinzessin sein — das heißt diejenige des Grafen, um derentwillen sich die Baronesse hier desselben so warm annimmt? Wenn ich nicht irre, so betonte das meine reizende Beschützerin ganz besonders! Ei, wenn ich bedenke, daß der Graf heimlich nach dem Städtchen gekommen, daß man ihm möglicherweise den Spion angedichtet hat, um ihn aus der Nähe der Prinzessin auf bequeme Art zu entfernen — was Teufel, dann würde es sich ja um eine unglückliche Liebschaft der Beiden handeln — dann müßte ich erst recht den Namen dieser Dame wissen, die ich liebe. Und ich kann mir doch nicht die Blöße geben, zu fragen, wie sie heißt? Aber ein Packet ist für den Grafen da, vielleicht von dieser Prinzessin — darf ich es öffnen? Ich darf es nicht — aber zum Glück haben wir gefällige Sprichwörter, die uns über kleine Bedenklichkeiten hinweghelfen — Noth kennt kein Gebot! ist auch so eins — wir wollen die Sache uns überlegen!"

Rudolf fühlte sich denn doch ermattet, der Wein

hatte nur auf kurze Zeit seine Spannkraft wieder erhöht.

Er schritt zum offenen Fenster, nahm auf der breiten Brüstung desselben eine halb sitzende, halb liegende Stellung an, den Rücken an die Mauer lehnend.

„Peschek!“ murmelte er vor sich hin. „Dieser Name klingt mir nicht unbekannt — ganz recht, er erinnert mich an meine Kinderzeit — weiß Gott, das Häuschen, das wir am Gebirge bewohnten, bevor wir nach Starnitz zogen, kann, wenn es noch existirt, nur einige Stunden von hier entfernt sein, — ja, ja, ich entsinne mich noch, daß Nachbarsleute bisweilen von dem reichen Grundherrn sprachen — und der war ein Peschek — und Gottfried und ich rannten einmal lustig vom Hause fort und weit, weit das Gebirge entlang, und da sahen wir endlich in der Ferne ein großes Gebäude am Waldeshang und ein Bauer bezeichnete es uns als Schloß — ja, ich weiß nicht mehr, ob er es Erlowitz nannte, aber das weiß ich noch gar gut, daß der Vater —

ich nenne ihn noch immer so, er war es mir ja auch im besten Sinne des Wortes — ja, daß der Vater uns tüchtig schalt, als wir erschöpft heimkehrten, und uns strenge verbot, jemals wieder uns so weit zu verlaufen. Seltsam, daß ich gerade hier Schutz und Asyl gefunden!"

So gab Rudolf seinen Gedanken Audienz, aber immer schläfriger, bis ihm, der die ganze vorige Nacht durchwacht hatte und fast beständig marschirt war, die Augen zufielen.

Er erwachte erst aus dem festen Schlafe, als er sich plötzlich gerüttelt fühlte.

Es war Nacht, aber das Mondlicht nahm ihr einen Theil der Finsterniß.

Draußen am Fenster stand der kleine Novak und stammelte Entschuldigungen.

„Herr Graf schliefen so fest, ich mußte mich erkühnen, Sie ein wenig unsanft zu berühren!"

„Thut nichts, Alter!" versetzte Rudolf und rieb sich schlaftrunken die Augen. „Wie spät ist's?"

Mitternacht vorüber, Euer Gnaden!"

„Was Sie sagen! Können wir aufbrechen?“ — „Ja!“

Rudolf war jetzt ganz munter geworden. Aber er war auch von einem Wundfieber verschont geblieben, zudem hatte ihn der Schlummer wundersam gekräftigt. Er fühlte nichts mehr von Schwäche, er spürte seine Verletzung kaum; die glückliche Jugend erholt sich ja immer bald von Strapazen und Leid.

Mit gewohnter Elastizität voltigirte daher der junge Mann durch's Fenster, an die Seite des Männchens.

„Geben Sie Obacht, Herr Graf! Schonen Sie sich!“ stotterte Novak verblüfft.

„Ei was!“ lachte Rudolf. „Bei mir ist schon Alles wieder in Ordnung! Gehen wir!“

Sie begaben sich durch den Park nach dem Schlosse, wo sich kein Fenster mehr beleuchtet zeigte, Alles in tiefem Schlummer zu liegen schien.

Novak führte den vermeintlichen Grafen Erlau vorsichtig über die kleine Brücke nach dem alten Thurme.

Als sie die schmale, von Epheu umrankte Spitzbogenthür des düster ihnen entgegenstarrenden Baues erreichten, da tauchte unter dem Stiegenausgange der kleinen, den Schloßflügel mit dem Thurme verbindenden Galerie eine weiße Gestalt auf, deren Umrisse der tiefe Schatten rings nur undeutlich erkennen ließ.

„Hoho," murmelte Rudolf lächelnd, indem er durch eine Geberde seinen Begleiter auf diese Erscheinung aufmerksam machte, „ist das schon das mir von Ihnen so beiläufig angekündigte Thurmgespenst?"

„Still, Herr Graf," zischelte der Kammerdiener, „gehen Sie nur hin, die Baronesse erwartet Sie dort. Ich werde hier indessen aufschließen. Schleichen Sie aber vorsichtig im Schatten an der Mauer entlang und kommen Sie recht bald wieder zurück!"

Rudolf fühlte sein Herz lebhafter pochen, eine wonnige, sehnsüchtige Empfindung, wie er solche bisher noch nie zuvor empfunden, durchzuckte ihn, es war ihm zu Muthe, wie einem zärtlichen Liebhaber,

der erwartungsvoll und zugleich zagend zu einem heimlichen Stelldichein sich begiebt.

Er hatte in Paris und Italien Liebeshändel genug gehabt, aber solche bisher stets von der leichten Seite genommen, nur sogenannte galante Abenteuer bestanden, doch sich niemals ernstlich verliebt. Der Gedanke an ein nächtliches Zusammentreffen mit seiner schönen Retterin aber flößte ihm jetzt ein ihm neues Gefühl ein — ein Gemisch von lebhaftem Interesse und Dankbarkeit, das unter Umständen seinem Herzen gefährlich zu werden wohl geeignet sein konnte. Rasch schlüpfte er zu der Mündung der Galerietiege und trat nun leise vor Hedwiga.

Diese blickte ihn halb ängstlich, halb lächelnd an. Sodann drückte sie ihm das kleine Packet, welches ihr Reinhard überbracht hatte, in die Hand und hauchte: „Hier, Herr Graf, das ist, was mir die Prinzessin für Sie zustellen ließ. Als gewissenhafte Freundin durfte nur ich selbst Ihnen das mir Anvertraute übergeben, darum sehen Sie mich hier.

Novak hat den Vater und mich bereits über Ihren Zustand beruhigt. Und nun — gute Nacht!"

Hedwiga wollte sich rasch entfernen, die Stiege hinauf eilen, Rudolf aber erfaßte ihre zierliche Rechte, bevor sie dies verhindern konnte.

„Gestatten Sie mir, Baronesse," flüsterte er mit weicher, einschmeichelnder Stimme, „Ihnen, bevor wir uns trennen, meinen tiefgefühlten, wärmsten Dank für den Schutz und die Güte auszusprechen, die Sie mir gewähren. Der Augenblick, an dem mir vergönnt ist, dies zu thun, wird meinem Herzen ewig unvergeßlich bleiben!"

Und seine heißen Lippen berührten Hedwiga's Hand.

Die Baronesse zog ihr Händchen hastig zurück und stammelte verwirrt: „Herr Graf — seien Sie versichert, daß — meine Theilnahme für Thekla Starnitz jederzeit eine aufrichtige sein wird!"

Und flüchtig, gleich einem dämmerhaften Mondstrahle, schlüpfte die anmuthige leichte Mädchengestalt

die Stiege hinan und verschwand in den kleinen zum Hauptgebäude führenden Gang.

Rudolf blickte ihr nach und murmelte vor sich hin: „Sie ist bezaubernd! — Und nun weiß ich auch den Namen der Prinzessin! Es ist mir gar nicht angenehm, daß diese reizende Baronesse mich für den Geliebten der Prinzessin hält! — Man wird mich hoffentlich nicht eher von hier fortlassen, als bis meine Wunde geheilt ist — sie darf nicht sobald heilen!"

Er kehrte sinnend zu Novak zurück. Dieser hatte geräuschlos den Thurmeingang aufgeschlossen. Rudolf folgte dem Diener in einen kleinen gewölbten Raum, der keine Fenster hatte. Novak langte nach einer Blendlaterne, die angezündet am Fuße einer Wendeltreppe stand; dann schloß er den Eingang. Beide Männer, der Alte voran, stiegen darauf die schmale, gewundene Treppe hinan, deren verwitterte steinerne Stufen ausgetreten waren und deren seltsam geschnitztes, wurmstichiges Holzgeländer das Alter geschwärzt hatte.

„Sämmtliche Gemächer dieses Thurmes stehen

zu Ihrer Verfügung, Herr Graf," flüsterte Novak, „aber im zweiten Stockwerke werden Sie schlafen. Neben dem kleinen Schlafzimmer daselbst finden Sie eine Kammer, die kein Fenster hat, eine Art Alkoven, nur dort dürfen Sie Licht brennen, weil sonst Ihre Anwesenheit in dem Thurme Abends durch den Lampenschein verrathen würde. Halten Sie sich gefälligst tagüber von den Fenstern fern, obwohl man von draußen durch die kleinen, bemalten, in Blei gefaßten Scheiben nichts vom Innern der Gemächer erblicken kann. Steigen Sie auch nicht unter Tages auf die Plattform des Thurmes, zu der vom oberen Stock aus ein Treppchen führt. Hier im ersten Stocke — sehen Sie, dort — ist die stets verschlossene Thür, durch welche man zu der kleinen Galerie ins Schloß gelangt, — ich werde diesen Weg nehmen, so oft ich meinen Dienst bei Ihnen versehe. Oben brennt die Lampe bereits, im Alkoven finden Sie auf einem Tischchen Zeitungen und Bücher, falls Sie der Zerstreuung bedürfen. Daselbst an der Thür hängt auch ein Schlüssel zu dem nach den

Gartenanlagen führenden Thurmeingange, — Sie werden wohl wünschen, in später Nachtstunde dann und wann einen Spaziergang durch den Park machen zu können, um nicht ganz wie ein Gefangener leben zu müssen. Noch Eins, Herr Graf, — besichtigen Sie die Zimmer des ersten Stockes nicht diese Nacht noch, Sie könnten das nicht ohne Licht thun und es wäre doch möglich, daß Einer vom Gesinde oder von den Herren Gästen wach würde und zufällig — die Schlafzimmer im Schlosse liegen nach dem Parke zu — den alten Thurm ins Auge faßte — Herr Graf verstehen mich. Abgesehen davon, möchte ich Euer Gnaden auch nicht rathen, zur Nachtzeit jene Gemächer zu betreten, —" zischelte der Alte, nur kaum hörbar — „es soll dort wirklich nicht — nicht recht geheuer sein! Und nun," fügte er wieder lauter hinzu — „sind wir zur Stelle!"

Rudolf beantwortete die Bemerkungen Novak's augenscheinlich zerstreut durch ein kurzes: „Schon gut!"

Die beiden Männer hatten jetzt das obere Stockwerk erreicht.

Novak öffnete die Thür, welche sich zunächst der Treppe befand, und ließ nun den jungen Herrn vorangehen.

Rudolf betrat ein niedriges, doch ziemlich weitläufiges Gemach, aus dem ihn, obwohl es ohne Zweifel durch mehrere Stunden gelüftet worden war, ein etwas moderiger Geruch anwehte.

Bei dem gedämpften Lampenscheine, welcher von dem zur Linken befindlichen Alkoven ausging, und dem schwachen Flackerlichte der Blendlaterne Novak's gewahrte Rudolf im Halbdüster alte gewirkte, stellenweis zerfetzte Seidentapeten, verblichene Möbel aus dem vorigen Jahrhundert, einen uralten Spiegel mit wunderlich verschnörkeltem Rahmen, zwei winzige schießschartenartige Fenster, die durch Glasmalereien verdunkelt wurden, ein mit antikem, farbigem Porzellan versehenes Waschgestell, dessen Vergoldung entweder abgewetzt oder grünlich angelaufen war, endlich ein frisch überzogenes Bett, dessen alterthümliche blauseidene Gardinen völlig verblaßt und hie und da durchlöchert vom dicht unter dem altersgrauen

Plafond angebrachten Knauf des Himmelbettes herabhingen.

Novak machte den jungen Herrn noch darauf aufmerksam, wo er Dieses und Jenes finden werde, fragte, zu welcher Stunde er am folgenden Morgen das Frühstück bringen solle, und als er Bescheid erhalten, wünschte er dem Herrn Grafen wohl zu schlafen und ging.

Unser Flüchtling aber dachte nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben. Er fühlte sich erregt.

Rasch betrat er den Alkoven. Auch hier bedeckten die schmalen Wände verschlissene, mit modrigen Flecken übersäete Tapeten. Von Einrichtung war nichts vorhanden als ein wurmstichiger Tisch, auf dem eine kleine moderne Arbeitslampe und ein Schreibzeug standen, Briefpapier, Bücher und einige Journale lagen, und neben dem Tische ein altmodischer Fauteuil mit hoher Lehne, der sicher ein Jahrhundert überdauert hatte.

Rudolf setzte sich an den Tisch. Er schob die Bücher zur Seite, rückte die Lampe näher und legte

den Brief, den er noch in der Hand gehalten, vor sich hin.

Jetzt wußte er auch den Taufnamen Dessen, den er vorstellte, denn die Adresse des Couverts lautete: „An den Grafen Richard Erlau."

Mit nachdenklicher Miene starrte Rudolf das kleine Packet an; er schien unentschlossen, ob er es öffnen solle oder nicht.

„Ich komme mir jetzt," murmelte er vor sich hin, „zum ersten Male in meinem Leben, wie ein armer Sünder vor, der am Scheidewege steht! Und ich werde auch gewissermaßen zum Verbrecher, wenn ich diesen Brief öffne, der nicht mir gehört. Aber was will ich denn? Ist es mir darum zu thun, ein Geheimniß aus purer, elender Neugier zu erforschen? Will ich, was ich erfahre, zum Schaden Jener ausbeuten, die es angeht? Bei Gott, nein! Hier handelt es sich um meine Selbsterhaltung — und der ist ein Narr, der nicht zuerst an die seinige denkt!"

Mit rascher Handbewegung löste er das Siegel

des Couvertes, zog die offenen Briefe, die es enthielt, aus demselben hervor.

Eifrig machte er sich über die Korrespondenz Erlau's an Thekla her.

Ein Uhr schlug es vom kleinen Glockenthurme des Schlosses, aber Rudolf las — und las noch lange.

Drittes Kapitel.

Böhmische Junker.

Die Besprechungen, welche von den auf einer Rundreise durch das Böhmerland begriffenen aristokratischen Anhängern der Wenzelskrone, unter denen sich einige Junker und Feudalherren reindeutscher Abkunft befanden, wie aus ihren Namen, wenn auch nicht aus ihrer Gesinnung hervorging, waren im Schlosse Erlowitz nur deshalb noch nicht zu einem Abschlusse gediehen, weil man noch von Prag zwei Herren erwartete, welche bei dem Bunde der „Nationalen" als die Hauptvertreter der klerikalen Partei betrachtet wurden.

Diese, die vor keinem Mittel zurückschreckt, sobald es sich um jesuitische Interessen, um die Macht und den Einfluß der Kirche im Staate handelt, hatte

von Rom aus die Weisung erhalten, die Bestrebungen der czechischen Föderalisten voll Entschiedenheit zu unterstützen, nicht nur, wie das ohnehin fast jederzeit der Fall gewesen, mit den Feudalen, sondern vorläufig auch mit den Führern der im Czechenvolke leidenschaftlich angeregten Agitation Hand in Hand zu gehen. Die Geistlichen erwiesen sich daher auch sehr rührig, agitirten von den Kanzeln herab, an allen öffentlichen Orten, in Haus und Familie für die Sache der Nationalen, denen freilich damit im Verlaufe der seltsamen unfruchtbaren Föderalistenbewegung nur so lange gedient war, bis sie zur Erkenntniß gelangten, daß sie nur für die frommen, allzu politischen Herren die Kastanien aus dem Feuer holen sollten.

Da man also, wie gesagt, in Erlowitz wegen der von Prag zu erwartenden klerikalen Stützen der eigenthümlichen Wanderkommission die Verhandlungen noch nicht beendigen wollte, so mußten sich die Theilnehmer an denselben entschließen, sich die Zeit auf

der Besitzung des Baron Peschek so gut wie möglich zu vertreiben.

Die Jüngeren der Herren fanden hierzu ein ganz angenehmes Auskunftsmittel — sie machten der liebenswürdigen und munteren Baronesse angelegentlich den Hof.

Der heiteren Hedwiga war das genannte Auskunftsmittel seit den paar Tagen, während denen Erlowitz durch die Gäste belebt geworden, auch keineswegs fatal erschienen, denn sie hatte in der Einsamkeit ihres ländlichen Aufenthaltes bereits angefangen, sich herzlich zu langweilen, mehr noch als in Prag, wo sie doch dann und wann, trotz der Zurückgezogenheit, die ihr Vater liebte, kleine Gesellschaften besuchen oder empfangen konnte.

Hedwiga war nicht kokett, aber ihr gefielen doch die Huldigungen, welche ihr dargebracht wurden, und die jugendlichen Herren Gäste, welche zur Zeit sich in Erlowitz aufhielten, waren für sie eigentlich nur dann unausstehlich, wenn sie über politische Fragen debattirten, sobald sie aber das „staatsrechtliche"

Thema verlassen hatten, benahmen sie sich ja so galant und aufmerksam, waren sie doch wenigstens so unterhaltend, wie dies weltmännisch geschulte Kavaliere zu sein vermögen.

Zu Denjenigen, welche sich ganz besonders befleißigten, einen Eindruck auf die anmuthige, reichbegüterte und zugleich bereits heirathsfähige Baronesse hervorzubringen, gehörten der blutjunge Baron Wenzel Hanuschka und der kaum vierundzwanzig Jahre zählende Baron Ottokar Klamtomitz, zwei junge Czechen reinsten Wassers, stolz auf die etwas stark anfechtbaren Ueberlieferungen ihres „Königinhofer Evangeliums," umgürtet mit dem Selbstgefühle ihres Junkerthumes, im Uebrigen aber durch Salondressur ganz umgängliche junge Leute.

Baron Wenzel, der kaum das hoffnungsvolle zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte — man kann heutzutage nicht mehr, wie in alter guter Zeit, von Flegeljahren oder einer Grünschnabelperiode reden — konnte nicht zu den derzeit Erlowitz beglückenden, in Decentralisation machenden vornehmen Commis

voyageurs der Nationalen gerechnet werden, er begleitete nur als Anhängsel seinen zu den Emissären des Großgrundbesitzes gehörenden Vater, vermuthlich um sich bei Zeiten die Praxis der staatsrechtlichen Opposition anzueignen und den Größen seines Heimathlandes abzugucken, wie man sich räuspern und wie man spucken muß, um ein moderner Zizka zu werden. Er war ein hochaufgeschossenes, schlankes Bürschchen, hatte blondes Haar, sehr hübsche blaue Augen, rosige Wangen, den frischen, zarten Teint eines Mädchens, eine regelrecht national nach aufwärts geschweifte Nase. Wenngleich er sich den Anstrich eines routinirten jungen Lebemannes zu geben suchte, kam doch nur zu oft das große Kind bei ihm zum Vorschein. Jedenfalls war er noch nicht für eine ernste Neigung geschaffen, sondern weit eher dazu geeignet, bei heiteren Gesellschaftsspielen das Stichblatt der Anderen, namentlich der munteren, von Neckluft erfüllten jungen Damen zu sein. Dennoch schien es, als ob der Baron, sein Vater, ein nur wenig bemittelter Kavalier, ihn zu einem allerdings

ernsten Zwecke mit sich nach Erlowitz gebracht habe, in der Absicht nämlich, seinen blonden, rosigen Sprößling unter väterlicher Anleitung auf das Herz und die Hand der reichen jungen Erbin spekuliren zu lassen.

Der Hauptnebenbuhler des milchbärtigen, mädchenhaften Jünglings, der Baron Ottokar, war ein blasser, etwas stark verlebt aussehender junger Roué, hatte interessante, markirte Gesichtszüge und ein sanftes, einschmeichelndes und gefälliges Benehmen. Er zeigte sich im Allgemeinen sehr zurückhaltend, aber der glutvolle, bisweilen stechende Blick seiner ausdrucksvollen schwarzen Augen ließ darauf schließen, daß er insgeheim gierigen, verzehrenden Leidenschaften ergeben sei, deren Ausbrüche er aber vor der Welt sorgfältig geheim halte. Es schien auch in der That sein ganzes Benehmen ein wohleinstudirtes zu sein, vor Allem darauf berechnet, einen harmlosen, angenehmen Eindruck zu machen, und eine solche Wirkung erzielte auch sein maßvolles und geschmeidiges Auftreten fast überall. Nur sehr scharfe Beobachter — und deren giebt es selten — mochten es ihm abmerken,

daß sein eigentliches Naturell sich im völligen Gegensatze zu seiner Erscheinung befinde, daß er hinter seinen einnehmenden Manieren einen rücksichtslosen Egoismus und eine cynische Charakterlosigkeit verberge. Hinzufügen müssen wir nur noch, daß der Baron Klamtomitz völlig unabhängig war und ein namhaftes Vermögen besaß, daß er also, falls es ihm mit seinen Bewerbungen um Hedwiga Ernst war, was bei seinem versteckten Wesen noch in Frage stand, keineswegs nöthig hatte, auf die Mitgift der Baronesse zu spekuliren, sondern daß wohl nur die verführerischen Reize der munteren Hedwiga eine Leidenschaft für sie in ihm aufgestachelt hatten.

Ein Mann, wie der scharf beobachtende, meistens stille Baron Ottokar, mußte leicht die Absicht durchschauen, welche den alten Baron Hanuschka bewogen hatte, seinen rosigen Wenzel den Pescheks vorzuführen, aber diese Entdeckung änderte nichts in seinem Betragen gegen Vater und Sohn, im Gegentheil, er schloß sich ihnen mit der größten Liebenswürdigkeit an. Weit entfernt, dem milchbärtigen Rivalen mit

Schroffheit entgegenzutreten, machte er ihn sogar vertraulich, gab ihm gelegentlich mit gleichgiltiger Miene zu verstehen, daß ihn das schöne Geschlecht nicht interessire, er aber doch der Höflichkeit halber der jungen Herrin des Hauses den Hof machen müsse, wie dies von den Anderen geschehe. Während er so dem jugendlichen Baron Wenzel Vertrauen einflößte und dadurch auch dem Vater desselben ganz ungefährlich erschien, versäumte er keineswegs, in der scheinbar harmlosesten und unverfänglichsten Weise jede Gelegenheit auszubeuten, durch welche der so wenig welterfahrene Nebenbuhler der Baronesse Hedwiga im Lichte der Lächerlichkeit oder wenigstens als ein großer einfältiger Junge zu erscheinen geeignet war, auch verfehlte er nicht, durch vorsichtig hingeworfene Bemerkungen über Leute aus der guten Gesellschaft, die sich bemüßigt sehen müßten, ihre zerrütteten pekuniären Verhältnisse durch allerlei Heirathsprojekte zu verbessern, ohne daß er direkt auf die beiden Hanuschka's hinwies, den Vater Hedwiga's einigermaßen mißtrauisch gegen die Freundschafts-Versicherungen des

alten Barons und aufmerksam auf das schwachverhehlte Schmachten des „grünen" Baron Wenzel zu machen.

So hatten sich also schon während weniger Tage, das heißt, seitdem die Gäste in Erlowitz eingezogen waren, kleine Intriguen daselbst abgespielt. Die sorglose Hedwiga ahnte nichts davon, ihr waren im Grunde alle diese Herren, die jungen gerade so gut wie die alten, völlig gleichgültig. Die sich in Aufmerksamkeiten gegen sie Erschöpfenden gewährten ihr Zerstreuung und ihre Gedanken waren nur darauf gerichtet, sich gut zu unterhalten. Weder der rosenrothe noch der blasse Junker oder einer der anderen jungen Kavaliere besaß irgend eine besondere Eigenschaft, durch welche Hedwiga ganz unerwartet in die Lage gekommen wäre, ihr Herz zu entdecken.

Plötzlich aber schien es dem Baron Ottokar, dem nicht so leicht irgend etwas entging, als sei mit dem äußeren und inneren Wesen der Baronesse eine gewisse Veränderung vor sich gegangen — und das war gerade an dem Tage, an welchem wir den Baron

Peschek und dessen Tochter den vermeintlichen Grafen Erlau vor den ihn verfolgenden Gendarmen verbergen sahen.

Hedwiga hatte sich erst gegen Abend im gewöhnlichen Gesellschaftszimmer vor den Gästen blicken lassen und da glaubte Ottokar einen Anflug von Zerstreutheit und Unruhe an ihr zu bemerken, auch kam es ihm so vor, als sei der rosige Teint ihrer Wangen um eine kleine Idee blasser als sonst, als habe ihr Lächeln etwas Erzwungenes. Und wie er dann galant und scherzend im Laufe des Abends ihr eine flüchtige Anspielung auf diese nur von ihm beobachtete Veränderung zuflüsterte, da sah er sie lebhaft erröthen, da war sie einen Moment sichtlich erschrocken, brach sie bald darauf das Gespräch mit ihm ab und suchte augenscheinlich einer weiteren Unterhaltung mit ihm so viel wie möglich auszuweichen, zog sich auch zeitiger als sonst von der Nachttafel zurück.

Da Baron Ottokar natürlich keine Ahnung von dem Ereignisse haben konnte, welches am Ausgange

des Parkes am Nachmittage vorgefallen war und das Gemüth der Baroneſſe unausgeſetzt beſchäftigte, ſo legte er die an ihr entdeckten leiſen Anzeichen einer mühſam unterdrückten Erregung nach ſeinem Sinne aus und ſelbſtverſtändlich kam er, der eingefleiſchte Egoiſt, auf den Gedanken, daß er ſelbſt dieſe Wandlung in dem Weſen Hedwiga's hervorgebracht habe.

„Warum erröthete ſie denn," ſagte er ſich, „als ich eine Anſpielung auf ihre befangene und zerſtreute Miene wagte, warum vermied ſie es ſpäter, mir mit der gewohnten Offenheit in die Augen zu blicken, warum fand ſie den leichten Ton der Unterhaltung bei den anderen Herren wieder, doch nicht bei mir? Warum bannte ſie, bis ſie ſich ſo ungewöhnlich früh verabſchiedete, im Salon den albernen Wenzel fortwährend an ihre Seite, augenſcheinlich damit ich keine Gelegenheit finde, mich ihr vertraulich zu nähern? Ah, das ſind Anzeichen einer erwachenden Neigung, das iſt doch klar. Sie fürchtete, mir zu viel von ihren geheimen Empfindungen verrathen zu haben,

und darum wich sie mir in jungfräulicher Scheu aus und fand erst im Verkehre mit den Anderen eine sichere Haltung wieder. Ich bin kein eingebildeter Geck, halte mich jedenfalls nicht für übertrieben eitel, aber wenn ich meine Umgebung in Betracht ziehe, so darf ich doch wohl ziemlich dreist von mir behaupten, daß meine Konkurrenten mir bedeutend nachstehen und die Baronesse, wenn ihr kleines Herz wirklich Feuer gefangen hat, doch nur sich in mich verliebt haben kann. Doch als ein Mann, der Lebenspraxis besitzt, der leidlich durch die Schule der Herzensangelegenheiten gegangen ist, werde ich nicht zu früh triumphiren, sondern abwarten, was mir der nächste Tag bringt. Bestätigt er meine Vermuthungen, dann — darf ich ja auch kühner werden. Mir ist nicht viele Zeit dazu vergönnt, einen regelrechten Herzensroman langsam aber sicher durchzuführen, denn wahrscheinlich werden meine Herren Standes- und politischen Gesinnungsgenossen beabsichtigen, bald nach Ankunft unserer hochklerikalen Prager Verstärkung die Rundreise fortzusetzen — aber diese reizende Hexe

Hedwiga fesselt mich ganz ungewöhnlich, was hindert mich, die Uebrigen abziehen zu lassen und unter einem triftigen Vorwande — kann ich nicht ein Unwohlsein erheucheln? — hier zurückbleiben, die Gastfreundschaft des Barons noch auf einige Zeit in Anspruch zu nehmen? So sei es — doch warten wir erst den morgigen Tag ab, ohne uns sonderlich den Kopf zu zerbrechen!"

Auch die klügsten und raffinirtesten Leute können sich täuschen, wenn bei einer Angelegenheit, die sie erfassen, ihre Eitelkeit ins Spiel kommt.

Der nichts weniger als leidenschaftslose Baron Klamtomitz, der doch sonst so arglistig und mißtrauisch war, glaubte aber um so zuversichtlicher, was er vorausgesetzt hatte, als er nun am folgenden Tage Gelegenheit fand, die Baronesse zu sehen.

Hedwiga war nicht zum gemeinschaftlichen Gabelfrühstücke erschienen, sondern hatte ihre Abwesenheit von demselben durch eine leichte Unpäßlichkeit motiviren lassen.

Schon das hatte den Baron Ottokar in seinem

Wahne bestärkt, als er aber sodann gegen die Mittagsstunde hin die Baronesse im Schloßgarten sah und sie anfänglich ihm ausweichen zu wollen schien, doch, wie sie nicht umhin konnte, ihm zu begegnen, seine angelegentliche Erkundigung nach ihrem Befinden mit einem flüchtigen Erröthen aufnahm und nach kurzer Erwiderung mit einer gewissen Hast dem Gespräche eine andere Wendung gab, da schwor er sich innerlich darauf, seiner Sache gewiß zu sein.

Er hätte vielleicht sofort einen Angriff auf ihr Herz gemacht, wäre er nicht durch das Erscheinen einiger der anderen Schloßgäste daran verhindert worden.

Selbstverständlich ward Hedwiga's leichte Bläße auf die Rechnung der überstandenen Unpäßlichkeit gesetzt. Die Sache verhielt sich aber ganz anders.

Die Baronesse hatte allerdings eine schlaflose Nacht gehabt, das war aber nur durch den vermeintlichen Grafen Erlau verschuldet worden. Hätte er nur nicht während der kurzen Zusammenkunft mit Hedwiga um Mitternacht seine Dankbarkeit mit so

lebhafter Wärme bezeugt, so wäre vielleicht Alles gut gegangen, würde nämlich die junge Dame wohl friedlich geschlummert haben und am folgenden Morgen munter und rosig erwacht sein. Aber der feurige Handkuß hatte denn doch eine so elektrische Wirkung auf die Empfängerin desselben hervorgebracht, daß eine nachhaltige Erregung davon die unausbleibliche Folge sein mußte.

Man wird das sehr erklärlich finden — eine junge Dame würde geradezu in unnatürlicher Weise unempfindlich, eine sogenannte „Eisjungfrau" oder ein noch nicht erwärmungsfähiger „Backfisch" sein, wenn sie in einer Situation gleich derjenigen, in welche Hedwiga so ganz zufällig hineingerathen war, gleichmüthig oder, treffender gesagt, phlegmatisch bleiben könnte. Ein Mädchen braucht durchaus kein überspanntes, für romanhafte Dinge schwärmendes Wesen zu sein, um in eine außergewöhnliche Gemüthsbewegung zu verfallen, sobald ihr ein junger schöner Mann, der sich obendrein in einer Lage befindet, welche ganz dazu geeignet ist, ihm das lebhafteste Interesse zuzu-

wenden, während einer stillen Mondscheinnacht leidenschaftlich die Hand küßt, und geschehe dieses auch nur aus — Dankbarkeit.

Wer nur halbwegs ein fühlendes Herz besitzt, wird das einsehen.

Wir menschlichen Geschöpfe sind eben auch menschlichen Regungen unterworfen und die jungen Damen werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß dieses ganz und gar nicht bei ihnen der Fall sei? Und solche Regungen sind häufig schwer, bisweilen niemals völlig zu unterdrücken, selbst nicht durch die energischesten Vernunftsgründe.

Das alte Thema von der Liebe ist schon so unzähligemale behandelt worden, daß wir es gar nicht wagen können, uns darüber noch ausführlich auszulassen.

Neues vermöchte man darüber ohnehin nicht zu sagen, es sei denn, unsere erfinderische Zeit würde eine neue Gattung „süßen Wahnsinns, in dem Methode liegt," zu Tage fördern, was bei unserer nüch-

ternen, dem Lebenspraktischen zugewendeten modernen Gesellschaft sich nicht leicht annehmen läßt.

Nur das wollen wir uns erlauben, hier in Erinnerung zu rufen — die großen Herzensgelehrten streiten sich noch immer darüber, ob ein plötzliches Verlieben möglich sei oder in das Reich der Fabel gehöre. Die Einen behaupten, ein — wir wollen uns einmal in ihrer realistischen, etwas volksthümlichen Weise ausdrücken — also ein „Knall- und Fall"-Verlieben sei ein Ding der Unmöglichkeit, nur auf das Anschauen hin gebe sich Niemand für ewig gefangen, Liebe wachse langsam, nach vorsichtiger Prüfung aller Eigenschaften des Gegenstandes, für den man natürlich eine gewisse Sympathie empfinde, was sich für eine plötzlich und unabweisbar auftauchende Leidenschaft ausgebe, sei nichts als ein flüchtiges Gefallen, ein sinnlicher Reiz, der übrigens im Grunde auch die Hauptsache bei dem hübsch ästhetisch herausgeputzten Egoismus bilde, den die Idealisten „Liebe" nennen, um nicht „Naturtrieb" sagen zu müssen. Die Anderen sind nun ganz der ent-

gegengesetzten Ansicht, sie erklären, daß Liebe nicht ausgebrütet werde wie das Küchlein im Ei, sondern wie der elektrische Funke, welcher der Zeit und des Raumes spottet, vom Herzen zum Herzen blitzschnell fahre, und daß die eigentliche Liebe erst jene sei, von welcher der selige Friedrich Halm in seinem „Sohn der Wildniß" sagt: „Sie kommt und — sie ist da!"

Wir wollen hier weder den Realisten zustimmen noch den Professoren der Magie, bei denen Geschwindigkeit keine Hexerei ist, sondern wir werden hier nur ehrlich bekennen, daß wir aus eigener Erfahrung wissen, wie leicht sich bisweilen die beiden Systeme unserer Herzensgelehrten durch einen Blick, einen verstohlenen Händedruck und dergleichen Dinge mit einander verschmelzen lassen.

Mag nun sein, daß dieses Zerfließen der Systeme auch in dem reinen, bisher arglosen Gemüthe Hedwiga's stattgefunden habe, wir legen es hier nicht darauf an, dies zu ergründen, sondern halten uns nur an Thatsächliches, daß wir genau

wissen, und daher müssen wir berichten, daß die Baronesse, nachdem sie zur Geisterstunde einen feurigen Handkuß von einem interessanten jungen Manne erhalten hatte und durch den matt vom Mondlichte beleuchteten Korridor des Schlosses wieder nach ihren Gemächern zurückgekehrt war, sich in großer Verwirrung befand, und daß ihr weiches Mädchenherz in bedenklicher Weise pochte.

Man sage uns nicht: „Welche Thorheit und wie unwahrscheinlich! Wußte Hedwiga nicht, daß der Mann, welchen sie für den Grafen Erlau hielt, der Geliebte ihrer Freundin sei, oder mußte sie das wenigstens nicht voraussetzen? Und mußte solcher Glaube, wenn sie nur halbwegs Charakter besaß, sie nicht vor jeglicher Gefahr, sich zu verlieben, schützen?“

Wenn man uns das vorhielte, so würden wir kurz und bündig antworten: „Charakterstärke schützt nicht vor dem Verlieben, sie hilft uns nur, Wünsche zu bekämpfen, denen wir um unserer Grundsätze, unserer Ehre willen nicht Folge geben dürfen!“

Und nun können wir zur vollen Rechtfertigung Hedwiga's, die während jener schlaflosen Nacht in ihrem stillen Gemache ihr Herz entdeckte, noch hinzufügen, daß ihr schuldloses Gemüth wohl zu einem neuen, inhaltsschweren Leben erwacht war, diesem aber, wenn auch schmerzlich, ein muthiges Entsagen entgegenbrachte.

„Wenn nur Thekla ihn nicht liebte!" hatte sie sich schließlich seufzend und wehmüthig gesagt. „Aber so — darf ich nicht an ihn denken — und ich werde das auch nicht mehr thun!"

Aber doch dachte sie an ihn, wenn sie sich auch einredete, es sei nur noch Theilnahme für den unglücklichen Flüchtling, was sie an ihn denken lasse.

Und jetzt war das frische Roth ihrer Wangen ein wenig gedämpft, floß in Gegenwart der Gäste ihres Vaters der Scherz nur erkünstelt von ihren Lippen, weil sie über Nacht eine andere geworden.

Und dem Baron Ottokar suchte sie, wie schon am Tage zuvor, in instinktiver Scheu auszuweichen, denn es war ihr, als vermöge dieser glatte, sie lau-

ernd prüfende junge Weltmann mit seinen dunklen stechenden Augen in ihrer Seele zu lesen.

Aber sie vermied es auch, während sie sich in den Gartenanlagen befand, nach dem alten Thurme zu blicken oder sich in die Nähe desselben zu begeben.

Sie würde ohne Zweifel sehr unruhig geworden sein und sich verrathen haben, hätte sie geahnt, mit welchem leidenschaftlichen Interesse dort Rudolf, hinter den buntbemalten Scheiben der kleinen Thurmfenster und den Falten der verblichenen Seidenvorhänge wohlversteckt, jede ihrer Bewegungen beobachtete. Sie würde aber dann auch, voll Bestürzung, eine seltsame Ansicht über den vermeintlichen Geliebten der Prinzessin Thekla gefaßt haben, dessen heiße Kundgebung seines Dankgefühles ihr, der Retterin, in der verflossenen Nacht keineswegs verdächtig erschienen war.

Am Nachmittage trafen endlich die von Prag Erwarteten ein, Seine bischöfliche Gnaden der Freiherr von Käsenberger und der Graf Leonhard. Diese

beiden Hauptsäulen des Ultramontanismus wurden von dem Baron Peschek und dessen übrigen Gästen sehr sympathisch empfangen, obwohl weder der Besitzer von Erlowitz noch die Mehrzahl der dort zur Zeit versammelten Adeligen, namentlich die jungen Kavaliere unter ihnen, sich besonders für kirchliche Interessen ereiferten, im Gegentheil die Frömmigkeit mit ziemlicher Lauheit betrieben, darin nur gerade so viel leisteten, als sie für nöthig erachteten, um in den Augen des Volkes als Feudalherren für gut katholisch zu gelten.

Diese Herren waren das wohl auch nach ihrer Konfession und auch in mancher anderen Beziehung, doch gehörten sie keineswegs zu denjenigen Aristokraten, welche mit Rom durch Dick und Dünn gehen; die moderne Bildung, der auch beim jüngeren Adel, mehr als man auf den ersten Blick glaubt, eingebürgerte Indifferentismus in religiösen Dingen, sowie ein Rest hussitischer Widerspenstigkeit leiteten eigentlich doch ihre persönlichen Anschauungen. Diese traten aber jetzt gegen die nationale Sache in den

Hintergrund, seit dieselbe zu der ihrigen zu machen im Interesse der Römlinge lag. Die Sympathie für die Vertreter und Schleppträger des Jesuitismus gehörte also vorderhand bei der Mehrzahl der czechisch-patriotisch gesinnten Junker zum Geschäftsbetriebe ihrer nationalen Angelegenheit.

Wir bezeichneten die beiden Neueingetroffenen vorhin als Säulen. Diesen Vergleich konnten wir aber nur in Bezug auf ihre römische Gesinnung bei ihnen anwenden, denn was ihre Leibesbeschaffenheit betraf, so durfte nur der Graf Leonhard auf eine solche Bezeichnung Anspruch machen, da nur er wie ein langer dünner Schaft in die Höhe ragte, Seine bischöfliche Gnaden aber mehr einer Pyramide glich, die sich bekanntlich nach unten zu beträchtlich ausbreitet und einen spitzen Kopf hat. Jedenfalls aber machte die behäbige Pyramide einen besseren Eindruck als der traurige dünne Schaft, der stets einen schwarzen Anzug trug und über dessen weißer Halsbinde ein vertrocknetes gelbliches Antlitz erschien, dessen Leder so verschrumpft und verbraucht aussah, wie ein

abgenutztes, in die Rumpelkammer geworfenes Ministerportefeuille.

Diese beiden Herren nun, die Eile zu haben schienen, weiterzukommen, gaben nach kurzer Rast zu verstehen, daß man am folgenden Morgen die Rundreise fortsetzen müsse und in Folge bei jedem der Herren Großgrundbesitzer immer nur einige Stunden verweilen könne. Daher ward denn noch am Nachmittage eine Sitzung arrangirt.

Graf Leonhard, an parlamentarische langathmige Reden gewöhnt, machte in derselben den Hauptsprecher. Er wandte sich eigentlich nur an den Baron Peschek, denn es galt ja nur, diesen hier in die Koalition der Feudalen hineinzuziehen, da die übrigen Herren ja bereits schon in Prag dem Programme der Aktionspartei beigetreten waren.

Es fällt uns nicht ein, an dieser Stelle den Verlauf der Debatte wiedergeben zu wollen, wir würden namentlich unsere freundlichen Leserinnen dadurch sehr ermüden, aber das Resultat dieser Sitzung dürfen wir doch nicht verschweigen, denn die darin

festgestellten Punkte tragen nicht nur zur Charakterisirung der edlen Herren, welche in Erlowitz tagten, wesentlich bei, sondern werfen auch ein Schlaglicht auf die Stimmung und die Wünsche, die kurz vor dem Ausbruche des Krieges im Königreiche Böhmen genährt wurden, auf die Absichten, mit denen die Czechen später hartnäckig hervortraten, an denen sie mehr oder weniger noch jetzt festhalten.

Graf Leonhard hatte am Tage zuvor aus sicherer Quelle von Wien aus erfahren, daß die Regierung entschlossen sei, ihren letzten Trumpf gegen Preußen auszuspielen, sich dem deutschen Bunde in die Arme zu werfen und denselben aufzufordern, die Entscheidung in der Frage der Elbherzogthümer zu übernehmen, daß sie zu gleicher Zeit die holsteinischen Stände einberufen werde, damit man die Stimme der dortigen Bevölkerung höre. Dieser Entschluß aber besagte, daß an eine Verständigung mit Preußen nicht mehr zu denken sei, die kriegslustige Partei in Wien den Sieg davongetragen habe.

Ebenso unvermeidlich ging man aber auch zur

selben Zeit einem Kampfe mit Italien entgegen. Trotz aller Zuversicht der Kriegspartei, so deducirte nun Graf Leonhard und ward auch in der Debatte des kleinen Erlowitzer Kavalierkreises festgestellt, habe doch der Kaiserstaat die Chancen gegen sich, lasse sich eine Niederlage für ihn voraussehen. An diesem über Oesterreich hereinbrechenden Brande aber müsse man die czechische Suppe kochen und seinerzeit die rechte Stunde dazu, nämlich wenn das deutsche Element im Reiche völlig entmuthigt sei, nicht versäumen. Zu dieser Suppe gehörten allerlei den Czechen wünschenswerthe Ingredienzien, die unter solchen Umständen sich die Regierung nicht weigern werde, ihnen beizusteuern, und diese Ingredienzien hießen: ein Reichssenat mit drei General-Landtagen für Böhmen, Mähren und Schlesien als Länder der Wenzelskrone, das Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht, ein eigenes verantwortliches böhmisches Ministerium. Schließlich war Graf Leonhard, unter allgemeiner Akklamation, der Ansicht, man müsse nach einem Mißerfolge der österreichischen Waffen das Zusammentreten eines all-

gemeinen Slavencongresses veranlassen, der dann wohl geeignet sein werde, durch einmüthige Beschlüsse eine erfolgreiche Pression auf die Regierung auszuüben. Nur so sei es möglich, das verhaßte Uebergewicht der Deutschen in der Monarchie abzuschütteln und Böhmen zu einem selbstständigen Königreiche zu gestalten.

Dieser Schlußsatz sicherte dem ultramontanen Hochtory deutscher Abkunft einen rasenden Applaus seiner Zuhörer und die Zustimmung des Baron Peschek.

Man hatte in dieser einen Sitzung die Geschäfte in Erlowitz abgethan und beschloß nun, da der Graf Leonhard darauf drang, am folgenden Morgen weiter zu reisen.

Als Hedwiga diesen Entschluß erfuhr, athmete sie erleichtert auf, gab sich insgeheim einer lebhaften Freude hin.

Die Gäste waren ihr sehr erwünscht gekommen, als sie sich, gelangweilt, nach Zerstreuung gesehnt hatte, seit dem Erscheinen des Grafen Erlau aber

waren sie ihr sehr fatal gewesen, denn sie hatte nicht nur gefürchtet, einer der Herren werde aus ihrer Befangenheit errathen, daß sich mit ihr etwas Ungewöhnliches ereignet haben müsse, sondern auch daß der Flüchtling in seiner Verborgenheit entdeckt werden könne.

Die Gewißheit, daß die ganze Gesellschaft nun so bald abziehen werde, machte sie wieder zuversichtlicher, bewirkte, daß ihre muntere Laune wenigstens für eine kurze Dauer zurückkehrte. Und ihre momentane Freude zauberte von Neuem die frischen Rosen, welche am Morgen von ihren Wangen verschwunden gewesen, auf dieselben zurück.

Der Bischof, der sich zum ersten Male in Erlowitz befand, hatte nach beendigter Sitzung den Wunsch ausgesprochen, das Schloß zu besichtigen, der Baron Peschek machte daher seinen Führer, und da Hedwiga sich lächelnd bereit erklärt hatte, die Herren zu begleiten, weil sie mit den Denkwürdigkeiten des alten Stammsitzes der Peschek so vertraut sei wie ihr Vater, diesem daher seine Aufgabe erleichtern könne,

so schlossen sich die jungen Herren der Gesellschaft sofort der Baronesse als Gefolge an.

Während man nun die Säle und Hallen durchschritt, da und dort altehrwürdige Familienbilder und mehr oder weniger bemerkenswerthe antike oder moderne Gegenstände musterte, entging den Verehrern Hedwiga's keineswegs die veränderte Stimmung derselben.

„Gott sei Dank!" lispelte der rosige Baron Wenzel, „Sie können wieder lachen, Baronesse, Sie haben wieder Farbe, Sie fühlen sich gewiß vollständig hergestellt. Diesen Trost dürfen wir wenigstens morgen mit uns auf die Reise nehmen!"

„Wenn er uns nur nicht durch einen anderen Umstand ein wenig verbittert würde!" bemerkte Baron Ottokar.

Hedwiga schoß einen argwöhnischen Blick auf den Sprecher, fragte aber dann gleichmüthig lächelnd: „Durch welchen Umstand?"

„Ich kann mich der Befürchtung nicht entschlagen, Baronesse," versetzte der blasse Ottokar ruhig, „daß

die Rückkehr Ihrer guten Laune fast noch weniger auf Rechnung Ihrer Reconvalescenz komme, als auf die Gewißheit, recht bald von uns befreit zu sein!"

Hedwiga's Antlitz überzog flüchtig eine dunkle Röthe.

In jenem Augenblicke mochte sie sich wohl sagen: „Dieser Mensch ist wirklich unheimlich, er erräth meinen verborgensten Gedanken!"

Aber sie faßte sich sofort und entgegnete mit etwas sarkastischem Lächeln: „Sie sind ein wenig boshaft, Herr Baron, aber ich kann es nicht minder sein, darum antworte ich Ihnen: Haben Sie nur Geduld, sobald Sie Erlowitz werden verlassen haben, wird mich tiefe Schwermuth überfallen und eine sentimentale Blässe meine Wangen wieder überziehen!"

Die Herren lachten, der rosenfarbene Wenzel aber rief vergnügt: „Bravo, unser eitler Freund ist vortrefflich für seine kleine Indiscretion abgetrumpft worden!"

Baron Ottokar stimmte, da ihm nichts Anderes

übrig blieb, in das Lachen ein und sagte leichthin: „Ich habe allerdings diese Abfertigung verdient, Baronesse, und nehme sie in Ergebenheit hin! Sie aber, mein Freund," — fuhr er ironisch, jedoch sehr sanft, gegen den jungen Hanuschka gewendet fort, — „sollten sich doch hüten, einen Stein auf mich zu werfen, denn wer weiß, wer von uns Beiden hier der größte Sünder ist!"

„Jedenfalls bin ich der jüngste!" lachte Wenzel verklärt.

„Das merkt man, auch wenn Sie nicht Ihren Taufschein vorzeigen!" antwortete Ottokar trocken.

Während die Uebrigen durch diese Antwort belustigt wurden, lächelte der rosige Wenzel selbstgefällig und ziemlich läppisch — er hatte jedenfalls nicht den Sinn der Worte aufgefaßt, sie ganz und gar nur auf seinen strahlenden Jugendglanz bezogen, als einen Tribut betrachtet, den ihm der sanfte Freund zolle.

Dieser Letztere aber, obwohl er sich nichts merken ließ, fühlte sich durch die Art und Weise betroffen,

in welcher er von der Baroneſſe war abgefertigt worden.

„Sollte ich mich doch getäuſcht haben?“ ſagte er ſich. „Entweder macht ſie ſich wirklich nichts aus mir, oder ſie iſt ſehr ſchlau und zugleich kokett! Wahrhaftig, ich muß das ergründen und nun iſt ſie mir doppelt intereſſant. Jetzt werde ich erſt recht nicht mit den Anderen abreiſen!“

Mochte ſich der Baron Klamtomitz es auch verhehlen, er fühlte ſich doch in ſeiner Eitelkeit verletzt; aber er war Weltmann genug, nach wie vor den Unbefangenen zu ſpielen und ſich nicht empfindlich zurückzuziehen.

Man hatte das Schloß beſichtigt und wandte ſich nun nach dem Garten.

Der Biſchof leiſtete hier aber ſogleich in Berückſichtigung ſeiner pyramidalen Leibesbeſchaffenheit auf einen Spaziergang durch den Park Verzicht.

Man begab ſich daher in den zunächſt dem Schloſſe befindlichen Anlagen nach einem mit zierlichen Eiſenbänken beſetzten kleinen Rundtheile, das

abwechselnd von Rasen- und Blumenbeeten umzogen war.

Man befand sich da nicht sehr weit von dem alten Thurme entfernt, auf dessen ausgezackte Zinne gerade jetzt die untergehende Sonne ihre letzten rosiggoldenen Schlaglichter warf.

Unwillkürlich wandten sich die Blicke Aller, bis auf Hedwiga, die angelegentlich den nahen Blumenrabatten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden schien, nach dem epheubekränzten, verwitterten Gemäuer.

„Was ist denn das, lieber Baron?“ fragte der Bischof, der sich auf eine der Bänke niedergelassen hatte, die er vermuthlich für sein geweihtes Sitzfleisch etwas hart und unbequem fand, mit einem leisen Seufzer seine fette Rechte nach dem alten Thurme ausstreckend.

„Ein Ueberbleibsel der alten Zwingburg, die hier ehemals stand, bischöfliche Gnaden!“ antwortete Peschek und fügte rasch hinzu: „Aber der Herr Bischof sitzen da nicht gut — ich werde ein Polster bringen lassen —“

„Nicht doch, lieber Baron — was sagten Sie doch? Ah, ein Ueberbleibsel — wohl schon sehr alt?“ —

„Mindestens achthundert Jahre, wenn nicht älter —“

„Wirklich? Ein recht hübscher Einfall von Ihnen, daß Sie dieses Ding da nicht haben niederreißen lassen — wird aber wohl auch felsenfest sein — was sagten Sie doch? — Macht sich ganz romantisch mit dem grünen Zeug daran, dem Epheu — ich liebe solche ehrwürdige Erinnerungen, sie mahnen mich an jene gute alte Zeit, in der noch — was sagten Sie doch?“

„Nichts, bischöfliche Gnaden!“

„Ja so! Aber wie ist mir denn, Sie haben mich ja nicht in jenen interessanten Thurm geführt?“

„Wenn bischöfliche Gnaden sich ein wenig erholt haben, so dürfte es Sie vielleicht unterhalten, noch vor Sonnenuntergang meinen Viehstand, meine Wirthschaftsgebäude und Stallungen in Augenschein zu nehmen —?“

„Ach Liebster, wir sind treppauf, treppab, durch Säle und Korridore gewandert, mein schwacher Leichnam hat nun schon hinreichend Bewegung gehabt, aber — was sagten Sie doch? — der Thurm, ja richtig, der Thurm, — er ist doch innen ausgebaut? — ohne Zweifel, denn ich sehe dort so etwas wie Vorhänge hinter den kleinen in Blei gefaßten Fensterscheiben — ja, wenn er nicht zu baufällig sein und eine Treppe haben sollte, die meine Last zu tragen vermag — ich bin eine Last, lieber Baron, leider Gottes — ja, dann könnte ich mich wohl entschließen, ihn noch zu besichtigen!“

Hedwiga blickte hastig auf und sah ihren Vater mit besorgter, fast ängstlicher Miene an.

Niemand sonst von der Gesellschaft gewahrte das, als der verstohlen ein scharfes Augenmerk auf die Baronesse richtende Ottokar.

Diese Unruhe in den Zügen der jungen Dame erregte sein Befremden.

Hedwiga befand sich ganz in der Nähe des Bischofs, sie hatte daher die Worte desselben gehört

und diese riefen unzweifelhaft eine gewisse Besorgniß in ihr wach, das sagte sich der Baron Klamtomitz.

Unwillkürlich mußte er nun auch das Antlitz des Vaters der Baronesse prüfen.

Und so entging ihm denn nicht, daß die Züge des Barons sich bei den Worten des Bischofs verdüstert hatten.

„Was kann das zu bedeuten haben?“ dachte Ottokar und verdoppelte nun in unauffälliger Weise seine Aufmerksamkeit.

Der Baron Peschek aber antwortete, indem er sich nun den Anschein der Gleichgültigkeit gab: „Das Innere des Thurmes ist bereits vor zweihundert Jahren restaurirt worden, und man hat seitdem nicht nöthig gehabt, wieder Hand daran zu legen, da Alles seinerzeit merkwürdig dauerhaft gearbeitet wurde und daher recht gut konservirt geblieben ist. Die kleinen unansehnlichen Gemächer bieten aber nichts Bemerkenswerthes für Eure bischöflichen Gnaden, sie sind verstaubt und voll Moder, da der alte Bau stets verschlossen bleibt, zu gar nichts verwendet wird, ich

habe es daher auch nicht der Mühe werth gehalten, Sie dorthin zu führen."

„Sie ließen also nichts an der inneren Einrichtung modernisiren, Liebster?"

„Das nun wohl nicht — aber —"

„Ei, das ist ja gerade, was mich interessirt, — was sagten Sie doch? — Alles so gelassen, wie es vor zweihundert Jahren war — desto besser, — alte, seltsam verzierte Schränke, Gobelinstapeten, vielleicht wunderliche Trinkgeschirre oder sonstige Hausgeräthe, geheime Ausgänge, unterirdische schauerliche Räume, Fallthüren und derlei — das ist ja meine Passion — schon die Glasmalereien der Fenster dürften Interesse erwecken — ich bin ein Kenner von solchen Dingen, lieber Baron — gehen wir doch ein wenig hinüber, bevor es dunkel wird."

Und Bischof Käsenberger schickte sich zu einer außergewöhnlichen Kraftanstrengung an, sich von der ihm sehr wenig sympathischen Bank zu erheben.

Der Baron Peschek aber hielt den feisten Würden-

träger der Kirche durch eine rasche Handbewegung davon ab.

„Ich bitte sich nicht zu bemühen, bischöfliche Gnaden," sagte er sehr höflich, aber mit Bestimmtheit, „ich bedauere, daß ich Ihrem Wunsche nicht Folge leisten kann!"

Bischof Käsenberger riß die kleinen zwinkernden Augen so weit auf, als es die Fleischpolster erlaubten, aus denen sie hervorschauten, und starrte den Baron verwundert an.

„Ah — was sagten Sie doch? — Es geht nicht, daß wir das Innere jenes romantischen Baues besichtigen?"

„Nein — ich bin untröstlich darüber, aber — ich muß Sie höflichst bitten, von diesem Begehren abzustehen!"

„Ah — Sie sind überzeugt, daß meine Last — ich bin in der That leider eine Last, wie Sie auch wohl bemerken werden —"

„Das wollte ich nicht gesagt haben, verehrter Herr Bischof — doch — ich betrete niemals jenen

Bau und möchte auch nicht, daß er von irgend Jemand sonst betreten würde —"

„Ah — ist es erlaubt zu fragen — ob Sie einen ganz besonderen Grund dafür haben?"

„Ja!"

„So, so!"

„Wie schade!" bemerkte der lauernde Baron Ottokar. „Auch mich interessiren derartige Alterthümer sehr, und wenn —"

„Bedauere," unterbrach ihn Peschek trocken, „aber Sie müssen schon Verzicht darauf leisten, diejenigen des alten Thurmes zu sehen — es — es liegt ein Fluch auf seinen Mauern!"

Der Baron sprach die letzten Worte mit etwas unsicherer Stimme, während sich sein Blick verfinsterte.

„Aus — alter Zeit?" bemerkte Ottokar anscheinend harmlos.

„Ja!" lautete die kurze, nahezu abweisende Antwort des Schloßherrn.

„Wenn's weiter nichts ist!" warf Ottokar

lächelnd hin. „Ich denke, aus einem längstverjährten Fluche braucht man sich wohl nicht viel zu machen, Herr Baron!“

„Das ist sehr richtig!“ lachte der rosige Wenzel. „Uns kann er doch unmöglich Schaden bringen!“

Der Bischof hatte einen verweisenden Blick für die beiden jungen, eine so ketzerische Ansicht äußernden Herren.

Dann sagte er bedächtig: „Nun, nun, lieber Peschek — was sagten Sie doch? — ein Fluch? Ist Ihnen niemals in den Sinn gekommen, jene Stätte durch einen kirchlichen Akt rehabilitiren zu lassen?“

„Nein. Mögen übrigens die jungen Herren spötteln, so behaupte ich doch, daß Jedem, der jenen Thurm betritt, früher oder später ein großes Unheil widerfahre — ich habe davon die feste Ueberzeugung gewonnen — und darum kann ich nicht zugeben, daß man jene unseligen Räume besichtige, darum halte ich sie stets verschlossen, stehen sie unbenützt! Halten Sie mich für abergläubisch, lächeln Sie, ich bleibe

bei meiner Meinung, daß es gewisse räthselhafte Dinge giebt, die man nicht ungestraft anrührt!"

Der Baron Ottokar blinzelte die Baronesse verstohlen an und sah sie flüchtig die Farbe wechseln.

Im nächsten Augenblicke wandte sie das Antlitz ab, erhob sich von ihrem Sitze, trat hastig zu einem Blumenbeete und pflückte dort eines der frischprangenden Kinder des Frühlings.

„Nun, nun," bemerkte der Bischof während dessen, „es wäre — es hätte — was sagten Sie doch? — einer solchen unseligen Stätte ließe sich ja der Frieden wiedergeben — eine kleine Einsegnung würde dazu hinreichen — und ich würde mich gern dazu verstehen, wenn —"

„Ich bitte, lassen wir die Sache auf sich beruhen, bischöfliche Gnaden!" fiel ihm Peschek ernst in's Wort.

„Wie Sie wollen, Liebster. Aber warum haben Sie denn so lange ein solches unheimliches Nest in Ihrer unmittelbaren Nähe geduldet, es nicht längst dem Erdboden gleich machen lassen?"

„Ich unterließ es aus — aus Pietät für meine Vorfahren!“

„Richtig — und das Ding verleiht zudem Ihrem Schloßgarten ein so romantisches Aussehen, daß es schade wäre, wenn er dieser Staffage entbehren würde!“

Während dieser Reden hatte sich der Baron Klamtomitz der Baronesse genähert, die noch, von den Herren abgewendet, neben den Blumen stand.

Er flüsterte ihr jetzt lächelnd zu: „Unterstützen Sie doch den Wunsch des Bischofs, es wäre doch köstlich, wenn wir hier eine kleine Geisteraustreibung zu sehen bekämen!“

Hedwiga wandte sich rasch um.

Auf ihren Wangen blühte wieder die liebliche Röthe von zuvor — hatte das Niederbücken zu den Blumen es zurückgerufen oder ein anderer Umstand?

Aber war nicht auch ihre Miene heiter und unbefangen, hatte ihr Blick nicht den gewöhnlichen Glanz und neckischen Ausdruck?

Sie lachte spöttisch und gab Ottokar sodann halblaut zur Antwort: „Mein Gott, Herr Baron, ich habe ja nicht nöthig, mich drein zu mischen, denn was von bösen Geistern hier in Erlowitz verweilt, wird ohnehin schon morgen ausgetrieben werden!"

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, schwebte sie anmuthig zu dem Bischofe und überreichte ihm die Blume, wodurch der ehrwürdige Herr in die angenehme Lage gerieth, statt dem alten Gemäuer der reizenden Baronesse seinen Segen spenden zu können.

Ottokar aber biß sich in die Lippen und murmelte dann vor sich hin: „Hoho, das hätte ich nicht von dieser hübschen Hedwiga erwartet, die ich anfänglich für ein harmloses, unerfahrenes und sorgloses Halbkind hielt. Aber sie kehrt plötzlich ganz andere Seiten heraus, als ich zu Anfang an ihr entdeckte. Es ist erstaunlich! Ich bin doch sonst nicht in der Menschenkenntniß unbewandert — aber hier stehe ich vor einem Räthsel! Nein — sogar vor mehreren! Der Baron, ein sonst so aufgeklärter Mann, wird plötzlich zu einem alten abergläubischen Weibe, als

es sich um eine Besichtigung des Thurmes handelt. Oder sollte das nur Verstellung gewesen sein — sollte es mit diesem Thurme noch eine andere Bewandtniß haben? Ich sah die Baronesse erbleichen, als der Bischof auf die Erfüllung seines Wunsches bestand, und der Baron von den verderblichen Folgen des Fluches sprach, die Jeden treffen müßten, der die Schwelle des alten Gemäuers überschreite. Ja, ja, Räthsel auf Räthsel, die Baronesse, ihr Vater und der Thurm — ich werde in Erlowitz bleiben, ja, das werde ich!"

„Gut!" begann der hohe geistliche Würdenträger, nachdem er seine Schnupftabaksnase von dem Kelche der Blume entfernt hatte. „Wir leisten also auf unser Begehren Verzicht, da es Ihrem Wunsche nicht entspricht, lieber Baron. Aber Sie werden doch wohl unsere Neugier insofern ein wenig befriedigen, als Sie uns mittheilen, was es mit jenem Fluche auf sich hat? Und da — was sagten Sie doch? — da er aus sehr alter Zeit stammt, also gewissermaßen eine historische Ueberlieferung ist, die doch natürlich

nicht in Ihre jetzigen, dem Himmel sei Dank, angenehmen und friedlichen Familienverhältnisse einzugreifen fähig wäre, so werde ich durch meine Bitten wohl auch keine Indiskretion begehen."

Die Züge des Baron Peschek verdüsterten sich neuerdings. Auch dieses Begehren des Bischofes berührte ihn sichtlich unangenehm.

Bevor er jedoch eine Antwort ertheilen konnte, nahm der junge Hanuschka das Wort.

„Ah, darüber kann auch ich zufällig ganz genaue Auskunft geben!" sagte er.

Peschek blickte den rosigen Jüngling befremdet und so zu sagen mißtrauisch an.

„Ja, Herr Baron," fuhr dieser zuversichtlich lächelnd fort, „es wird Sie das natürlich wundern —"

„Allerdings —!"

„Ich werde Ihnen aber sofort den Beweis liefern, daß ich Einiges von der Geschichte dieses Thurmes kenne!"

Pescheks Lippen zuckten kaum merklich, er schien

nur mit Mühe eine gewisse peinliche Unruhe zu bekämpfen.

„Wenn ich Sie recht verstehe," sagte er mit etwas unsicherer Stimme, „so reden Sie von einer längst vergangenen Zeit?"

„Natürlich," versetzte der junge Baron, indem er große Augen machte, „es handelt sich ja doch um die Ursache jenes Fluches, der seit dem dreizehnten Jahrhundert auf dem alten Baue lastet, nicht wahr? Oder hat sich später dort wieder etwas ereignet, das —"

„Nein, nein!" unterbrach ihn Peschek beinahe barsch, setzte aber sodann, sich zu einem Lächeln zwingend, scherzhaft hinzu: „Doch wie kommt es denn, Herr Baron, daß Sie so genau unterrichtet sind? Ich wüßte nicht, daß in einem Geschichtswerke irgend etwas über meinen alten Thurm gesagt worden wäre!"

Indessen man so sprach, war der Baron Ottokar zu der Gruppe getreten.

Er gewahrte die seltsame Mischung von Be-

fangenheit und Mißstimmung, welche der Schloßherr nicht ganz verhehlen konnte. Und da Hedwiga jetzt gelassen dastand, an ihr also, nun von dem Thurme die Rede war, sich kein besonderes ungewöhnliches Anzeichen einer veränderten Gemüthsstimmung bemerkbar machte, so wandte der Baron Klamtomitz ihrem Vater seine Aufmerksamkeit desto angelegentlicher zu.

Der Baron Wenzel aber, der froh war, sich einige Wichtigkeit beilegen zu können, begann voll Selbstzufriedenheit: „In der That, ich habe nicht in einem historischen Werke gelesen, was ich weiß — Geschichte ist nicht meine Specialität — sondern, was mir über den Vorgang bekannt geworden, der sich im dreizehnten — oder war's vierzehnten Jahrhunderte — ich kann mich nicht genau darauf besinnen —"

„Sie irren," lächelte der Schloßherr, „das, worauf Sie anspielen, ereignete sich zur Zeit der Kreuzzüge —"

„Ja, ja, so war's —"

„Und nun will ich Ihnen auch sagen, wo Sie es gelesen — Sie sind wohl zufällig heute oder gestern in meine Bibliothek gerathen —"

„Allerdings, Herr Baron, diesen Morgen war die liebenswürdige Baronesse nirgend zu erblicken und die Herren begaben sich zur Besichtigung der neuerfundenen Aussaat-Maschine — die Landwirthschaft ist aber auch nicht meine Specialität — da wanderte ich denn gelangweilt nach der Schloßbibliothek — sie ist wirklich sehenswerth, Herr Baron —"

„Sehenswerth, haben Sie verstanden, meine Herren?" spöttelte Ottokar.

„Nein, auch lesenswerth, das — das wollte ich eigentlich sagen!" erklärte Baron Wenzel, dessen Teint jetzt durch die spitzige Bemerkung des falschen Freundes noch rosiger ward. „Ich griff also auf's Gerathewohl nach einem der dort aufgestellten dicken Bücher und kam so zufällig an die Schloßchronik, die nichts Gedrucktes, sondern nur Handschriftliches enthält —"

„Ah -- Gedrucktes ist auch nicht Ihre Specialität, wie?“ fragte Ottokar unerbittlich und so trocken wie nur möglich.

Hedwiga lachte hell auf und gab so das Zeichen zu allgemeiner Heiterkeit.

„Aber so lassen Sie mich doch nur ausreden, Baron —!“ stotterte der arme Wenzel, blutroth im Gesichte. „Ich, ich --“

„Kurz und gut,“ ergänzte Peschek, der nicht umhin gekonnt hatte, ebenfalls zu lächeln, und dessen düstere Laune dadurch völlig verscheucht zu sein schien, „Sie warfen einen Blick in die Chronik und fanden, daß ein Ritter Nepomuk Peschek um das Jahr 1189 mit dem Kaiser Friedrich Barbarossa, der sich mit König Philipp II. von Frankreich und Richard I. von England zu einem Kreuzzuge verbündet hatte, in's gelobte Land gezogen sei, daß dieser Ritter aber ein schönes Eheweib gehabt habe und um diesem einen starken und sicheren Schutz zu gewähren, seinem jüngeren Bruder Cölestin, dessen kleine Zwingburg eine Stunde von hier entfernt, auf

dem Felsenkamme stand — selbst von den Trümmern jenes Felsennestes ist nichts übrig geblieben und auf der Stätte, wo es am Berghange klebte, prangt jetzt dichter hoher Fichtenwald — die Obhut seiner Gemahlin anvertraute."

„Ja, das las ich, ganz dasselbe," bemerkte der junge Hanuschka lebhaft, „und weil ich mir dachte, es werde die Geschichte wohl einen ähnlichen Verlauf nehmen wie jene, welche mir immer so gut gefallen hat — Sie wissen, die Erzählung von der schönen Hedwiga — ich bitte um Verzeihung — Libussa — ich habe mich nur versprochen —"

„Vermuthlich wollten Sie „Genovefa" sagen, nicht wahr?" warf Baron Ottokar sarkastisch hin.

„Ja, ja, ganz recht!" entgegnete Wenzel Hanuschka verwirrt. — „Nun — da — da las ich Alles, bis auf den letzten Buchstaben — aber es kam ganz anders, viel schrecklicher, daß es Einem die Haare zu Berge sträuben könnte!"

„Nun, so erzählen Sie die Geschichte zu Ende, junger Herr!" sagte Peschek trocken.

„Nein, bitte sehr, ich bringe das doch nicht so klar heraus, wie Sie, Herr Baron, denn das Erzählen ist nicht gerade meine —"

Er stockte, denn er ward gewahr, daß er schon wieder das fatale „Specialität" hatte gebrauchen wollen, und doch hatte er eine Stunde zuvor während der Sitzung heimlich mit den jüngeren Herren über das ewig wiederkehrende: „Was sagten Sie doch?" des Bischofs gewitzelt.

Baron Peschek half dem rosigen Jünglinge wiederum aus der Klemme.

Er fuhr gelassen fort: „Gut also. Cölestin war ein Heuchler, ein Niederträchtiger. Er zog von seiner Burg hierher, umgarnte das Weib seines Bruders und dann lebten sie mitsammen in Saus und Braus. Und als sie endlich vernahmen, daß der ehrliche Nepomuk aus Palästina zurückkehre, sich schon der Heimat nähere, da schickte der schändliche Bruder dem Kreuzritter Reisige entgegen, ihn zu ermorden."

„Ja, damals waren es noch gute Zeiten!"

seufzte der Bischof, der wohl nicht aufmerksam zugehört hatte.

„Wie meinen, bischöfliche Gnaden?“ fragte Peschek erstaunt, während die Anderen ein Schmunzeln zu verbergen suchten.

„Ah, ich — was sagten Sie doch? — ich meine nur, daß man in jenen Tagen den Glauben noch so hoch hielt, mit dem Schwerte dafür einzustehen!“

„Ja so. Also — Nepomuk war gewarnt worden, er wich glücklich dem Hinterhalte aus, den man ihm gelegt hatte. Kühn betrat er dann sein Gebiet. Dort aber schaarten sich seine Unterthanen um ihn, die von dem jungen Prasser Cölestin hart bedrückt worden waren, und nun stürmte er mit jenen Getreuen und den Knappen, die mit ihm alle Drangsale im Morgenlande bestanden hatten, seine eigene Burg. Es gelang ihm, sie zu überrumpeln und den Bruder wie das buhlerische Weib, die nicht den Muth gehabt hatten, als sie sich verloren sahen, sich selbst zu entleiben, gefangen zu nehmen. Und nun hielt er ein furchtbares Strafgericht. Der Thurm, den Sie dort

sehen, der vor beiläufig zweihundert Jahren seine jetzige Raumeintheilung und Einrichtung erhielt und dessen Fenster und Eingänge auch damals mögen erweitert worden sein, war wohl in jenen altersgrauen Zeiten der Kreuzzüge nichts weiter als ein schauerliches Burgverließ mit einer sich darüber erhebenden Warte. Das ehrvergessene Weib und der verbrecherische Cölestin wurden nun, beide gebunden, in jenen Thurm geschleppt und dort, wie die Chronik erzählt, in einem größeren Raum des jetzigen ersten Stockes einander gegenüber eingemauert, doch nur bis zum Halse, so daß Eins die Züge des Anderen bis zum letzten Todesröcheln — denn der Ritter Nepomuk ließ die Beiden dort verhungern — sehen mußte. So ließ man sie allein und verrammelte die Eingänge des Thurmes, damit Niemand ihnen heimlich Beistand bringen könne. Man soll das Stöhnen und Winseln, die Verwünschungen und das Jammern der Unglücklichen trotz der dicken Thurmmauern bis in den Burghof hinein gehört haben. Welche furchtbaren Anklagen und herzzerreißenden Vorwürfe die

beiden Mitschuldigen einander bis zu ihrem letzten Athemzuge entgegengeschleudert haben mögen, wie um so schauerlicher ihre letzten Lebensstunden gewesen sein dürften, als Eins das Andere sterben sah, das läßt sich denken. Endlich, nach sechs Tagen, so wird berichtet, herrschte unheimliche Stille in dem Thurme; nun erst ließ ihn Nepomuk öffnen, überzeugte sich selbst von dem Ableben der Beiden, deren Angesichter aus den einander zugekehrten Wänden mit gebrochenen Augen hervorstarrten, befahl sodann, daß man die Leichen vollends vermauere, was auch geschah, übertrug seine Besitzungen auf eine Seitenlinie seines Stammes und verließ die Burg für immer, denn er zog sich in ein Kloster zurück, wo er nach Jahren starb — ob mit ruhigem Gewissen, darüber berichtet die Chronik nichts. Der Thurm aber ward verrufen, denn es verbreitete sich die Sage, man sehe zur Nachtzeit noch die gespenstigen Antlitze der Eingemauerten aus den Steinwänden hervorstarren, auch treibe dort sonst noch unheimlicher Spuk allerlei Unwesen, aber man durfte den mit Flüchen belasteten

Bau auch nicht niederreißen, denn Nepomuk hatte das so angeordnet. Die Burg ward jedoch in viel späterer Zeit zerstört und blieb lange eine unbewohnte Ruine, bis einer der Nachfolger im Besitze sich wieder hier anbaute. Der dreißigjährige Krieg zerstörte auch jene Bauten und dann erst entstand das jetzige Schloß. Der Thurm aber blieb zum Gedächtniß an unsere Vorväter stehen und ward, wie gesagt, restaurirt und in seinen inneren Räumen verändert — das ist Alles, meine Herren, was über den alten Bau verlautet."

„Entsetzlich!" lallte der korpulente Bischof, den die Erzählung etwas unbehaglich gemacht zu haben schien. „Ja, — wie ich vorhin schon gesagt — es waren damals recht schlimme Zeiten!"

Einige der Herren tauschten vielsagende Blicke mit einander aus.

Baron Ottokar aber fragte: „Man hat wohl während der Restaurirung die Gerippe der Unglücklichen gefunden?"

„Das weiß ich nicht!" lautete die Antwort Peschecks.

„Erwähnten Sie nicht zuvor, Herr Baron," bemerkte einer der jungen Herren, „daß es unheilvoll für Denjenigen sei, welcher den Thurm betrete? Und doch, so scheint mir aus Ihren Andeutungen hervorzugehen, ward er zeitweilig bewohnt."

„Allerdings," versetzte der Schloßherr mit ernster, beinahe düsterer Miene, „doch ereilte alle Jene, welche sich dort einige Zeit aufhielten, stets binnen Jahresfrist irgend ein beklagenswerthes Schicksal — die Meisten starben eines gewaltsamen Todes oder siechten rasch dahin — und darum trage ich eine gewisse, Ihnen nun wohl leicht erklärliche Scheu, es irgend Jemand zu gestatten, das alte Gemäuer zu betreten."

Hedwiga wandte sich wieder hastig ab. Hatte sie wohl wiederum ein Erblassen zu verbergen?

Aber im nächsten Augenblicke rief sie mit silberklarer Stimme: „Ah, dort kommt Novak mit einer ganzen Schaar von Briefen — das sind gewiß Depeschen aus Prag für unsere Herren Gäste — es ist noch ein Glück," fuhr sie fort, sich lächelnd zu der Gruppe umwendend, — „daß wenigstens da-

durch eine andere Stimmung über die Gesellschaft kommt, die Unterhaltung eine andere Wendung nehmen wird, — was mich betrifft, so habe ich nun wirklich von Mordgeschichten, Gerippen und Gespenstern genug gehört!"

Die Herren, bis auf Peschek und den etwas kleinlaut gewordenen Baron Wenzel, lachten. Auch ward ihre Aufmerksamkeit jetzt von dem düsteren Gegenstande ihres Gespräches abgelenkt, denn Novak brachte wirklich Briefe für den Bischof, den Grafen Leonhard und einige der anderen Kavaliere.

Auch für Hedwiga war ein Schreiben angelangt von einer in Prag wohnenden Bekannten.

Da inzwischen die Sonne untergegangen, es beinahe finster geworden war, so machte man sich nach dem Schlosse auf, begab sich dort nach dem ersten Stocke desselben, wo sich das für hohen Besuch bestimmte Gesellschaftszimmer befand und wo man auch das Nachtmahl einzunehmen pflegte.

Da einige der Herren ungeachtet des Zwielichtes ihre Briefe gelesen hatten und nun über den

Inhalt derselben während des Fortgehens debattirt wurde, der Baron Ottokar ebenfalls in das Gespräch verwickelt worden war, der läppische Baron Wenzel sich aber nach seinen erlittenen Niederlagen nicht getraute, in die Nähe Hedwiga's zu kommen, so fand diese Gelegenheit, unbeachtet ein wenig hinter der Gesellschaft zurückzubleiben.

Sie warf verstohlen einen Blick nach dem alten Thurme, der jetzt düster und unheimlich in die abenddämmerige Luft emporragte, dann seufzte sie leise und folgte nachdenklich den Anderen.

„Es ist ja thöricht," murmelte sie vor sich hin, „an unheilvolle Mächte zu glauben, die sich an einen bestimmten Ort knüpfen sollten! Der Vater hat sich, als er auf dergleichen hinwies, wohl nur einer List bedient, um seine den Herren ertheilte abschlägige Antwort doch wenigstens einigermaßen motiviren zu können. Und dennoch haben mich seine Bemerkungen erschreckt, bin ich jetzt doppelt besorgt um das Schicksal des armen Grafen Erlau! Es ist doch seltsam — man kann ganz aufgeklärt sein, an keine Ammen-

märchen glauben — und das ist bei mir der Fall — und dennoch über gewisse Dinge, Ahnungen, Befürchtungen nicht so ganz leichtfertig hinwegkommen. Wer wohnte nur zuletzt in dem alten Thurme? Wenn ich nicht irre, so soll die Tante Elisabeth, die Schwester meines Vaters, die schon gestorben war, bevor ich zur Welt kam, ja bevor mein Vater sich verheirathete, dort einige Zeit sich aufgehalten haben — man sagt, sie habe einen Hang zur Schwärmerei und Melancholie gehabt und ein Brustleiden sei die Ursache ihres Todes gewesen. Nun, da ist es doch sehr leicht erklärlich, daß sie schon so frühzeitig sterben mußte, sie trug bereits den Keim ihres Leidens in sich, bevor sie in das alte Gemäuer einzog, freilich mag die schlechte, feuchtdumpfe Luft jener Gemächer ihren Tod beschleunigt haben. Aber das sind natürliche Ursachen, da kann von einem Eingreifen einer geheimnißvollen Gewalt nicht die Rede sein. Sonderbar bleibt es indessen doch, daß mir der Vater niemals Näheres über Tante Elisabeth erzählt hat, mich stets mürrisch mit meinen Fragen über sie ab-

wies, jedesmal finster und traurig ward, wenn ich auch nur ihren Namen nannte, so daß ich dieses zu thun schließlich ganz unterließ. Wen hätte ich aber sonst um die Lebensereignisse der Tante befragen können? Meine arme Mutter starb, als ich kaum drei Jahre alt war, und zur Zeit, als ich schon einigermaßen verständig wurde, da war Niemand mehr von den Leuten in unserer Umgebung, welche die Schwester meines Vaters gekannt hatten, außer Novak. Aus diesem Alten aber, der mich auf seinen Armen getragen, als ich noch ein kleines Kind war, der voll Treue und Ergebenheit nicht nur an meinem Vater, sondern auch an mir hängt, habe ich bis zur Stunde niemals mehr herausbringen können, als daß die Tante unglücklich, weil stets körperlich leidend, gewesen sei und daß der Vater daher nicht an sie erinnert sein möge. Sollten da doch noch andere Dinge dahinter stecken, irgendwie unselige Verhängnisse? Sollte sich doch in irgend einer Weise der Fluch, von dem es heißt, daß er an dem alten Thurme hafte, auch an ihr bewährt haben?

Aber es ist doch thöricht, dergleichen nur zu vermuthen — ich bin ja kein abergläubisches Kind. Ei, ich schlage mir alle solche Hirngespinnste aus dem Sinn! Und wahrlich, ich werde auf der Hut sein müssen — warum beobachtet mich dieser Baron Klamtomitz so scharf? Er wird vorhin meine Unruhe bemerkt haben und sucht dieser nun auf den Grund zu kommen. Ah, er wird keine Gelegenheit mehr finden, sich heimlich über mich zu wundern — ich werde mich zusammennehmen!"

Viertes Kapitel.

Gefahren.

Der Abend war da, man vertrieb sich im Gesellschaftssalon die Zeit, so gut es gehen wollte. Hedwiga, die vortrefflich Klavier spielte, bannte an den Flügel, der im Gemache stand, einen Theil der Gäste, der Graf Leonhard schrieb eifrig Antworten an seine Prager Getreuen, die ihm allerlei Meldungen gemacht hatten, Bischof Käsenberger saß, die Hände vor dem Bauch gefaltet, jetzt weicher als im Garten, also mehr nach seinem Sinne und blinzelte bisweilen, wenn die Thür aufgethan ward, nach dem anstoßenden Gemache, wo die Diener sich anschickten, alles für das Souper Nöthige in Bereitschaft zu stellen, der rosige Baron Wenzel ward in einer Fensternische von seinem spekulativen Vater in

aller Stille dafür abgekanzelt, seine Eigenschaften der Baronesse gegenüber nicht in ein glänzenderes Licht gestellt zu haben, Baron Ottokar hielt sich sehr reservirt, Hedwiga, welche jetzt sich völlig ungezwungen gab und beinahe bis zur Ausgelassenheit schalkhaft war, erschien ihm noch mehr als zuvor wie ein schwer zu lösendes Räthsel.

Endlich war die neunte Abendstunde vorüber, verfügte man sich zum Souper.

Seine bischöflichen Gnaden hatten natürlich den Vortritt. Die Baronesse, von einem der ältlichen Herren geleitet, folgte, die Anderen bildeten die Eskorte. Der hoffnungsvolle Jüngling Hanuschka, der laut der geheimen Vorschrift seines Herrn Vaters es sich nicht hätte entgehen lassen sollen, Hedwiga zur Tafel zu geleiten, war zu spät gekommen, so daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als den bescheidensten Platz am Ende des Tisches einzunehmen, wobei er sich wohl hüten mußte, den verstohlenen Drohblicken jenes gekränkten Mannes zu begegnen, dem er das Leben zu verdanken hatte.

Man soupirte sehr gut bei dem Baron Peschek und daher auch sehr lange; die Tafel ward selten vor Mitternacht aufgehoben. Und diesesmal verweilte man noch länger beisammen, denn die Gäste sollten ja am folgenden Morgen von Erlowitz scheiden.

Der rosige Wenzel aber hatte sich an seiner Tischecke die ganze Zeit so verlassen gefühlt und war so unbeachtet geblieben, daß er schließlich die stille Wehmuth nicht hatte überwinden können. Da er einer der nach dem Korridor führenden Thüren zunächst saß, so war es ihm gegen Mitternacht gelungen, sich von der Tafel fortzustehlen und aus dem Salon hinwegzuschlüpfen, ohne daß Jemand von der Gesellschaft es bemerkte, also nicht einmal des Jünglings im Stillen grollender Vater, der sich endlich darein ergeben, statt den Grimm in seinen Blick zu bannen, ihn auf den Boden der Flasche zu versenken, welche vor ihm stand.

Wohin sich Baron Wenzel vom Salon aus gewendet, das konnte schon darum Niemanden

interessiren zu erfahren, weil er nicht einmal von seinen unmittelbaren Tischnachbarn vermißt ward.

Er mochte wohl bereits seit einer halben Stunde aus dem Gemache abwesend gewesen sein, als plötzlich die vorerwähnte, nach dem Korridor mündende Thür mit großer Heftigkeit aufgerissen ward und ein menschliches Wesen, das im ersten Moment Allen Schrecken oder doch wenigstens eine lebhafte Ueberraschung bereitete, in den Salon stürzte.

Erst nachdem man dieses Wesen einige Augenblicke betroffen angestarrt hatte, erkannte man in ihm den hoffnungsvollen Wenzel.

Er sah aber auch völlig entstellt aus, der schöne, gelockte, mädchenhafte Jüngling. Das Rosenrothe seines zarten Teints war verschwunden und hatte einer fahlen Bläße Platz gemacht, die hübschen nichtssagenden Züge waren von Angst verzerrt, hatten vielleicht zum ersten Male einen charakteristischen Ausdruck, die kornblauen Augen traten weit aus dem Kopfe hervor, die tadellosen Perlenzähne

klapperten an einander wie im Fieberfroste. Dabei schlotterte der Junker an allen Gliedern und keuchte, wie eine junge Lokomotive nur zu keuchen vermag.

In dieser kläglichen Verfassung blieb Baron Hanuschka der Jüngere stehen und stierte auf die Gesellschaft, vorläufig keines Wortes mächtig.

Der Schloßherr erhob sich rasch von der Tafel, Hedwiga mit ihm, einige der Gäste folgten dem Beispiele, eine allgemeine Bewegung entstand, von der nur Seine bischöflichen Gnaden sich nicht hinreißen ließen, da der würdige Kirchenmann nicht leicht stürmischen Empfindungen zugänglich war.

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen!" rief der Baron Peschek. „Wie sehen Sie aus!"

Der Jüngling antwortete nicht, er fuhr fort zu klappern und zu schlottern, während er fast wild umher blickte.

„Was mag ihm nur widerfahren sein?" stammelte Hedwiga beunruhigt.

„Aber so rede doch!" ließ sich der ältere

Hanuschka vernehmen, indem er zu dem Sohne trat, ihn etwas unsanft an der Schulter erfaßte und schüttelte.

„Ja reden Sie!“ tönte es von da und dort.

Der jetzt so blasse Jüngling fuhr mit der Hand über die Stirn hin und durch das blonde zerzauste Haar und stotterte einige unverständliche Worte.

„Was Teufel,“ bemerkte einer der Herren, „Ihr Beinkleid ist ja über'm Knie zerrissen, Ihre ganze Kleidung ist beschmutzt —!“

„Ich — bin — gefallen —!“ lallte endlich der Befragte.

„Ist das Alles?“ rief Baron Ottokar, der sich Hedwiga genähert hatte, und begann zu lachen.

Ein lautes Gelächter ertönte von allen Seiten.

Wenzels Stimme aber übertönte jetzt den Heiterkeitsausbruch.

„Nein, nein!“ ließ er sich mit gewaltiger Kraftanstrengung vernehmen. „Meine Herren,“ setzte er dann mit zitternder Stimme hinzu, als nun das

Gelächter verstummte — „Sie würden nicht lachen, wenn Sie gesehen hätten, was ich sah!“

„Nun?“ fragte der Schloßherr hastig, einen forschenden, durchdringenden Blick auf den jungen Mann werfend.

„Ich habe — das — das Gespenst gesehen — den eingemauerten Cölestin!“ brachte Wenzel mühsam hervor.

Alle lachten von Neuem, nur der Baron Peschek und Hedwiga nicht. Vater und Tochter tauschten flüchtig einen sorgerfüllten Blick mit einander aus.

So verstohlen dieses geschah, bemerkte es doch Ottokar, der seine Augen überall hatte.

„Bist Du närrisch geworden?“ brummte jetzt ärgerlich der Vater Wenzels. „Schämst Du Dich nicht, in unseren aufgeklärten Zeiten von einem Gespenst zu reden, Dich vor dergleichen Albernheiten zu fürchten?“

Dem jungen Hanuschka schoß wieder das Blut in die Wangen, er wurde so roth, wie er es einige

Stunden zuvor im Garten geworden war, als ihn der Baron Klamtomitz mit der bewußten „Specialität" geneckt hatte; der gute Wenzel fühlte, daß er eine sehr lächerliche Rolle spielte und daß es ihm schwer fallen werde, das zu beweisen, was er doch — und er war sicher wohl bereit, tausend Eide darauf abzulegen — mit eigenen Augen gesehen zu haben jetzt erklären sollte.

Sein Blut gerieth in Wallung, die Zurechtweisung und der Spott erweckten ein Gefühl des Trotzes in ihm. Seine Zähne klapperten nicht mehr, er zitterte nicht mehr, er bezwang sich und nahm eine etwas gereizte Miene an.

„Ich bin so aufgeklärt, wie nur irgend Jemand hier im Salon," antwortete er, die Lippen trotzig aufwerfend, und ich leide auch nicht an Visionen und dergleichen Ausgeburten einer krankhaften Einbildungskraft, das bezeugt meine Gesundheit und wird mir wohl auch mein Vater bezeugen — also, was ich sehe, das sehe ich wirklich, das bilde ich mir nicht ein zu sehen — und furchtsam bin ich

auch nicht! Die Herren, welche jetzt lachen, würden, gleich mir, trotzdem sie über Gespensterfurcht erhaben sind, davongelaufen sein, hätten sie sich an meiner Stelle befunden. Der Herr Baron Peschek hat heute Nachmittag gesagt, man solle an gewissen unerklärlichen, geheimnißvollen Dingen nicht rütteln — ich zweifle jetzt nicht mehr, daß er ein Recht hatte, dies zu behaupten!"

„Aber wo warst Du denn —? Und wie kam es —?" begann Wenzels Vater.

„Herr Baron," fuhr der junge Hanuschka fort, sich an den Schloßherrn wendend. „Nicht wahr, Sie erklärten doch diesen Nachmittag, der alte Thurm sei seit vielen Jahren unbewohnt?"

„So ist es!" antwortete Peschek, ohne eine Miene zu machen.

Hedwiga's Lippen zuckten kaum merklich, obwohl auch sie sich im Uebrigen äußerlich ihre Ruhe bewahrte.

„Und ist es irgend einem Menschen möglich," fragte Wenzel weiter, „hinter Ihrem Rücken in den

Thurm zu gelangen, sich dort in den Gemächern aufzuhalten?"

„Nein!" versetzte Peschek fest. „Nur ich habe die Schlüssel zu den Eingängen desselben, und die neuen Schlösser, welche ich erst vor einigen Jahren daran machen ließ, sind so kunstvoll, daß sie durch keinen Nachschlüssel oder Dietrich geöffnet werden können. Der alte Bau hat zudem im Erdgeschosse keine Fenster, und an dem Gemäuer emporzuklettern, selbst mit Beihülfe des starken Epheugezweiges, das übrigens sich zu dicht an das Gestein schmiegt, als daß es bei solchem Klettern nützlich sein könnte, dürfte wohl schwer halten. Wäre es aber auch möglich, zum ersten Stockwerke emporzuklimmen, so vermöchte man doch nicht in den Bau einzudringen, ohne eins der Fenster zu zertrümmern, deren kleine Scheiben mit starkem Blei eingefaßt sind — ein solcher Versuch könnte jedoch nicht ohne lebhaftes Geräusch gemacht werden — so viel ich weiß, war aber noch heute keines der Fenster beschädigt."

„Nun," rief der junge Hanuschka zuversichtlich,

„dann habe ich eine übernatürliche Erscheinung, ein Gespenst gesehen, mag man sagen, was man wolle!"

„Und wo erblickten Sie denn angeblich einen Geist?" fragte einer der ältlichen Kavaliere schmunzelnd.

„In einem Spiegel sicher nicht," flüsterte Baron Ottokar der Baronesse zu, denn dort würde der gute geistlose Wenzel nur sich selbst gesehen haben!"

„Wo warst Du also?" fuhr der geärgerte Baron Hanuschka seinen Sprößling etwas barsch an.

Wenzel schlug einen Moment wie ein verschämtes Mädchen die Augen nieder; es handelte sich also wohl darum, etwas einzugestehen, was ihn geniren mochte.

Dann sah er aber den Schloßherrn gleichsam um Entschuldigung bittend an und sagte: „Es war kurz nach Mitternacht, da wurde mir hier im Salon zu heiß und so beschloß ich denn, einen Gang durch die Gartenanlagen zu machen, um mich abzukühlen. Ich entschlüpfte also von hier und

begab mich dorthin. Die frische Luft der herrlichen Mondnacht that mir wohl, ich schlenderte langsam und erleichtert den Pfad entlang, der an dem alten Thurme vorüber nach der kleinen Parkbrücke führt — ich wollte meinen Spaziergang ein wenig weiter ausdehnen, als ich anfänglich beabsichtigte. Etwa dreißig Schritte von dem Thurme entfernt ließ ich mich aber zuvor auf jene Bank nieder, welche von einer Linde beschattet ist — Sie wissen — und gab mich — gab mich meinen Gedanken hin."

„Wird ihm schwer geworden sein!" raunte Ottokar lächelnd der Baronesse zu.

„Wie ich so im Schatten des Baumes dasitze," fuhr der junge Hanuschka fort, „unmittelbar dem vom Mondlichte scharf beleuchteten alterthümlichen Bau gegenüber, da richte ich meinen Blick unwillkürlich auf denselben. Plötzlich ist es mir, als sehe ich oben auf der ausgezackten Zinne sich irgend etwas bewegen, ich stutze, starre aufmerksamer dorthin und glaube dann die Gestalt eines Mannes zu gewahren, der zuerst nach dem Schlosse und dann

über die Gartenanlagen hin späht. Aber die Gestalt ist im nächsten Augenblick wie weggeblasen, es rückt und rührt sich nichts mehr dort oben und ich sage mir: Eine Sinnestäuschung, weiter nichts! — Ich bleibe also sitzen, lasse jedoch den Thurm nicht aus den Augen. Dabei fällt mir die Schauergeschichte von dem Ritter Nepomuk und dem verbrecherischen Paare ein. Wie ich so darüber nachsinne, da sehe ich mit einemmale, wie im ersten Stockwerke des fluchbelasteten Gemäuers hinter den Glasmalereien der kleinen Fenster ein matter Lichtschimmer aufleuchtet — es war ein fahlröthlicher Schein. Bestürzt — ich gestehe es offen — springe ich von der Bank auf, aber da ist der fahle Lichtschein verschwunden und wie ich dann einige Schritte weiter gehe, da bemerke ich, wie der Glanz des Mondes — und weiter nichts — sich auf den kleinen Scheiben abspiegelt. Ich muß über mich lächeln und denke, daß ich von der Bank aus auch nur den Mondreflex gesehen habe. Ich setze meinen Spaziergang fort, aber den Kopf voll von der Geschichte, die ich

in der Chronik las und der Herr Baron heute den Herrschaften mittheilte. Auf meinem Wege nach dem Brückchen komme ich an einem Baume vorüber, an dessen Stamm eine kleine Leiter lehnt — der Gärtner, den ich heute mit dem Abraupen der Bäume beschäftigt sah, hat sie vermuthlich dort vergessen — und da fällt mir ein," — Wenzels Miene ward, während er die nächstfolgenden Worte zögernd sprach, ein wenig verlegen — „daß ich mit Hülfe dieser Leiter vielleicht einen Blick durch eines der Thurmfenster in eines der sicher vom Mondlichte erhellten Gemächer thun könne. Entschuldigen Sie, Herr Baron, aber die Neugier reizte mich und ließ mir keine Ruhe mehr — ich nehme also die leichte Leiter und begebe mich damit nach dem Thurme, lege sie an der Schloßgrabenseite desselben, wo das Mondlicht durch den Schatten des alten Baues begrenzt ward, an das vom Epheu überwucherte Gestein — Sie sehen, meine Herren," — unterbrach der junge Mann seine Mittheilung mit stolzer Selbstgefälligkeit — „daß ich keineswegs so furchtsam

und abergläubisch bin, wie man zu glauben scheint, und ich denke, daß mancher Andere —"

„Weiter!" brummte der alte Hanuschka gereizt. „Komm zu Ende mit diesen Kindereien!"

Der Sohn ließ flüchtig einen gekränkten Blick über seinen Vater hinschweifen und nahm dann seine Erzählung wieder auf.

„Es stellte sich heraus," sagte er, „daß die Leiter zu kurz sei, mit ihrem Beistande nach dem Fenster, unter dem ich sie angelegt, zu gelangen. Dennoch stieg ich die Sprossen hinan, denn ich dachte mir, ich werde vielleicht auf dem derben Epheugerüste festen Fuß fassen und so meinen Zweck erreichen können. Wie ich nun so fast auf der obersten Leitersprosse stehe, nach dem Gezweige taste, um einen geeigneten Anhalt zu suchen, zugleich aber aufwärts blicke, um die Distanz zu messen, welche mich noch von dem Fenster trennt, da sehe ich plötzlich —"

„Was?" stammelte Hedwiga unwillkürlich, einen Moment ihre Selbstbeherrschung verlierend.

Sie mochte aber im nächsten Augenblicke sich

bewußt werden, daß sie die Sicherheit des Grafen Erlau, der ohne Zweifel eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, durch das Verrathen einer ungewöhnlichen Aengstlichkeit oder Erregung gefährden könne, und setzte daher etwas spöttisch lächelnd hinzu: „Ist Ihnen etwa begegnet, was dem armen Max in der Wolfsschlucht des „Freischütz“ widerfährt?“

Einige der Herren lachten, der Bischof bemerkte schmunzelnd: „Sehr gut, Baronesse — was sagten Sie doch?“

Der junge Hanuschka, dessen Züge wieder seltsam zu arbeiten begannen, vermuthlich, weil er sich lebhaft vergegenwärtigte, was er erlebt hatte und nun mitzutheilen im Begriffe stand, fuhr mit etwas unsicherer Stimme fort: „Plötzlich sehe ich, wie sich über mir das Fenster lautlos öffnet — ich bin bestürzt, glaube meinen Sinnen nicht trauen zu dürfen — da — da — erscheint in der Fensteröffnung eine Gestalt, weiß angethan, wie in ein Sterbehemd gehüllt — sie neigt sich über die Brüstung nieder, dunkle, unheimliche Augen bohren sich in die meinigen,

ich sehe ein bleiches, gespenstiges Antlitz, das Antlitz eines jungen Mannes, der mich mit einem unbeschreibbar dämonischen Ausdruck in den Zügen regungslos anstiert. Ich fühlte mich von eisigen Schauern durchrieselt, ich klammere mich krampfhaft an den Epheu. Es wallt eine dumpfe Luft, wie Modergeruch, zu mir hernieder, ich fühle mich betäubt, ich wanke, aber ich vermag den Blick nicht von dem grausenhaften Phantom abzuwenden. Die Erscheinung jedoch stößt ein dumpfes „Verflucht!“ hervor und verschwindet, das Fenster schlägt klirrend zu. Mich erfaßt Entsetzen, ich will hastig die Sprossen hinabklettern, mache einen Fehltritt, verliere das Gleichgewicht, die Leiter schwankt, ich schmettere mit ihr auf den Erdboden nieder. Halbbetäubt raffe ich mich auf, stürze fort, durch die Gartenanlagen hierher. Meine Herren, wenn Ihnen so Unerklärliches, so Schreckliches begegnet wäre, Sie hätten dasselbe gethan, was ich that, bei Gott!“

„Sie sind doch nur das Opfer einer Sinnestäuschung geworden,“ bemerkte Baron Peschek ruhig

und mit einem Lächeln, „denn Sie werden doch begreifen —"

„Ich will keinen Theil an Gott haben," betheuerte Wenzel eifrig, „wenn nicht Alles —"

„Halt, junger Herr," fiel ihm Bischof Käsenberger salbungsvoll in's Wort, „enthalten Sie sich doch wenigstens in meiner Gegenwart solcher — was sagten Sie doch? — solcher lästerlichen Redensarten!"

„Bischöfliche Gnaden, ich kann eidlich erhärten —"

„Man schwört nicht wegen jeder Kleinigkeit —"

„Ich muß bitten — diese übernatürliche Erscheinung — kurz und gut, dieser gespenstische Cölestin — denn kein Anderer kann's gewesen sein — hat mich verflucht — das — das ist keine Kleinigkeit —!"

„Sie haben eine Hallucination gehabt, Liebster!"

„Die Sache läßt sich ja leicht erklären!" brummte Baron Hanuschka. „Mein Sohn schlief auf der

Bank ein und träumte dann sehr lebhaft alles das, was er gesehen haben will!"

„Wie? Und mein zerrissenes Beinkleid? Meine Glieder, die mir weh thun?" protestirte Junker Wenzel gereizt dagegen. „Und die Leiter? Sie muß noch neben dem Thurme liegen — überzeugen Sie sich doch, meine Herren — mich bringen keine zehn Pferde wieder dorthin — aber Sie — Sie können sich doch überzeugen, daß ich nicht auf der Bank geschlafen habe!"

„Nun denn," erklärte Ottokar, „wenn der Herr Baron Peschek mir gestattet, den alten Thurm durchstöbern zu dürfen und mir den Schlüssel dazu anvertrauen will, so bin ich mit Vergnügen bereit, die Bekanntschaft jenes Gespenstes zu machen, falls es geruhen sollte, sich auch mir zu zeigen. Wer von den Herren hat Lust, mich zu begleiten?"

Alle anwesenden jungen Kavaliere erklärten sich lachend dazu bereit.

Baron Klamtomitz blickte den Schloßherrn fragend an, prüfte bei dieser Gelegenheit aber auch flüchtig

Hedwiga's Züge, die dicht neben ihrem Vater stand. — Die Baroneſſe war wieder ein wenig blaß geworden — ſo dünkte es Ottokar — Peſchek ſchaute indeſſen ruhig und ernſt drein.

„Ich denke, meine Herren, wir laſſen die Sache auf ſich beruhen!“ antwortete der Letztere trocken und fügte dann in einem Tone, der ſcherzhaft klingen ſollte, nach einem Seitenblicke auf die im Salon hängende Pendeluhr, lächelnd hinzu: „Sie würden übrigens auch Ihre Heldenthat vergebens verrichten, denn wie ich ſehe, iſt bereits die ſogenannte Geiſterſtunde vorüber!“

„Was? Schon ein Uhr vorbei?“ lallte der Biſchof, indem er ſich ſchwerfällig von ſeinem Fauteuil erhob. „Und wir müſſen morgen doch zeitig aufbrechen! Da heißt's ja: In's Bette, meine Herrſchaften! Ich denke,“ fügte er ſchmunzelnd hinzu, „wir werden auf dieſe Geſpenſtergeſchichte ſehr gut ſchlafen!“

„Nun, ſo mag ſie ſich ein Jeder nach Belieben deuten!“ bemerkte Baron Ottokar nicht ohne einen

Anflug von eigenthümlicher Betonung. „Ich für meinen Theil," — ergänzte er scherzend — „werde also hinfort der Ansicht sein, daß unser Freund Wenzel Hanuschka irgend einen alten Kater des Schlosses gesehen hat!"

Mit Ausnahme von Vater und Sohn Hanuschka lachten Alle, sogar Hedwiga.

Man trennte sich in heiterster Laune.

Im Korridor sprangen die Diener mit Kerzen herbei und leuchteten den Herrschaften nach ihren Schlafzimmern.

Bevor Hedwiga in derselben Nacht die Augen schloß, murmelte sie erleichtert vor sich hin: „Gott sei Dank, Alles ist glücklich abgelaufen!"

Der Baron Hanuschka, der sein Schlafgemach mit seinem Sohne theilte, herrschte diesem, als sie sich allein sahen, erbittert zu: „Du hast Dich grenzenlos blamirt, Dich hier unmöglich gemacht, Du wirst mich nicht weiter begleiten, sondern morgen von der nächsten Bahnstation aus, die wir erreichen, nach Hause zurückkehren!"

Ottokar begab sich, als er in seinem Zimmer war — der Leser wird sich erinnern, daß die Schlafgemächer an der Rückseite des Schlosses sich befanden — nicht sogleich zur Ruhe.

Er zündete sich eine Cigarre an, legte sich in das offene Fenster und starrte nach dem am ziemlich entfernten nördlichen Seitenflügel des Schlosses im fahlen Silberlichte des Mondes trotzig und geisterhaft emporragenden alten Thurme.

„Wen mag der Baron dort verborgen halten?“ flüsterte der junge, ränkevolle Kavalier vor sich hin. „Der alberne Wenzel hat weder geträumt noch ward er durch eine Sinnestäuschung betrogen, er hat mit gesunden Augen eine Entdeckung gemacht, deren Spur ich weiter verfolgen muß. Welchen Grund kann Peschek haben, einen Menschen in jenem Ueberbleibsel der alten Zwingburg zu verstecken? Des Barons und seiner Tochter Benehmen giebt mir die Gewißheit, daß es sich da um ein Geheimniß handelt, dessen Enthüllung ihnen entweder gefährlich oder doch fatal sein dürfte. Ich werde es ergründen — vielleicht

nützt mir das bei meinen Bewerbungen um die reizende Hedwiga. Gut — sehr gut! Ich weiche nicht von hier!"

Er schaute noch eine geraume Weile nach dem Thurme und überließ sich zu gleicher Zeit einem reiflichen Nachdenken.

Endlich ward er des Spähens und Grübelns überdrüssig, denn er gewahrte nichts Verdächtiges und kam auch in seinen Vermuthungen nicht weiter. So warf er denn den Rest seiner Cigarre fort, schloß das Fenster und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen herrschte schon in aller Frühe ein lebhaftes Treiben im Schlosse.

Schon um sieben Uhr waren die Gäste zum Abschiedsfrühstücke versammelt; an diesem nahm nicht nur der Schloßherr, sondern auch Hedwiga Theil.

Sie war so liebenswürdig und heiter wie sonst, doch ihre Munterkeit nahm wesentlich ab, als der Baron Klamtomitz nicht beim Frühstücke erschien, dagegen melden ließ, er habe sich eine Erkältung zu-

gezogen, könne vorläufig weder das Zimmer noch sein Bett verlassen, daher auch nicht mit den Anderen abreisen und bitte seinen freundlichen Wirth, ihm noch auf einen Tag oder ein paar Tage Gastfreundschaft zu gewähren und die Ungelegenheit zu entschuldigen, welche er durch diese unliebsame Zufälligkeit verursache.

Hedwiga ahnte so wenig wie die Anderen, daß Ottokar sich verstelle, ihr war das Verbleiben desselben höchst unangenehm, wenngleich sie dachte, daß es keine Gefahr für Erlau in sich schließe, da Klamtomitz ja genöthigt sei, das Zimmer zu hüten, somit nicht umherspioniren könne.

Einige der Herren statteten, bevor man zur Weiterreise aufbrach, dem vermeintlich Unpäßlichen, dem ein Thee bereitet worden war und der ärztlichen Beistand für unnöthig erklärte, einen kurzen Besuch ab. Peschek that dasselbe.

Ottokar spielte seine Rolle so gut, daß man überzeugt war, er habe einen leichten Fieberanfall, der jedoch nicht besorgnißerregend sei Klamtomitz

versicherte seinen Freunden, daß seine Trennung von ihnen nur eine kurze sein und er sie bald einholen werde; so entfernten sie sich denn beruhigt.

Der Bischof, die Feudalherren und Junker verabschiedeten sich von Peschek und dessen schöner Tochter und machten sich in ihren Kaleschen auf den Weg zu dem nächsten hochadeligen Großgrundbesitzer, der vier oder fünf Meilen ostwärts von Erlowitz ansässig war.

Hedwiga athmete erleichtert auf, doch sie fand, als nun die Gäste, bis auf den fatalen Baron Ottokar, fort waren, nicht sogleich Gelegenheit, sich mit dem Vater über den Vorfall der gestrigen Nacht und über weitere Maßnahmen in Bezug auf die Sicherheit des Grafen Erlau zu besprechen, denn der Baron, ein eifriger Landwirth, hatte sich nach der Abfahrt der Herren sofort zu seiner Oekonomie begeben.

Die Baronesse suchte also ihr Boudoir auf. Aber wenn sie auch glaubte, nun nicht mehr um den Grafen so besorgt sein zu dürfen, wie am vorher-

gehenden Tage, bemächtigte sich ihrer doch, als sie jetzt allein war, ein beklemmendes Gefühl. Wohl war die Ruhe in das Schloß zurückgekehrt, aber sie blieb dem Herzen Hedwiga's fern.

Es überkam sie eine Traurigkeit, deren Ursache sie nur zu gut erkannte. In ihrer Einsamkeit beschäftigten sich ihre Gedanken nur zu lebhaft mit dem interessanten Flüchtlinge, für den sie doch nichts weiter als eine mitleidige Theilnahme hegen durfte, wollte sie sich nicht ganz unberechtigten und aussichtslosen Gefühlen überlassen.

„Fürwahr, die arglose Thekla," so dachte Hedwiga seufzend, „leistete ihrer Freundin einen schlechten Dienst, als sie ihren Geliebten bestimmte, sich nach Erlowitz zu wenden."

Hedwiga wähnte am Morgen zuvor, die für Erlau erwachte Leidenschaft unterdrückt zu haben, und jetzt, in der Stille der Einsamkeit, machte sie sich wieder geltend, um so wehmüthiger, als der Gegenstand, welcher einen so bezwingenden Eindruck auf das Gemüth der jugendlichen Baronesse gemacht

hatte, mit ihr gewissermaßen unter einem und demselben Dache weilte, sich wenigstens so ganz in ihrer Nähe befand.

Hedwiga blieb so eine geraume Weile ihren melancholischen Träumereien hingegeben, als die Zofe Rosinka erschien und ihrer Gebieterin einen Brief überreichte, den ein Bote von der nächsten größeren Ortschaft, in der sich ein Postamt befand, gebracht hatte.

Die Baronesse nahm mechanisch das Schreiben entgegen und warf einen gleichgültigen Blick auf die Adresse.

Diese war wohl korrekt, doch mit schwerfälliger, sicherlich im Schreiben wenig gewandter Hand geschrieben.

Hedwiga ward nun auf den Brief aufmerksamer; er konnte nicht von einer Prager Bekannten herrühren. Und nun sah sie auch, daß der Poststempel das Städtchen Starnitz als den Aufgabeort des Schreibens ausweis.

Gespannt öffnete sie dasselbe jetzt hastig; ihr

Blick glitt sofort zu der Unterschrift hinab. Sie las den Namen: Reinhard.

„Ah," murmelte sie erregt, „der junge Pächter, welcher mir das Schreiben der Gesellschafterin Thekla's und das Briefpacket für den Grafen brachte. Was kann er mir zu melden haben? Was mag nur wieder geschehen sein?"

Rasch überflog sie den Inhalt des nicht gerade glatt stylisirten, doch ohne sonderliche Fehler und leserlich geschriebenen Briefes.

Der ehrliche Reinhard meldete keine besonders erfreulichen Dinge. Er sagte, es werde ihm in der nächsten Zeit ganz unmöglich sein, persönlich eine Botschaft nach Erlowitz zu bringen, er dürfe es nicht wagen, nach dort zu reiten, da er bemerkt habe, daß man vom Schlosse Starnitz aus ein Augenmerk auf ihn richte, man also Mißtrauen gegen ihn hege und wohl jeden seiner Schritte im Stillen beobachte. Zugleich berichtete er, Fräulein Natalie von Gleibach habe ihre Entlassung erhalten, Laura ebenfalls, die Prinzessin werde strenge durch die Kammerfrau

der Fürstin überwacht und dürfe ihre Gemächer nicht verlassen, es habe also wohl in der fürstlichen Familie ein heftiger Auftritt stattgefunden, über den er erst Näheres erfahren könne, sobald die Schwester Laura, die sich noch im Schlosse befinde, mit ihren Habseligkeiten zu ihm nach der Pachtung gekommen sei. Der junge Pächter fügte noch hinzu, daß er Fräulein von Gleibach in der Stadt einen Augenblick gesehen und die sehr bestürzte und niedergeschlagene Dame ihm nur gesagt habe, er möge der Baronesse nur in irgend einer Weise zu wissen thun, daß die Prinzessin Starnitz nun auf keinen Fall zu einem Besuch nach Erlowitz kommen könne, der Herr Graf Erlau also, sollte er inzwischen dort wohlbehalten eingetroffen sein, nicht darauf rechnen dürfe, sie daselbst zu sehen, und daher darnach trachten möge, so bald wie möglich sich über die Grenze nach dem preußischen Schlesien zu flüchten. Dieses möge er um so schleuniger thun, als man Alles aufgeboten habe, seiner habhaft zu werden. Der wackere junge Pächter schloß sein Schreiben mit

der Versicherung, daß er Weiteres sofort melden werde, nachdem er seine Schwester Laura ausgefragt und falls sich etwas Besonderes im Schlosse ereigne und zu seiner Kenntniß gelange.

Hedwiga ward durch den Inhalt des Briefes peinlich berührt. Es drohten also für die arme Thekla die ärgsten Verwicklungen und auch für den Grafen Erlau mehrte sich die Gefahr. Im ersten Moment aber fiel es der Baronesse am schwersten auf's Herz, daß der Graf so eilig wieder seinen Zufluchtsort verlassen solle.

Doch war eine schleunige Fortsetzung seiner Flucht nicht von der Nothwendigkeit geboten? Umlauerte ihn nicht diesseits der Grenze das Verderben überall?

„Ja, er muß fort," seufzte Hedwiga, „heute noch, wenn es sich irgend thun läßt. Und es ist so besser — ja, ja, — besser für mich!"

Traurig sann sie eine Weile nach, dann sagte sie sich, daß sie das Schreiben des Pächters dem

Vater mittheilen müsse, damit dieser den Grafen von Allem in Kenntniß setze.

Die Baronesse verließ eilig ihr Boudoir, ihren Vater in der Oekonomie aufzusuchen.

Aber schon im Korridor des ersten Stockes erfuhr sie, daß sich der Baron bereits in seinem Arbeitszimmer befinde.

Hedwiga begab sich dorthin.

Der Baron empfing sein geliebtes Töchterchen diesesmal mit einer ziemlich finsteren Miene.

„Ich weiß Dir keinen großen Dank dafür, mein Kind," sagte er beinahe hart, bevor noch Hedwiga das Wort ergreifen konnte, „daß Du mich batest, mich Deines Schützlings anzunehmen. Durch ihn ward ich gestern verschiedenemale in arge Verlegenheit gebracht und in der verflossenen Nacht hätte mich der Unbesonnene, der vermuthlich im Parke sorglos spazieren gehen wollte, während er doch bemerken mußte, daß im Schlosse noch Alles auf den Beinen sei, fast ganz und gar compromittirt!"

Hedwiga neigte sich zärtlich und begütigend zu

dem Vater, der am Schreibtische saß, schmiegte sich einschmeichelnd an ihn und antwortete: „Verzeih' mir, Väterchen, ich wollte Dir keine Sorgen bereiten, und hast Du sie gehabt, so theilte ich sie ja redlich mit Dir. Und nun ist von Deinen Gästen ja auch nichts mehr zu befürchten, sie sind fort, der Schlimmste von ihnen ist freilich leider zurückgeblieben, doch er muß das Bett hüten, wird uns also nicht gefährlich sein!"

„Aber zum Kukuk, Kind," brummte Peschek, „wenn auch Alles leidlich vorüberging, — ist es nicht fatal genug, daß nun die Herren über mich lachen oder wenigstens von mir denken werden, ich sei mit meinem Gespensterglauben, den ich nothgedrungen mir andichten mußte, ein recht alter thörichter Schwachkopf?"

„Nicht doch, Vater!" versetzte Hedwiga zuversichtlich. „Die Herren wissen sehr wohl, daß man Familientraditionen respektiren muß, daß ein aufgeklärter Mann, wie Du, nicht vom Aberglauben, sondern von Pietät für seine Vorfahren dabei geleitet wird. Gewiß," fuhr sie herzlich fort — „Du bereust

es nicht, einem Unglücklichen, einem schuldlos Verfolgten die rettende Hand geboten zu haben, zumal der Dir verhaßte Fürst Starnitz der Urheber aller Leiden des Grafen Erlau ist!"

Die letzten Worte waren sehr klug berechnet, sie wirkten auch sofort. Die finstere Miene des Barons verschwand. Er fühlte sich aber wohl erst eigentlich erleichtert, als ihm Hedwiga dann sagte, der Graf werde nun so bald wie möglich seinen Schlupfwinkel und überhaupt Erlowitz verlassen müssen.

Sie gab nun den Brief Reinhards ihrem Vater zu lesen und meinte, er möge doch sogleich mit dem Grafen reden.

Davon jedoch wollte Peschek nichts wissen und er runzelte flüchtig ein wenig die Stirn.

„Die ganze, doch immer unliebsame Geschichte," entgegnete er etwas starrköpfig, „ist eigentlich Deine Angelegenheit, Du magst sie also selber ausfechten, ich will damit nichts mehr zu thun haben. Es ist genug, wenn ich Dir dabei freie Hand lasse!"

„Wie?“ fragte Hedwiga erstaunt und verlegen. „Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll?“

„Das ist doch sehr einfach — ich habe dem Grafen Schutz gewährt, als die Gendarmen ihn verfolgten und er Gefahr lief, einer niederträchtigen Verleumdung halber in eine sehr schlimme Lage zu gerathen, aber mit seinem unglücklichen Liebesromane will ich mich nicht befassen, das ist keine Sache für mich alten Mann. Ich überlasse also Alles Dir — rede Du mit dem Grafen!“

„Ich?“ hauchte Hedwiga, die Mühe hatte, ihre Befangenheit, ihre Bestürzung zu verbergen. Wie könnte ich —?“

„Nun,“ erwiederte der arglose Baron, der das lebhafte Erröthen seiner Tochter nicht gewahrte, da sein Blick noch auf Reinhards Brief haftete, „ich werde durch Novak dem Grafen sagen lassen, daß Du ihm dringende Mittheilungen zu machen habest, und da die Umstände derart seien, daß Du ihn, den Flüchtling, nicht empfangen könntest, so werdest Du im alten Thurme in Begleitung meines Kammer-

dieners ihn aufsuchen. Deine Handlungsweise, mein Kind, ist durch die Verhältnisse gerechtfertigt — ich aber bin einer Verantwortlichkeit enthoben, die — ich nicht tragen mag. Und nun geh', liebes Kind, was Du beschließest, ist mir recht — geh', ich habe hier noch allerlei Papiere durchzusehen!"

Peschek reichte seiner Tochter den Brief des jungen Pächters. Hedwiga küßte den Vater und ging.

Ihr Gemüth war heftig bewegt — sie hatte den Grafen nicht wiedersehen wollen, und nun mußte dieses doch geschehen.

Druck von Beuckert & Radetzki, Berlin, Alte Jakobstr. 20.

Die Rosen-Prinzessin.

Roman

von

Adolf Schirmer

(Verf. von: „Altkatholisch", „Spioxin", „Lütt Hannes", „Waldmensch" u. s. w.)

Dritter Band.

LIEBERMANN'SCHE LEIHBIBLIOTHEK IN ERFURT.

Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1874.

LEDERMANN'SCHE
LESEBIBLIOTHEK
vorm. C. A. Ledermann
ERFURT

Erstes Kapitel

Er weiß sich zu helfen.

Bevor wir daran gehen, die Zusammenkunft zu schildern, welche noch am Vormittage zwischen der Baronesse Peschek und Rudolf stattfand, müssen wir erzählen, wie es diesem erging, seit wir uns nicht mit ihm beschäftigten. Es ist daher nothwendig, daß wir dort wieder anknüpfen, wo wir in unseren Mittheilungen über ihn abbrachen.

Nachdem Rudolf in der ersten Nacht, welche er in dem alten Thurme zubrachte, das für den Grafen Erlau bestimmte Briefpacket geöffnet hatte, las er lange, wie wir gesagt haben: es mochte schon die zweite Morgenstunde geschlagen haben, als er erst mit seiner Lektüre zu Ende war.

Nachdem dieses geschehen, schob er sämmtliche

Briefe wieder in das Couvert und steckte das Päckchen ein.

Er fühlte noch nicht das Bedürfniß zu schlummern, denn er hatte ja in dem wüsten Pavillon des Parkes von Sonnenuntergang an bis Mitternacht ganz vortrefflich geschlafen und sich dadurch von den ausgestandenen Strapazen des Tages überraschend erholt. Zudem regte ihn das, was er aus den Briefen des Grafen Erlau an die Prinzessin Thekla erfahren hatte, zu lebhaftem Nachdenken an.

Er lehnte sich also in den alterthümlichen Fauteuil zurück und überließ sich allerlei Betrachtungen, die so ernst waren, wie jetzt seine Miene.

„Ein so seltsames, schwerwiegendes Geheimniß erwartete ich nicht zu entdecken!“ murmelte er vor sich hin. „Ich war darauf gefaßt, einen Blick in die kleinen Angelegenheiten eines schwärmerischen Liebespaares zu thun, und nun stellt es sich heraus, daß die Prinzessin und der Graf, den ich hier in Erlowitz vorstelle, längst durch das Band der Ehe heimlich mit einander verbunden sind — freilich einer

Civilehe, die hier zu Lande sehr stark anfechtbar ist. Ein merkwürdiges Paar, in der That —! Mann und Frau, und doch nicht Fisch und nicht Fleisch!"

So ernsthaft Rudolf beim Beginne seiner Betrachtungen gewesen war, konnte er sich jetzt doch nicht enthalten, spöttisch zu lächeln.

„Das hat er nun davon!" fuhr er fort. „Es geht doch nichts über einen gesunden Realismus, bei dem man wenigstens mit beiden Füßen auf der Erde bleibt und nicht nöthig hat, eines schönen Tages über Hals und Kopf das Weite zu suchen. Doch halt —" fügte er wieder ernhaft hinzu — „ich philosophire da so lebenspraktisch und habe doch auch davonlaufen müssen und ganz gewiß nicht, weil ich mich allzuviel mit einer übersinnlichen Welt eingelassen und darüber die reale vergessen! Ja, das ganze Dasein des Menschen ist ein Kunterbunt, ein Wirrwarr von Zufälligkeiten, vor denen wir uns meistens mit dem besten Willen und der nüchternsten Lebensanschauung nicht bewahren können und die uns wie einen Spielball hin und her schleudern. Stecke ich

selbst nicht gegen meinen Wunsch und Willen bis an den Hals im Phantastischen und Abenteuerlichen? Ich habe einen Vater, der mir unbekannt ist, ich befinde mich auf der Flucht, weil man mich für einen Räuber und Mörder hält, ich sitze hier in einem alten Thurme, in dem Gespenster umgehen sollen, ich spiele die Rolle eines Grafen, wie in dem schönsten Märchen für große und kleine Kinder, eine holde Fee beschützt mich, die mich nie zuvor gesehen, sie wendet mir eine gewisse Sympathie zu — Sympathie, ach, ich wollte, es könnte noch etwas mehr daraus werden! — und das Alles, ohne daß ich es besonders darauf angelegt hätte, mich in eine phantastische Existenz zu verrennen, ohne daß man mir den Vorwurf machen könnte, ich sei ein überschwänglicher Idealist! Ja, das ganze Leben ist eine Tollhäuslerwirthschaft, man kommt immer noch am besten dabei weg, wenn man die ganze Geschichte von der lustigen Seite auffaßt, und dieser mein Grundsatz ist vielleicht das, was ich meinen „guten Stern" nenne. Es ist also eine höhere Macht als der täp-

pische Zufall, denn er lehrt mich diesen mit Humor ertragen! — Aber was nun? Was soll ich mit den Briefen des Grafen anfangen? Ich muß meine Rolle hier fortspielen, also muß ich das Päckchen auch vorläufig behalten. Bin ich einmal erst über die Grenze und in Sicherheit, dann kann ich es dem Grafen senden. Doch wer weiß, wo er dann steckt? Der arme Teufel ist vielleicht erwischt worden, ich glaube es sogar, da er sich hier nicht blicken läßt — zu meinem Glücke! — Diese Briefe haben mich doch ein wenig sentimental gemacht — wenn ich dem unglücklichen Ehepaare nur helfen könnte — lächerlich! — weiß ich denn schon, wie ich mir selbst durchhelfen werde?"

Rudolf sann eine Weile nach; seine sonst so keckmunteren Züge drückten jetzt einen Anflug von Wehmuth aus.

„Ob ich die Baronesse wiedersehen werde?" sagte er alsdann halblaut und träumerisch. „Ich darf es mir nicht verhehlen, sie hat einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als dies je zuvor ein

weibliches Wesen vermochte. Wäre ich übrigens nicht ein Thor, wollte ich mich in sie verlieben? Sie ist die Tochter eines vornehmen Mannes, ich — heiße schlichtweg Rudolf Bruckner und kenne nicht einmal meine Abkunft, ich bin nichts weiter, als ein — nur gerade heraus — ein verleugneter Bastard!"

Rudolf erhob sich mit einem Seufzer.

Er wollte die Lampe nehmen und damit das anstoßende Gemach betreten, aber er erinnerte sich noch zu rechter Zeit, daß dort kein Licht brennen dürfe.

So musterte er denn im Halbdüster seine neue Schlafstätte, die sich etwas unheimlich präsentirte, was unseren Flüchtling übrigens wenig kümmerte, und sein Bett, das er vortrefflich fand. Dann entkleidete er sich, schlüpfte nach dem Alkoven, löschte dort die Lampe aus, tappte nach dem Bette zurück, kroch in dasselbe und streckte sich um so behaglicher aus, als er dabei unwillkürlich der verflossenen Nacht gedenken mußte, die er unter freiem Himmel zugebracht hatte.

Er blieb wohl noch eine halbe Stunde wach. Dann und wann vernahm er da und dort ein leises Rascheln und Pfeifen, aber es fiel ihm ganz und garnicht ein, dabei an die Winke zu denken, welche ihm Novak über einen nächtlichen Spuk im Thurme gegeben, er sagte sich nur: „In jedem alten Gemäuer hausen doch Ratten und Fledermäuse — ich hoffe, diese hier werden mich nicht hindern, gehörig auszuschlafen!"

Da ihm der Schlummer nicht gleich kommen wollte, so wäre er gern wieder aufgestanden, zum Zeitvertreib das ganze alte Nest zu besichtigen, namentlich jene Zimmer des ersten Stockes, die zu sehen er um so neugieriger war, als der Kammerdiener des Barons mit einer gewissen Scheu von denselben geredet hatte, doch das Lichtverbot setzte ja seinen Wünschen ein Ziel, daher hieß es, sich bis zum Morgen zu gedulden und jetzt ruhig den Schlaf zu erwarten.

Dieser schloß ihm denn auch endlich die Augen und er schlief bald so köstlich und fest, daß weder

die Ratten ihn genirten, noch ein Höllenspuk — hätte derselbe geruht, sich bei ihm einzustellen — ihn erweckt haben würde.

Er schlief bis ziemlich spät in den Tag hinein und bis Novak mit dem Frühstücke erschien.

Der Alte sorgte gewissenhaft und diensteifrig für die Bequemlichkeit des „Herrn Grafen", er reinigte ihm den Anzug, brachte frische Wäsche von Seiten des Barons und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm die Baronesse ganz besonders eingeschärft habe, auf den Comfort des „Thurmgastes" sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten.

Rudolf erhob sich, ließ seine Wunde neuerdings verbinden, brachte seine Toilette in Ordnung, frühstückte und schickte sich sodann an, nachdem der Kammerdiener durch die mit dem Thurme in Verbindung stehende kleine Galerie ihn verlassen hatte, seine ganze Wohnung in Augenschein zu nehmen.

Neugierig begab er sich nach dem ersten Stockwerke hinunter, betrat er dort die unverschlossenen Gemächer.

Der Thurm hatte nur zu drei, nicht besonders großen und niedrigen Zimmern Raum geboten. Das überraschte Rudolf nicht, aber er war erstaunt über die befremdliche Ausstattung dieser Räumlichkeiten. Er hatte erwartet, die Zimmer in demselben Zustande zu finden, in welchem sich das obere Schlafgemach befand, war überzeugt gewesen, er werde dort nur auf verblichenen Plunder aus dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert stoßen, einen Blick auf die morschen Zeugen einer längst verrauschten Zeit werfen, und nun gewahrte er, daß nur ein geringer Theil der Einrichtungsstücke und Ausschmückung dieser Gemächer ein ungewöhnliches Alter verkündeten oder in halbzerfallenem Zustande waren. Es bot sich ihm ein ganz absonderliches Gemisch alterthümlicher und ziemlich moderner Gegenstände dar, die ersteren jedoch waren, wie soeben angedeutet, nur in der Minderzahl vorhanden. Statt uralter, farbloser und vermoderter Stoffe deckten Tapeten, welche etwa vor zwanzig oder dreißig Jahren mochten modern gewesen sein, die Wände, ein venetianischer Spiegel

aus jenen Tagen, da noch die Patrizier der Dogenstadt allmächtig waren, kontrastirte seltsam zu einem Klavier, welches darunter stand und einer Zeit entstammte, in der jene elenden Spinetten längst abgethan waren, mit denen sich noch ein Haydn und Mozart begnügen mußten. Eines der Gemächer, das kleinste, war ein Schlafzimmer; Rudolf schloß aus verschiedenen Gegenständen, welche er dort vorfand, daß dieses Stockwerk zuletzt von einer Dame mußte bewohnt worden sein, es ward ihm das zur Gewißheit, als er in dem größten und am wohnlichsten eingerichteten Gemache in einer Fensternische ein Nähtischchen entdeckte. In dem letztgenannten Zimmer, in dem nur die Glasmalereien der kleinen in Blei gefaßten Fenster, die verschlossenen seidenen Vorhänge und ein uralter Schrank an verflossene Jahrhunderte gemahnten, hing an einer der Wände das lebensgroße Bildniß einer jungen Dame. Dieses Bild, obwohl es durch die Einwirkung von Feuchtigkeit und Staub alt und rissig aussah, konnte erst vor dreißig oder vierzig Jahren gemalt worden sein,

denn der Schnitt der Kleidung, in welcher die Dame dargestellt worden, deutete entschieden darauf hin.

Rudolf ward durch den Anblick dieses Bildes ganz eigenthümlich gefesselt. Aus den regelmäßig schönen, etwas blassen Zügen dieser Dame, vor Allem aber aus ihren dunklen, wunderbar ausdrucksvollen Augen schien eine tiefe Schwermuth zu sprechen, die unwiderstehlich anzog, die geeignet war, ein lebhaftes Interesse, ein fast peinliches Mitgefühl für die hohe, stolze Erscheinung der mit dem Zauber der Jugend ausgestatteten Frauengestalt zu erwecken. Das Bild war meisterhaft gemalt, nur ein Künstler, der den tiefinnersten Charakter der Dargestellten erfaßt hatte, konnte es ausgeführt haben.

Rudolf blieb sinnend vor dem Gemälde stehen. Er fühlte sich durch dasselbe sonderbar bewegt, weich und wehmüthig gestimmt, er vermochte sich nicht zu sagen, weshalb? Aber ebensowenig war es ihm möglich, alsbald den Blick davon abzuwenden.

„Dieses schöne Wesen war sicher nicht glücklich!“ murmelte er vor sich hin. „Wen mag dieses Bild

darstellen? Und wie kommt es hierher in den alten, augenscheinlich seit langer Zeit unbewohnten Thurm? Gehört es zu den Familienbildern der Peschecks, warum hängt es dann nicht im Schlosse, sondern hier, an so verlassener Stätte? War diese Dame vielleicht eine Bewohnerin dieser Räume? Dann wäre ja geradezu eine Gefangenschaft über sie verhängt gewesen — denn wer könnte sich freiwillig hierher verbannt haben? Seltsam — ich bin noch nie von einem Bilde so ergriffen worden, als von diesem! Wie schade, daß mich der ehrliche Novak bereits verlassen hat; er muß mir noch heute darüber Aufschluß geben, er kann es sicher, denn er steht bei dem Baron ja schon so lange im Dienste!"

Nur mit Ueberwindung vermochte sich Rudolf endlich von dem Gemälde, von den seelenvollen Augen, die so traurig und zugleich geheimnißvoll auf ihn herabzublicken schienen, zu trennen.

Nachdem er sämmtliche Räumlichkeiten und alle Gegenstände in denselben besichtigt hatte, kehrte er wieder nach dem kleinen Zimmer zurück, in welchem

er geschlafen. Er hätte gern noch zuvor die Plattform des Thurmes bestiegen, doch er durfte dieses ja nicht während der hellen Tageszeit thun.

Er holte sich einige Bücher und Journale aus dem Alkoven, setzte sich an das Fenster und vertrieb sich die Zeit, so gut es gehen wollte.

Immer und immer aber kehrte die Erinnerung an das Bild, das er gesehen, ihm zurück.

Endlich erschien Novak mit dem Mittagsmahle.

„Entschuldigen Euer Gnaden, daß ich so spät komme," bemerkte der freundliche Alte, „ich mußte sehr vorsichtig sein, damit man im Schlosse nicht dahinter komme, daß ich hierher schleiche!"

„Sagen Sie mir doch, Novak," hob Rudolf sogleich an, „wen stellt denn jenes Gemälde vor, das mir diesen Morgen beim Besichtigen der unteren Gemächer aufgefallen ist? Eine interessante, etwas blasse Dame —!"

„Eine interessante, etwas blasse Dame!" wiederholte der Kammerdiener sichtlich verlegen. „Ja, Euer Gnaden — ich —"

„Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Sie es nicht wissen? Sie sind ja hier so zu sagen ein altes Hausmöbel!“

„Allerdings, Herr Graf, und es ist mir auch nicht eingefallen, mich einer Ausrede bedienen zu wollen — wäre auch kein Grund dazu vorhanden —“

„Nun also! Wen stellt es dar? Eine Verwandte des Baron Peschek?“

„Seine verstorbene Schwester, die Baronesse Elisabeth!“ antwortete Novak nach kurzem Zögern.

„So, so! Wie kommt es denn, daß dieses Bild im alten Thurme hängt und nicht in einem der Schloßsäle? Ist es nicht ähnlich? Ich kann mir das nicht denken, denn eine Meisterhand hat es geschaffen!“

„Ach, nur zu ähnlich, Euer Gnaden —“

„Zu ähnlich? Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich bitte um Vergebung, das Wort ist mir nur so herausgerutscht — es — es hat keine weitere Bedeutung!“

Rudolf entging nicht die Verlegenheit des Männchens, das rasch fortfuhr: „Wollen Euer Gnaden denn hier speisen? Im ersten Stock wäre es angemessener —“

„Da wir einmal hier sind,“ unterbrach ihn Rudolf lächelnd, so lassen wir es dabei bewenden — der alte wacklige Tisch dort wird wohl nicht zusammenbrechen. Sagen Sie mir doch ferner — war jene Baronesse Elisabeth die einzige Schwester Ihres Herrn?“

„Ja, Herr Graf!“

„Und ist sie schon lange todt?“

„Sehr lange!“ entgegnete Novak, während er eifrig den Tisch deckte.

„Sie haben mir eine meiner Fragen noch nicht beantwortet!“ begann Rudolf von Neuem. „Wie kommt es, daß das Bild im Thurme hängt und nicht im Schlosse? Ich knüpfe daran noch eine Frage — wie kommt es, daß die Schwester des Barons in diesem alten Gemäuer wohnte und nicht in dem

stattlichen, jedenfalls glänzend eingerichteten Herrenhause?"

„Der Herr Graf wissen das schon?" stammelte Novak fast erschrocken, indem er Rudolf anstarrte.

„Ich weiß es nicht gerade bestimmt," versetzte dieser lächelnd, „ich vermuthe es, weil ich in jenen Zimmern einigen Hausrath und Toilettengegenstände bemerkte, welche nur einer Dame angehört haben können. Ihre junge Baronesse, oder deren Mutter, hat wohl schwerlich jemals Lust verspürt, sich nach einem solchen Aufenthaltsorte zeitweilig zurückzuziehen, und Gäste vom schönen Geschlechte wird Ihre Herrschaft wohl auch nicht dort untergebracht haben. Zudem spricht aus den Zügen des Bildes der Baronesse Elisabeth etwas dafür, daß sie Freundin von einer stillen, abgeschiedenen Lebensweise gewesen sei."

„Der Herr Graf haben ganz richtig geschlossen — die Schwester des Herrn Baron hat in der That die Zimmer des ersten Stockes bewohnt — ein ganzes Jahr hindurch —"

„Wie? Also auch im Winter?"

„Ja — Euer Gnaden werden bemerkt haben, daß die Zimmer heizbar sind!"

„Und ihr Aufenthalt an einem solchen Orte war ein freiwilliger?" fragte Rudolf rasch, indem er den Kammerdiener scharf anblickte.

„Na—türlich!" stotterte Novak befangen und fuhr dann mit ziemlicher Geläufigkeit fort: „Der Herr Graf werden doch nicht etwa denken, daß der Herr Baron Peschek seine leibliche, seine einzige Schwester hier gefangen gehalten habe? Die Geschwister liebten einander sehr, aber die Baronesse Elisabeth ward kränklich, verfiel aus diesem Grunde in Schwermuth und zog sich aus dem geräuschvollen Treiben der Welt hierher zurück. Der alte Thurm wurde ihr Lieblingsaufenthalt, sie verließ ihn schließlich — garnicht mehr und starb dann auch in jenem Zimmer, in welchem der Herr Graf das Bildniß der unglücklichen Dame haben hängen sehen. Der Herr Baron verheirathete sich erst einige Jahre nach dem Tode seiner Schwester — ihr Verlust war ihm selbst

zu Herzen gegangen, auch er war etwas melancholisch, verbittert und menschenscheu geworden, doch seine glückliche Ehe, die leider nicht lange dauerte, stimmte ihn wieder heiterer, und als seine Gemahlin gestorben war, da versöhnte ihn das liebliche Aufblühen seines Kindes mit seinem Schicksale — ja, was ich eigentlich sagen wollte, der Herr Baron ließ das Bild seiner Schwester im Thurme, damit es seinen Augen entrückt sei und er nicht durch dasselbe an sehr trübe Stunden seines Lebens erinnert werde. Und nun denke ich, daß ich den Herrn Grafen vollständig zufriedengestellt habe — ich wüßte auch weiter nichts zu sagen — als daß der Herr Graf geruhen mögen, das Essen nicht kalt werden zu lassen, es ist Alles bereit, Euer Gnaden entschuldigen — ich muß jetzt wieder meinen Obliegenheiten im Schlosse nachgehen."

Novak entfernte sich rasch; die hastige und verlegene Weise, in welcher er Auskunft ertheilt hatte und dann sich zurückzog, gab Rudolf die Ueberzeugung, daß der Alte nicht vollständig die Wahrheit geredet

habe und nur sich so schleunig zurückziehe, um weiteren Fragen auszuweichen.

Es lag da unzweifelhaft ein Geheimniß vor, es knüpfte sich wohl, so dachte unser Flüchtling, irgend ein Familiendrama an die Stätte, welche ihm vorläufig zum Asyl geworden war.

Aber Rudolf zerbrach sich nicht nutzlos den Kopf darüber, er fühlte sich auch nicht bewogen, von dem Vater der reizenden Baronesse Hedwiga Schlimmes zu denken, denn in dem Herzen des jungen Mannes überwog die Dankbarkeit für Peschek und die Tochter desselben jede andere Empfindung.

Rudolf ließ sich sein Mittagsmahl vortrefflich schmecken, zündete sich dann eine der köstlichen Cigarren an, welche er in einer Kassette fand, die der sorgsame Kammerdiener auf den Tisch gestellt hatte, und begann sich sehr behaglich zu fühlen. Diese Behaglichkeit hätte sich noch vermehrt, wäre es ihm verstattet gewesen, jetzt einen Spaziergang durch den frischgrünen Park zu unternehmen, nach dem er sehnsüchtige Blicke warf.

Er seufzte, denn sein Loos war doch mehr oder weniger dasjenige eines Gefangenen; die Sehnsucht nach Freiheit ist aber dem Menschen ein angeborener Trieb.

Doch eine andere Sehnsucht erwachte jetzt mächtiger in Rudolf. Er hatte, als er das erste Stockwerk besichtigte, zu verschiedenenmalen vorsichtig durch die kleinen Fenster nach dem Schlosse und den Gartenanlagen gespäht, in der Hoffnung, seiner anmuthigen Beschützerin ansichtig zu werden.

Seine Bemühungen waren vergeblich gewesen — wie leicht erklärlich ist, da die Baronesse ja an demselben Vormittage eine Unpäßlichkeit vorgeschützt hatte, um ihre Gemächer nicht verlassen zu müssen.

Nachdem Rudolf nun gespeist hatte, zog ihn der Gedanke an Hedwiga wieder nach den Fenstern der unteren Gemächer hin; er nahm sich vor, dort auf der Lauer zu liegen, und müsse er den ganzen Nachmittag darauf verwenden, — wußte er doch ohnehin nicht, wie er mit guter Manier seine Zeit todtschlagen solle — des Anblickes der jungen Dame, deren

Zauber ihm bereits so gefährlich geworden war, wenn auch nur für einige Augenblicke theilhaftig zu werden.

Noch etwas Anderes trieb ihn mit fast unwiderstehlicher Macht an, jene Gemächer aufzusuchen — das ein räthselhaft sympathisches Gefühl in ihm erweckende Bildniß der Tante Hedwiga's. Er beschloß, die Schränke, das Nähtischchen, kurz Alles, dessen sich die verstorbene Baronesse bedient haben mochte, zu durchstöbern, und er knüpfte an diesen Vorsatz die Hoffnung, irgend etwas zu finden, was ihm Aufschlüsse oder doch wenigstens Andeutungen über das Leben und die Schicksale der Verstorbenen, deren jedenfalls trübseliges Ende ihm mysteriös erschien, zu geben geeignet sein möge.

So begab er sich denn neuerdings nach dem Mittelgeschosse des Thurmes.

Wieder fesselte ihn das Bild lange und stimmte ihn wehmüthig. Dann machte er sich an sein Vorhaben. Wo er aber auch suchen mochte, nirgend fand er auch nur das Geringste, das seine Neugier auch nur einigermaßen hätte befriedigen können; der

Baron Peschek hatte sicher Alles entfernt, was näheren Bezug auf seine Schwester haben mochte, auch nicht ein Blättchen Papier, irgend eine flüchtige Aufzeichnung enthaltend, kein Erinnerungszeichen, nichts war irgendwo zu entdecken.

Doch in anderer Beziehung war Rudolf glücklicher — er sah Hedwiga in den Gartenanlagen erscheinen. Und nun ward die Tante Elisabeth, ihr fesselndes Bildniß und alles Andere völlig vergessen.

Rudolf kauerte hinter den bemalten Fensterscheiben, beobachtete erregt, seine Gestalt hinter den Vorhängen verbergend, die anmuthige Erscheinung. Keine ihrer Bewegungen entging ihm. Mit einem Gefühle von Neid und Bitterkeit sah er, wie die jungen Kavaliere ihr angelegentlich den Hof machten.

Plötzlich schien es ihm, als blicke ein Jeder der von ihm beobachteten Gruppe aufmerksam nach dem Thurme.

Rudolf fürchtete, man habe ihn gesehen, und zog sich vorsichtig, doch rasch von dem Fenster zurück.

Als er es dann später wagte, sich demselben

wieder zu nähern, da war die kleine Herren-Gesellschaft aus den Gartenanlagen verschwunden, mit ihr die liebreizende Baronesse Peschek.

Rudolf harrte noch lange am Fenster, Hedwiga kehrte nicht wieder. Es war finster geworden; er tappte unmuthig nach seinem Schlafzimmer hinauf, zündete im Alkoven seine Lampe an und nahm eines der Bücher zur Hand.

Er wußte kaum, was er las — der Gedanke an seine jugendliche Beschützerin wollte nicht von ihm weichen.

So schlich ihm die Zeit mit bleierner Schwere hin. Endlich erschien Novak mit dem Nachtessen, that sehr eilig, gab auf Befragen Rudolfs kurze Auskunft über die Schloßgäste und entfernte sich dann rasch wieder, nachdem er die Schlafstätte des jungen Herrn in Ordnung gebracht hatte.

Rudolf empfand etwas wie Niedergeschlagenheit und Unruhe zugleich, die Einsamkeit erschien ihm jetzt doppelt drückend.

Er rührte das Nachtessen kaum an und dachte

schließlich, der Teufel solle alle Grillen holen, er werde sie zu verschlafen suchen.

Er entkleidete sich und streckte sich auf das Bett, ließ die Lampe im Alkoven brennen. Aber ihn floh der Schlaf, seine Phantasie ließ die verschiedenartigsten Bilder an ihm vorüberziehen; er mußte des vermummten Boten seines geheimnißvollen Vaters gedenken, des räthselhaften Wohlthäters selbst, der Jugenderinnerungen und späteren Ereignisse, der Flucht, der Verwirrung, die sicherlich sein Verschwinden im Städtchen Starnitz hervorgerufen, der unglücklichen Baronesse, deren Antlitz im Bilde einen so seltsamen Schmerzensausdruck trug, der lieblichen Nichte der Verstorbenen. Und alle diese Eindrücke und Erinnerungen liefen bunt durcheinander, ließen ihn nicht zur Ruhe gelangen.

Gegen Mitternacht vermochte er nicht mehr diesen Zustand zu ertragen. Hastig erhob er sich vom Lager und kleidete sich an.

Er wähnte, die dumpfe Atmosphäre des Gemaches sei an seiner Ueberreiztheit schuld, und

beschloß daher, die Zinne des Thurmes zu ersteigen, dort frische Luft zu schöpfen.

Die Mauer der Thurmstiege hatte kein Fenster, es mußte also auf der Treppe eine undurchdringliche Finsterniß herrschen. Rudolf nahm daher die Lampe, verdeckte ihren Schein mit der Hand und begab sich zu dem Stiegenabsatze, von dem aus man zur Thurmzinne gelangen konnte. Er stellte die Lampe auf eine der Stufen, schlüpfte zur Plattform empor, öffnete mit einiger Anstrengung dort eine Fallthüre und trat vorsichtig an den Rand der Zinne.

Die herrliche Mondnacht erquickte ihn, doch er ward wieder verdrießlich, denn er hatte gehofft, man werde, da Novak ihm gesagt, daß die Gäste am nächsten Morgen sehr zeitig abreisen würden, sich im Schlosse bereits zur Ruhe begeben haben, und dann, dachte Rudolf, könne er ja getrost im Parke ein wenig Bewegung machen. Aber nun sah er noch am Herrenhause manche erleuchtete Fenster.

„Ich werde mich noch mindestens eine Stunde

gedulden müssen!“ sagte er sich trübselig, indem er wieder die Zinne verließ.

Er wollte diese Stunde nicht in dem engen, schwülen Schlafzimmer zubringen und so nahm er denn die Lampe und stieg nach der geräumigeren Wohnung des Mittelgeschosses hinunter.

„Vielleicht stattet mir dort ein Gespenst seinen Besuch ab,“ murmelte er vor sich hin, während sein alter guter Humor flüchtig in ihm aufblitzte, „vielleicht verkündet mir der Geist der verstorbenen Baronesse Elisabeth, daß — daß ich ein großer Narr sei, an das freudlose Dasein einer Kranken, deren ganze Erlebnisse etwa darin bestanden, daß sie bis an ihren Tod homöopatische Pillen verschluckte, allerlei Vorstellungen von romantischen Schicksalen und düsteren Begebenheiten zu knüpfen. Wie dem auch sei, irgend ein respectables Gespenst wäre mir jetzt erwünscht, denn die Zeit würde doch damit hingehen!“

Rudolf lächelte, als er im ersten Stocke das früher beschriebene Gemach betrat und dort die

Lampe auf den Tisch stellte. Doch unwillkürlich ward er wieder ernst und seltsam weich gestimmt, wie er nun von Neuem die wunderbar gemalten sanften und traurigen Züge der verstorbenen Dame sah und ihre Augen, als wären Leben und Empfindung in ihnen erwacht, ihn schwermuthsvoll anzublicken schienen.

Jetzt fiel ihm ein, daß er seine Anwesenheit im Thurme verrathe, wenn er in diesen Räumen ein Licht brennen lasse. Er löschte daher hastig die Lampe aus — zu spät, wie wir wissen, da dem im Garten weilenden Junker Wenzel, den Rudolf von der Zinne des alten Baues aus nicht gewahrt hatte, der Lichtglanz nicht entgangen war.

Rudolf zog Rock und Weste aus, ließ sich arglos auf den Divan nieder, der unter dem Bilde der Baronesse Elisabeth stand, und gab seinen Gedanken Audienz. Nach wenigen Minuten schon fühlte er das Bedürfniß, eine andere Luft als die dumpfige, in der er weilte, einzuathmen. Er erhob sich und dachte, daß er ohne Gefahr eines jener Fenster,

welche nach dem Parke und dem Schloßgraben hinausgingen und daher nicht vom Herrenhause aus gesehen werden konnten, öffnen könne.

Er führte seinen Vorsatz aus — was die nächste Folge davon war, das hat der Leser bereits aus den Mittheilungen erfahren, welche der Junker Wenzel von seinem nächtlichen Abenteuer der Schloßgesellschaft machte.

Als Rudolf so unerwartet den von Angst und Schrecken erstarrten Junker erblickte, da stieß er bestürzte ein „Verflucht!“ hervor und schlug hastig das Fenster wieder zu. Er sprang nicht von demselben fort, sondern zog sich nur blitzschnell hinter eine der Gardinen zurück und harrte dort, nochmals eine Verwünschung über seine eigene Unvorsichtigkeit vor sich hin murmelnd, regungslos des Weiteren.

Es war ihm das Entsetzen des jungen Mannes, der auf der Leiter stand, nicht entgangen und nun hörte er, wie die letztere krachend mit Demjenigen, welchen sie trug, zu Boden schmetterte, der Junker sich aufraffte und davon rannte.

Eilig schlüpfte Rudolf an eines der anderen Fenster, die sich an der Schloßseite des Thurmes befanden, und nun sah er den jungen Mann, wie von Hunden gehetzt, durch die Gartenanlagen laufen und in wilder Hast durch den rückwärtigen Haupteingang des Herrenhauses stürmen.

Rudolf mußte laut auflachen, ward im nächsten Augenblicke jedoch wieder sehr ernst gestimmt.

Er zog wieder Weste und Rock an, um auf alle Fälle bereit zu sein, entweder unwillkommene Besucher zu empfangen oder sich aus dem Staube zu machen.

Dann streckte er sich auf den Divan hin und horchte. Er vernahm nichts als das Knappern und Scharren der Mäuse, deren Geschlecht im alten Thurme zahlreich mochte vertreten sein, denn es schien unserem erwartungsvollen Horcher, als ob sogar über ihm, hinter dem großen Bilde der Baronesse Elisabeth, einige jener rastlosen, Alles benagenden Vierfüßler hin und her raschelten.

Da um den Thurm herum Alles ruhig blieb,

Rudolfs Befürchtungen sich also nicht verwirklichten, so nahm seine Spannung allmälig ab und ehe er sich's versah, schloß ein sanfter Schlummer seine Augen.

Er erwachte erst, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand, warm in das Gemach hineinleuchtete, der Reflex der buntbemalten Fensterscheiben wie ein farbenreicher Teppich da und dort auf dem altersgrauen Getäfel des Fußbodens blinkte.

In demselben Augenblicke, als er sich ermunterte, knarrte die zur Stiege führende Thür des Gemaches in ihren Angeln, trat Novak mit unruhiger und besorgter Miene über die Schwelle.

„Was giebt's, Alter?" fragte Rudolf lachend, indem er sich rasch von seinem improvisirten Nachtlager erhob. „Warum eine so bestürzte Miene?"

„Ich habe den Herrn Grafen oben vergebens gesucht," versetzte der Kammerdiener zögernd, „und dachte schon — Sie seien über alle Berge!"

„Wie so?"

„Nun wegen — wegen des fatalen Ereignisses der gestrigen Nacht!“

„Ah, es ist also im Schlosse bekannt geworden? Und doch ließ man mich unbehelligt?“

„Es war Ihr Glück, Herr Graf, daß ein ziemlich albernes, blutjunges Herrchen die Entdeckung machte, denn sonst hätte die Sache eine schlimme Wendung genommen. Der Junker verschwor sich hoch und theuer, daß er ein Gespenst gesehen habe, und da — lachte man ihn aus. Uebrigens können Ihnen jetzt die Gäste nicht mehr gefährlich werden, sie sind schon abgereist, bis auf Einen, der erkrankt ist und daher vorläufig im Schlosse zurückbleiben mußte.“

Novak empfahl sich eilig. Rudolf stieg zum oberen Stockwerke empor, wusch sich und frühstückte dann in guter Laune. Dann nahm er ein Buch und kehrte nach dem Wohngemache der verstorbenen Schwester des Schloßherrn zurück.

Kaum hatte er dort sich in der Nähe eines der Fenster gesetzt und zu lesen begonnen, als er ein

Trippeln auf der Stiege vernahm. Das Geräusch verschwand, kehrte wieder, schien jetzt von oben herab zu kommen. Und im nächsten Augenblick stand Novak wieder vor dem jungen Herrn.

„Habe den Herrn Grafen nochmals oben zuerst gesucht," lächelte der Alte und fügte dann mit wichtiger Miene hinzu: „wegen einer Meldung!"

„Von wem?"

„Von unserer gnädigen Baronesse!"

„Ah!"

„Die Baronesse hat Ihnen dringende Mittheitheilungen zu machen und wünscht daher eine Unterredung mit dem Herrn Grafen zu haben!"

Rudolf sprang hastig auf und legte das Buch fort.

„Ich stehe zu Diensten!" sagte er lebhaft, „führen Sie mich sogleich zu Ihrer Herrin, wenn es geht!"

„Bitte um Vergebung, Euer Gnaden, das läßt sich nicht thun — bedenken Sie doch, man darf Sie ja nicht im Schlosse sehen!"

„Ja — doch wie? —"

„Das gnädige Fräulein kommt hierher, — mit der Zustimmung ihres Herrn Vaters — befindet sich bereits an der von der Galerie in den Thurm mündenden Thür!"

„Was Sie sagen! Vortrefflich! Nun, so beeilen wir uns —"

„Halt, Herr Graf, Sie müssen hier bleiben — die Vorsicht gebietet es! Ich werde die Baronesse benachrichtigen, daß Sie dieselbe hier erwarten — nicht wahr?"

„Versteht sich, Alter! Beeilen Sie sich nur!"

Novak verschwand.

Rudolf begann mit großen Schritten freudig erregt das Zimmer zu durchmessen. Er trat rasch vor den alten venetianischen Spiegel, fuhr mit der Hand durch das Haar, drehte seinen zierlichen Schnurrbart, zupfte am Halstuche. Sein Blick leuchtete, sein ganzes Wesen verkündete die frohe Ueberraschung, die ihn beherrschte.

Dabei flüsterte er vor sich hin: „Sie kommt

zu mir, das ist mehr, als was ich in meinen kühnsten Träumen hätte wünschen können! Freilich kommt sie nicht meinetwegen, sondern nur der Prinzessin willen — doch sie kommt! Zum Glück bin ich durch die Briefe des Grafen Erlau mit Allem ausgerüstet, was mich vor der Gefahr schützt, mich in Widersprüche zu verwickeln — ich brauche diese Unterredung nicht zu fürchten! Ach, wüßte ich nur ein Mittel, der Baronesse anzudeuten, daß mich kein zärtliches Verhältniß an die Prinzessin Starnitz binde, vermöchte ich das, ohne ihr meinen unfreiwilligen Betrug zu enthüllen, ohne mich verdächtig zu machen und meine Sicherheit zu gefährden! Vielleicht schickt der Himmel im letzten Augenblicke dem Sonntagskinde eine glückliche Eingebung! — — Wie, wenn ich nun —? — Ja, so würde es gehen, falls die Baronesse über das Verhältniß der Prinzessin zu dem Grafen im Unklaren sein sollte. Wahrhaftig, der Einfall ist genial — und die Unterredung mit der Baronesse wird es herausstellen,

ob noch etwas von einer Eingebung des Himmels zu halten ist!"

Er glaubte Schritte zu vernehmen, trat daher eilig von dem Spiegel fort, in die Mitte des Gemaches und richtete den Blick erwartungsvoll auf die Thür, indem er seine Miene zu einem melancholisch sanften Ausdrucke zwang, der sich doch für einen interessanten Flüchtling besser eignete, als die Kundgebung einer vielleicht Bedenklichkeit erregenden Freude.

Hedwiga erschien. Sie war im ersten Moment sichtlich befangen, ihre Wangen glühten.

Rudolf näherte sich ihr rasch; er küßte ihr die Hand ohne Leidenschaftlichkeit, führte sie alsdann höflich nach dem Divan und ließ sich mit dem glatten, eleganten Benehmen eines vornehmen Weltmannes auf einen Fauteuil ihr gegenüber nieder.

Erst jetzt bemerkte er, daß Novak hinter seiner jungen Gebieterin das Gemach betreten habe und nun an der Schwelle stehe.

„Ah," dachte Rudolf, „den brauche ich hier nicht — ich werde ihn bald zu entfernen wissen!"

Dann sagte er, sich an Hedwiga wendend, verbindlich, doch gemessen: „Ich danke Ihnen, Baronesse, daß Sie dem armen Flüchtlinge ein so großes Opfer gebracht und sich zu ihm verfügt haben, ein Schritt, der mir von Ihrer Herzensgüte das unwiderleglichste Zeugniß giebt und mir beweisen würde, eine wie zuverlässige und wohlwollende Freundin Sie der Prinzessin Thekla geblieben sind, hätte ich diesen Beweis nicht schon durch den mir, einem Fremdlinge, gewährten Schutz in Händen. Sie bringen mir also Nachrichten von der Prinzessin?"

Durch diese taktvolle Einleitung, durch welche Rudolf die Baronesse der Verlegenheit enthob, ihr Erscheinen zu rechtfertigen, und durch die Wendung, mit der er sofort zur Sache kam, fühlte sich Hedwiga sichtlich erleichtert.

Der junge Mann hatte es ihr nun auch nicht schwer gemacht, einige Theilnahme für ihn selbst kundgeben zu dürfen.

Viel leichter und ungezwungener, als dieses wohl sonst der Fall gewesen wäre, antwortete sie daher:

„Ich habe allerdings indirekte Nachrichten erhalten — doch gestatten Sie mir zuvor die Frage, wie es mit Ihrer Verwundung steht? Novak hat freilich meinen Vater und mich darüber beruhigt, doch hörte ich gern die Bestätigung seiner Versicherungen aus Ihrem eigenen Munde."

„Hätte ich nur Zeit gehabt," dachte Rudolf, „den Arm in eine Schlinge zu stecken, so würde ich mir jetzt einen Aufenthalt von mindestens vierzehn Tagen erwirken können — mit der Aussicht, sie täglich zu sehen und vielleicht zu sprechen!"

„Sie sind sehr gütig — meine Verwundung ist in der That nur unbedeutend," erwiederte er, mit Vorbedacht etwas zögernd und scheinbar ein wenig verlegen, „doch glaube ich, daß ich mich wohl noch werde schonen müssen. Der Umstand, daß ich während der verflossenen Nacht einen leichten Anfall von Fieberglühen in mir verspürte, welches mich nöthigte, die Nachtkühle aufzusuchen, trug die Schuld an der Unvorsichtigkeit, die ich beging und um der für Ihren Herrn Vater daraus ohne Zweifel erwachsenen mo-

mentanen Verlegenheit willen lebhaft beklage — was ich bitte, dem Herrn Baron gütigst mitzutheilen!"

Hedwiga fragte rasch: „So würden Sie eigentlich doch wohl eines Arztes bedürfen —?"

„Nein, gnädiges Fräulein," entgegnete Rudolf lächelnd, „jener Zustand wird nicht wiederkehren, ich — ich fühle es, weiß es bestimmt, — nur möchte ich bitten, daß mir vergönnt werde, hier noch einige Tage zu bleiben."

Hedwiga ward merklich beklommen. Rechnete ihr Vater nicht mit Sicherheit darauf, daß sie den Flüchtling dazu bestimmen werde, womöglich heute noch Erlowitz zu verlassen, seine Flucht zur nahen Grenze fortzusetzen? Wie konnte sie jetzt den Erwartungen des Vaters entsprechen, ohne sich rücksichtslos zu zeigen?

Sie erwiederte daher mit einigem Zögern: „Mein Vater setzt zuversichtlich der Erfüllung Ihres Wunsches kein Hinderniß entgegen, falls Ihr Zustand ein längeres Verbleiben hierselbst erforderlich macht — aber ich vermuthe, Sie selbst werden trachten, so

bald wie möglich von hier fortzukommen, wenn Sie erst erfahren haben, wie schlimm Ihre Angelegenheit leider steht!"

„Meine Angelegenheit?" rief Rudolf hastig, indem er einen Moment vergaß, daß er hier den Grafen Erlau vorstelle.

„Oder diejenige Thekla's," ergänzte Hedwiga, flüchtig erröthend — „das — das kommt ja wohl auf Eins heraus!"

„Erlauben Sie, Baronesse," entgegnete Rudolf, sich rasch wieder fassend, „auf Eins? Das dürfte wohl noch die Frage sein!"

„Wie?"

„Ich bin allerdings in diesen Handel verwickelt, doch —"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Haben Sie die Güte, mir vorerst zu sagen, was Ihnen die Prinzessin über — über gewisse Dinge geschrieben hat?"

Rudolf, der sich in seinem diplomatischen Vorgehen durch die Gegenwart Novaks genirt fühlte,

warf diesem einen Seitenblick zu und gab ihm durch eine flüchtige Bewegung des Hauptes zu verstehen, daß er sich entfernen möge. Der Alte jedoch rührte sich nicht vom Flecke und that so, als habe er den Wink nicht bemerkt.

Die Wangen der Baronesse glühten.

„Ueber — gewisse — Dinge?“ stammelte sie, unschlüssig, was sie antworten solle, denn sie hatte ja bisher das Bestehen eines Liebesverhältnisses zwischen der Prinzessin und dem Grafen als selbstverständlich angenommen und ward nun an ihrer Ueberzeugung durch Rudolfs Bemerkung irre.

Dann setzte sie hinzu: „Die Prinzessin hat mir ja garnicht geschrieben!“

„So erhielten Sie das für mich bestimmte Briefpacket ohne ein Begleitschreiben?“

„Doch — es war ein Billet von der Gesellschafterin Thekla's, dem Fräulein von Gleibach!“

„So muß Ihnen diese doch auseinandergesetzt haben —“

„Sie schrieb mir in — in sehr unbestimmten

Ausdrücken — ich gestehe offen, daß ich daraus mehr errieth als erfuhr, daß ich eigentlich erst aus den mündlichen Mittheilungen, welche mir der Pächter Reinhard machte, der das Packet hierher gebracht hat, meine Schlüsse ziehen konnte —"

„Ah, der junge Pächter, der mir zur Flucht verhalf —"

„Und auch durch ihn weiß ich erst seit einer Stunde, was sich inzwischen Betrübendes im Schlosse Starnitz zugetragen hat"

Rudolf ward bestürzt, doch seine Miene verrieth dies nicht.

„Reinhard ist hier?" sagte er mit etwas unsicherer Stimme. „Und er wünscht mich zu sehen?"

„Nein, Herr Graf, er hat mir geschrieben!"

Rudolf athmete erleichtert auf, er gewann seine Zuversicht einigermaßen wieder

„Ich habe den Brief des Fräuleins von Gleibach und auch den heute von dem jungen Pächter erhaltenen mitgebracht," fuhr Hedwiga, noch so verlegen wie zuvor, hastig fort — „hier sind sie —

aus dem ersteren Schreiben werden Sie ersehen, daß man mich eigentlich — vielleicht war die augenblicklich bedrängte Lage, in der sich Thekla und ihre Gesellschafterin befanden, daran schuld — in Unklarheit über — über die Hauptsache gelassen hat, und dem Briefe des Pächters können Sie am besten entnehmen, ob — ein weiteres Verweilen in Erlowitz für Sie wünschenswerth sein kann oder rathsam ist und welche Tragweite die beklagenswerthen Vorkommnisse in Starnitz für Sie haben!"

Rudolf langte nach den ihm dargebotenen Briefen.

Bevor er von ihrem Inhalte Kenntniß nahm, wiederholte er verstohlen das Manöver, welches er angestellt, den stocksteifen Novak fortzuschaffen. Es war auch diesesmal ohne Erfolg.

Eine Verwünschung vor sich hin murmelnd, machte sich unser Flüchtling an die Durchsicht der Schreiben. Seine Stimmung schlug aber alsbald um, als ihm nun aus den Briefen klar ward, daß er sich getrost seiner zuvor so plötzlich über ihn ge-

kommenen „Eingebung des Himmels“ bedienen könne.

Seine Züge verriethen jedoch nicht im Geringsten das Entzücken, welches sein Herz durchbebte und lebhafter pochen machte, wie er nun die beiden Briefe wieder der Baronesse einhändigte, die inzwischen eine etwas sicherere Haltung gewonnen hatte.

„Und mehr, als was aus diesen Briefen hervorgeht, wissen Sie nicht über mich, mein Fräulein?“ fragte Rudolf ruhig und mit forschendem Blick auf Hedwiga.

Diese versetzte mit naiver Freimüthigkeit: „Wahrhaftig nicht, Herr Graf — ich will Ihnen sogar ehrlich gestehen, daß ich mich nicht einmal recht entsinne, früher auch nur Ihren Namen gehört zu haben — es ist möglich, daß er mir von Thekla Starnitz genannt ward, — mehr sagte sie mir gewiß nicht!“

„Dann — ist das Mißverständniß erklärlich!“ bemerkte Rudolf lächelnd.

Hedwiga sah ihn groß und mit schwach verhehlter Unruhe an.

„Welches Mißverständniß?“ hauchte sie.

„Verzeihen Sie, Baronesse,“ entgegnete er höflich, doch bestimmt, „ich kann mich darüber nur unter vier Augen mit Ihnen aussprechen, denn was sich an die Aufklärung dieses Mißverständnisses knüpft, betrifft ein Geheimniß der Prinzessin, das nur Sie erfahren dürfen, die treue Freundin Thekla's!“

Der Blick Hedwiga's schweifte einen Moment von Rudolf verlegen nach dem Kammerdiener hin.

Die Unentschlossenheit der Baronesse ward alsbald durch ihre Neugier verdrängt.

„Verlasse uns, Novak,“ sagte sie nach kurzem Zögern, „erwarte mich auf der Thurmstiege, an der Galeriethür!“

Novak verbeugte sich und verschwand von der Schwelle.

„Gott sei Dank,“ dachte Rudolf, „jetzt habe ich Spielraum und kann ein wenig auf meine eigene Rechnung wagen! Ich bin im Grunde thöricht, was kann ich erreichen? Ja, wäre ich, was zu sein ich hier vorgebe — dann — dann —! Doch wer weiß,

was sich noch aus mir entpuppt — bin ich doch jedenfalls der Sohn eines vornehmen Mannes, fließt doch blaues Blut in meinen Adern — so möge denn in Gottes Namen mein Herz mit meinem Verstande davonrennen!"

Hedwiga schaute den vermeintlichen jungen Grafen befremdet, gespannt und zugleich ein wenig beunruhigt an und sagte nach kurzer Pause:

„Wir sind allein, Herr Graf. Und welches Geheimniß knüpft sich daran?"

„Nun denn, Baronesse," nahm Rudolf mit eigenthümlich vibrirender Stimme das Wort, „auf die Gefahr hin, mir den größten Theil des liebenswürdigen Wohlwollens zu verscherzen, welches Sie mir auf Grund Ihrer Freundschaft für die Prinzessin Starnitz erweisen, muß ich Sie vorerst auf einen Irrthum aufmerksam machen, dem Sie, wie ich aus Allem schließe, sich hingeben — ich bin nicht Derjenige, für den Sie mich halten!"

„Mein Gott!" stammelte Hedwiga bestürzt und

die Farbe wechselnd, indem sie scheu und fast mit Entsetzen den jungen Mann anstarrte.

Sie wollte sich rasch erheben, aber ihre Anwandlung von Angst wich vor seiner nächsten Erklärung.

„Beruhigen Sie sich," sagte er lächelnd, „Sie haben weder einem Verbrecher nach einem Abenteurer Ihren Schutz angedeihen lassen — ich bedauere, daß ich mich vorhin nicht ganz richtig ausdrückte und Ihnen dadurch Besorgniß oder gar Schrecken einflößte — ich wollte nur sagen, daß Sie, wahrscheinlich durch einige unklare Ausdrücke in dem Briefe des Fräuleins von Gleibach verleitet, zu glauben scheinen — ich sei der Geliebte — oder nennen wir es passender — der heimliche Verlobte der Prinzessin."

Hedwiga fühlte alles Blut nach ihren Wangen strömen.

„In der That, mein Herr —" stammelte sie, — „ich mußte denken —! Und es war ein Irrthum, sagen Sie —?"

„Thekla Starnitz — und nun, Baroneſſe, folgt die Enthüllung des Geheimniſſes, deſſen ich vorhin gedachte — die Prinzeſſin Thekla iſt ſeit nahezu zehn Monaten heimlich vermählt — iſt eine Gräfin Erlau.“

Hedwiga machte eine unwillkürliche Bewegung; es war, als ob ein elektriſcher Funke ſie jäh durchzucke. Sie fühlte etwas, wie einen Stich in's Herz, ihr Blick ſchien ſich einen Moment zu umfloren. Sie entfärbte ſich wieder bis in die Lippen hinein, doch im nächſten Augenblicke bemächtigte ſich ihrer der ganze Stolz einer jungen Dame, die befürchtet, ihre innerſten Gefühle verrathen zu haben, ſich ſelbſt eine Demüthigung zu bereiten, und gab ihr die Herrſchaft über ſich zurück.

„Sie ſehen mich auf's Höchſte überraſcht, es darf Sie nicht Wunder nehmen!“ ſagte ſie mit feſter Stimme und in ſicherer Haltung. „Was Sie mir mittheilen, iſt ſo ſeltſam, ſo unerhört! — So ſind alſo Sie, Herr Graf —“

„Thekla's Schwager — der jüngere Bruder ihres Gatten!"

Was ging in Hedwiga's Herzen vor? Sie saß regungslos da, wie erstarrt, die rosigen Nägel ihrer zarten Finger gruben sich tief, wie mit krampfhaftem Druck, in den verwitterten Seidenstoff des Divans ein, auf den sie sich niedergelassen, und ihre aus- ausdrucksvollen Augen, die wundersam aufleuchteten, gleich einem lieblichen Maimorgen voll Duft und Sonnenglanz, senkten sich verwirrt vor dem forschenden Blicke ihres Gegenübers.

Rudolf aber frohlockte im Stillen: „Das war die Feuerprobe, ja, die Feuerprobe — ich bin ihr nicht gleichgültig!"

Hedwiga ermannte sich. Mit einer scheinbar unbefangenen Verwunderung und unbezähmbaren Neugier fragte sie hastig: „Mein Gott, Thekla ist vermählt — und heimlich vermählt, sagen Sie? Also ganz und gar ohne Wissen und gegen den Willen ihrer Eltern?"

„Ja!" versetzte Rudolf mit der ihm eigenthüm-

lichen Sicherheit. „Mein Bruder — der Rudolf heißt und um fünf Jahre älter ist als ich — unterhielt schon seit ziemlich langer Zeit ein Liebesverhältniß mit der Prinzessin, er hielt sogar vor ungefähr zwei Jahren bei ihren Eltern um ihre Hand an —"

„Ich hatte keine Ahnung davon — Thekla sagte mir niemals auch nur ein Wörtchen darüber — wir waren freilich Freundinnen, aber wir sahen einander nur während der Wintersaison in Prag, doch auch dann nur selten — sie mag mich damals auch wohl noch für zu jung gehalten haben, mir solche Dinge anzuvertrauen — ich finde das begreiflich, vielleicht auch hatte sie Ihrem Bruder Verschwiegenheit gelobt, ich zürne ihr nicht, daß sie dieselbe auch mir gegenüber aufrecht hielt. Doch — ich errathe — Ihr Bruder ward von den Eltern abgewiesen?"

„So ist es. Die Fürstin, obwohl sie ehemals meinem Bruder gewogen war, wollte nicht, daß die Prinzessin eine Gräfin werde, und ihr Vater, der den guten Rudolf sehr hoch schätzte, mußte sich in

den Willen seiner Gemahlin fügen — wahrhaftig, Baronesse, es war dies eine Thorheit, denn die Erlau's sind von so gutem alten Adel, wie die Starnitz, und unser Vermögen — wir haben ansehnliche Besitzungen in Schlesien — dürfte kaum demjenigen des Fürsten etwas nachgeben!"

„In der That," bemerkte Hedwiga, deren Züge immer mehr sich aufhellten, „— es wäre also kein Grund vorhanden gewesen — eine so gute Parthie auszuschlagen — zumal die jungen Leute einander liebten —"

Hedwiga stockte und ward etwas verlegen. Was ging ihr durch den Sinn?

„Nicht wahr?" ergänzte Rudolf und fuhr dann fort: „Die Liebenden ließen sich nicht durch ihr Mißgeschick beirren, sie sahen einander heimlich, als meinem Bruder das Haus verboten worden war —"

„Ach, wie interessant —!"

„Und als im vergangenen Jahre Thekla ohne ihre Eltern das Seebad Ostende besuchte, da fand sich Rudolf verabredetermaßen dort ein, brachte die

Begleiterinnen der Prinzessin auf seine Seite, das heißt zum Schweigen — und ließ sich im nahen Brügge durch den Maire mit Thekla trauen."

„Erstaunlich! Durch den Maire? Und das ging? War rechtskräftig, gesetzlich?"

„Ja, diese Verbindung ist überall gültig, wo man die Civilehe eingeführt hat!"

„Doch hier — in unserem Oesterreich —?"

„Wird sie eines Tages auch eingeführt werden, verlassen Sie sich darauf! Unsere jungen Eheleute wollten aber nicht darauf warten, Thekla hoffte durch die eingegangene Trauung zu guter Stunde eine Pression auf die Eltern ausüben zu können —"

„Und sie kehrte daher zu diesen zurück —"

„Sie war so unvorsichtig, dieses zu thun — Sie werden mir zugestehen, mein Fräulein, daß ein halber Schritt so gut wie nichts ist, schlimmer sogar als das! Mein armer nachgiebiger Bruder und Thekla sollten das bald empfinden — die Prinzessin kehrte in das elterliche Haus zurück und fand dort nicht den Muth, Alles zu gestehen, auf ihr Recht zu

pochen, — nach meiner Ansicht hätte sie sofort handeln und ebenfalls ihren Eltern das Zugeständniß machen sollen, daß sie und Rudolf gerne bereit seien, ihren Ehebund auch durch einen Priester einsegnen zu lassen — vielleicht hätten sich damals noch die bestürzten Eltern der Prinzessin ohne Umstände der zwingenden Nothwendigkeit gefügt, zumal wenn mein Bruder mit seiner Frau zuversichtlich vor den Fürsten getreten wäre, die Alternative stellend: So oder so!"

„Allerdings —"

„Durch die Zaghaftigkeit aber, welche Beide bestimmte, sich von einander zu trennen, ward ihre Angelegenheit nur noch verwickelter. Mein Bruder erschien den Winter in Prag, er suchte sich der fürstlichen Familie zu nähern und machte dadurch die Eltern Thekla's nur noch feindseliger gegen sich gesinnt, wie Sie begreifen werden —"

„Versteht sich!"

„Das unglückliche Paar konnte nur heimlich mitsammen korrespondiren, die Prinzessin hatte zudem

ein Mittel ersonnen, durch Rosen, denen man eine bestimmte Bedeutung beilegte, und welche Thekla trug, sobald sie irgendwo in der Oeffentlichkeit erschien, sich mit meinem Bruder über gewisse Dinge zu verständigen —"

„Ah, ist es das? Ich entsinne mich, man nannte Thekla in Prag kurzweg nur die „Rosenprinzessin". Sie haben das nie erfahren?"

„Nein, Baronesse; ich war nicht bei meinem Bruder, ich lebte damals in Italien!"

Rudolf war in allen diesen letzteren Mittheilungen über Erlau und Thekla getreulich den Aufzeichnungen gefolgt, welche er in den Briefen Richards an seine Gattin gefunden hatte, nun jedoch rückte der Moment heran, wo ihm nichts weiter übrig blieb, als seiner Phantasie mit Grazie einigen Spielraum zu lassen. Aber er machte sich durchaus keine Sorgen darüber.

Sein Erfindertalent sollte übrigens sofort durch die nächsten Fragen Hedwiga's auf die Probe gestellt werden.

„Wie kommt es, Herr Graf, forschte die Baronesse mit dem lebhaftesten Interesse, „daß Sie in die Angelegenheit Ihres Bruders verwickelt wurden? Sie waren also mit diesem zugleich in dem Städtchen Starnitz? Und wurden Sie sammt Ihrem Bruder vom Schlosse aus verdächtigt — wohl nur, um die Herren aus dem Orte fortzuschaffen — als Spione bezeichnet? Mein Gott, wo ist alsdann der Gatte Thekla's hingerathen? Nahm er nicht Ihren Weg — verspätete er sich — ward er gefangen?"

„Nein!" erwiederte Rudolf lächelnd. „Mir allein ward das Loos beschieden, für einen Spion erklärt und verfolgt zu werden!"

„Wie ist das möglich?"

„Wenn Baronesse den Brief des Fräuleins von Gleibach noch einmal aufmerksam durchlesen wollten, so würden Sie finden, daß in demselben nur von einem Grafen Erlau die Rede ist, eines zweiten darin mit keinem Worte gedacht wird —"

„Das weiß ich und ich wollte Sie soeben fragen —"

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie unterbreche, um Sie nicht lange im Zweifel über den eigentlichen Sachverhalt zu lassen. Was in jenem Briefe über einen Erlau gesagt worden ist, bezieht sich lediglich auf mich, denn ich allein war im Städtchen anwesend, — als geheimer Abgesandter meines Bruders, der sich bereits seit zwei Monaten bei der preußischen Armee befindet, während des voraussichtlich bald ausbrechenden Krieges seiner Soldatenpflicht zu genügen!"

„Ah — nun verstehe ich —!"

„Auch ich muß dieser Pflicht nachkommen, sobald ich von hier geschieden und glücklich jenseits der österreichischen Grenze sein werde!"

„Auch Sie — Herr Graf? Aber mein Gott — Ihre Verwundung — Sie werden gewiß recht nöthig haben, sich noch zu schonen!"

„Sie sind so gut und theilnahmsvoll, Baronesse, — Sie ahnen nicht, wie unendlich wohlthuend das ist, wie sehr es mich beglückt!"

Hedwiga's Wangen glühten. Sie antwortete

rasch: „Ihr Bruder verließ also Prag, um in das Heer seines Vaterlandes einzutreten? Und Sie hielten sich wohl damals auch in Prag auf — ich begreife, Ihr Bruder besprach sich mit Ihnen, ersuchte Sie, Thekla in schonender Weise von seiner Abreise und seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, und darum wohl kamen Sie heimlich nach Starnitz?"

„Nein, Baronesse, ich würde doch nicht zwei Monate gewartet haben, dies zu thun — denn schon so lange, wie ich vorhin gesagt, hat Rudolf Oesterreich verlassen!"

„Ach ja, ich vergaß —"

„Nein, ich kam mit einem weit inhaltschwereren Auftrage direkt von Italien. Mein Bruder schrieb mir vor Kurzem dorthin; der Arme war in großen Sorgen. Er meldete mir, daß er bei unseren Truppen seine ehemalige Stellung als Hauptmann wieder angetreten, seitdem aber die peinliche Nachricht erfahren habe, der Fürst Starnitz wolle Thekla zu einer Verbindung mit einem sehr hochgestellten Manne zwingen. Mein Bruder beschwor mich nun, ich möge, da ich

ohnehin genöthigt sei, heimzureisen, um meine Charge in der Landwehr unserer Provinz wieder zu übernehmen, von Italien sofort aufbrechen, auf meiner Reise Starnitz berühren, dort incognito auftreten, mich insgeheim mit Thekla in Verkehr setzen, was mir durch die Getreuen derselben nicht schwer fallen werde, sie heimlich zu sprechen suchen — kurz, mein Bruder verlangte von mir, ich sollte meine Schwägerin, der er auch bereits geschrieben habe, bereden, Schloß Starnitz zu verlassen, sich unter meinem Schutze nach Schlesien zu einem seiner Güter zu flüchten."

„Wie? Sie sollten die Frau Ihres Bruders entführen?" rief Hedwiga überrascht.

„Ja, so lautete der Auftrag des guten Rudolf. Was konnte ich Anderes thun, als dem Wunsche meines Bruders entsprechen? Wir waren einander von jeher in brüderlicher Liebe zugethan — ja, wir gleichen einander, wenn Sie mich sehen, so sehen Sie den Rudolf — nur daß ich etwas übermüthiger oder, besser gesagt, lustiger bin als mein sanfterer Bruder — ich ging also augenblicklich auf sein Verlangen

ein, denn dem armen Jungen mußte ja geholfen werden, und da er doch nicht von seinem Regimente desertiren konnte, um Thekla aus ihrer bedrängten Lage zu befreien, so blieb mir nichts Anderes übrig, als den Versuch zu wagen, meine Schwägerin, mit ihrer Zustimmung, für ihren Gatten in Sicherheit zu bringen!"

„Ein so gefährliches Wagniß wollten Sie unternehmen?"

„Ach, Baronesse, ich wäre fähig, noch viel gefährlichere Dinge zu verrichten, wenn es sich um mich selbst handeln würde, um eine Dame, die mir verstatten würde, sie zu lieben!"

Er begleitete diese Worte mit einem zärtlichen Blicke.

Hedwiga schlug flüchtig die Augen nieder, dann sagte sie rasch: „Sie blieben aber in dem Städtchen nicht unentdeckt. Kannte man Sie denn im Schlosse?"

„Vielleicht fiel meine Aehnlichkeit mit dem Bruder einem der Diener auf. Wie immer auch man da-

hinter gekommen, wer ich sei, kurz, ich ward verrathen, ohne daß ich es ahnte. Es gelang mir, Thekla heimlich zu sprechen, sie willigte in meinen Vorschlag ein, sie fand es aber zu gefährlich, direkt von Starnitz aus zu entfliehen, da dieses von der Grenze zu entfernt liege. So ward denn beschlossen, daß Sie hierher komme, auf Besuch zu Ihnen —"

„Ah!"

„Daß ich sie hier erwarte, um sie nach Schlesien zu begleiten. Zugleich erklärte sie, daß sie, da sie im Schlosse beargwöhnt werde, vorläufig zur Sicherung ihres Geheimnisses die Briefe meines Bruders hierher an Sie senden werde, wo ich dieselben in Empfang nehmen möge. Thekla's Vorsicht war nur zu sehr gerechtfertigt, wie Sie aus dem Schreiben des jungen Pächters entnommen haben. Ich ging arglos einer eben so großen Gefahr entgegen, denn unmittelbar nach der geheimen Zusammenkunft mit der Prinzessin sah ich mich verfolgt, gelang es mir nur mit Mühe und Noth, im Städtchen der Verhaftung zu entrinnen. Und heute erfahre ich leider durch

Sie, daß es vergebens ist, wenn ich meine Schwägerin hier erwarte, was ich um meines armen Bruders willen lebhaft bedauere. So muß ich denn mit dankerfülltem Herzen von hier scheiden — ich werde niemals die Güte und Theilnahme vergessen, welche Sie und der Herr Baron — vor Allem Sie — mir zuwendeten! —"

„Mein Gott, Herr Graf, es drängt Sie ja nichts zu so schleuniger Abreise —"

„Erinnern Sie sich, daß ich, so gut wie mein Bruder, meine Pflicht als Unterthan meines Königs erfüllen muß!"

„Sie wollen an jenem brudermörderischen Kriege theilnehmen? Wie entsetzlich! Und Sie wollen unser Feind werden?"

„Ach, Baronesse, wie glücklich wäre ich, wenn Sie eine andere Bezeichnung für mich fänden!"

„Und wie können Sie uns jetzt schon verlassen? — Ihre Wunde —"

„Was ist an der kleinen Verletzung gelegen?! Ich nehme eine andere, weit gefährlichere Wunde

mit mir fort — jene, die mir Ihre schönen Augen geschlagen haben!"

Hedwiga erhob sich verwirrt; ihr reizendes Antlitz röthete sich lebhaft; diese Röthe ward nicht durch eine Entrüstung hervorgerufen und die Miene der jungen Dame drückte keineswegs eine Kränkung aus.

„Mein Herr —!" stammelte sie.

Rudolf aber sank zu ihren Füßen, ergriff eines ihrer zierlichen Händchen und flehte: „Verzeihen Sie die Kühnheit, mit der ich es wage, Ihnen das Geständniß meiner heißen Liebe abzulegen! Ich mache mir jetzt noch keine Hoffnung auf ein Wort der Aufmunterung, auf eine Entscheidung, die mir auch nur im Entferntesten günstig sein könnte — Sie kennen mich kaum erst und es wäre anmaßend von mir, vorauszusetzen, daß ich Ihnen in so kurzer Spanne Zeit mehr als eine gewöhnliche Theilnahme eingeflößt haben sollte. Alles, was ich zu meiner Entschuldigung, meiner Rechtfertigung dieses ungestümen Bekenntnisses sagen kann, ist, daß ich Sie

anbete, wie man alles Edle und Schöne verehrt! Ich dringe auf keine Erklärung — ich habe sie wohl zu fürchten — aber ich beschwöre Sie, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen unbesonnen enthüllte, was mein Herz erfüllt!"

Die schlanke Gestalt Hedwiga's bebte.

„Herr Graf," stotterte sie, „Sie überraschen mich in einem Augenblicke —! Stehen Sie auf!"

„Sagen Sie es frei — Sie sind entrüstet —!"

„Ich — bin es nicht —"

„Aber Sie wünschen, daß ich nun keine Minute zögere, von Erlowitz zu scheiden —?"

„Nein, nein! — Oh mein Gott, was habe ich gesagt —!"

Rudolf erhob sich hastig.

„Wie?" rief er entzückt und zärtlich. „So darf ich hoffen — wenigstens eines Tages? So bin ich Ihnen nicht gleichgültig geblieben?"

„Sie sehen meine Verwirrung, Herr Graf — lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen!"

„So darf ich bleiben?"

„Sie — dürfen! Was werden Sie von mir denken — ich — ich —"

„Daß Sie ein Engel an Milde und Herzensgüte sind! Ich werde bleiben und — Sie wiedersehen?"

Hedwiga antwortete leise und zitternd: „Es sei!"

Ihr Busen wogte stürmisch, sie wollte, in holder Scham erglühend, entfliehen, sie vermochte es nicht. Und nun sah Rudolf plötzlich, wie Thränen über ihre Wangen herabrannen.

„Mein Gott," rief er, „Sie weinen? Soll ich das als ein Glück deuten, oder bringen Sie mir in Ihrer Güte mit gekränktem Herzen ein Opfer? Sollte das sein, dann lassen Sie uns gleich scheiden — für ewig — dann kommt mir der Tod auf dem Schlachtfelde erwünscht!"

„Nein — nein!" stammelte Hedwiga. „Oh, Sie sind grausam —!"

Sie vollendete nicht, sie wankte.

Rudolf umschlang sie leidenschaftlich. Sie neigte ihr Haupt an seine Brust und flüsterte: „Gott weiß

es, ich habe redlich mit meinem Herzen gekämpft, als ich wähnte, Sie seien der Verlobte Thekla's — ach, ich liebe Sie seit jener Mitternachtsstunde, als wir neben dem Thurme von einander schieden!"

„Hedwiga — oh süßes Glück!"

Er hob ihr Köpfchen, seine Lippen berührten die ihrigen zu einem heißen Kusse.

Sie machte sich rasch von ihm los.

„Lassen Sie mich fort!" flehte sie.

„Wann sehe ich Sie wieder, Hedwiga?"

„Werden Sie um Mitternacht den Park besuchen?"

„Ich werde von nun an jede Nacht dort sein! Werden Sie kommen? Heute noch? Darf ich Sie in dem ersten Laubgange nächst der kleinen Brücke erwarten?"

„Ja! Seien Sie vorsichtiger als gestern!"

„Die Liebe wird mich beschützen!"

„Leben Sie wohl!"

„Besser — auf Wiedersehen, Geliebte!"

„Auf Wiedersehen — und nun — lassen Sie mich!"

Er drückte ihre Hand an seine Lippen. Hedwiga rauschte sodann durch das Gemach, dem Ausgange zu.

Rudolf folgte ihr.

„Bleiben Sie hier zurück!" sagte die Baronesse bebend.

„Was würde Novak davon denken? Die Höflichkeit erfordert, daß ich Sie hinausbegleite — ich werde gelassen erscheinen, mein Wort darauf!"

Sie verließen das Gemach. Draußen im Stiegenflur, wo sie der Kammerdiener noch nicht sehen konnte, da die Treppe eine Krümmung beschrieb, tauschten sie noch einen zärtlichen Blick, ein Lächeln, einen Händedruck mit einander aus.

Sie schritten die Stiege mitsammen herab, bis zu der Stelle, wo Novak seine junge Herrin erwartete.

Hedwiga fand unterdessen Zeit, so viele Fassung zu gewinnen, daß der Diener ihres Vaters nicht

gerade Ungewöhnliches an ihr bemerken konnte — selbst das schuldloseste Mädchen ist ja eine geborene Meisterin in der Verstellung! Und wenn die Baronesse doch ein wenig erregt aussah, konnte das nicht auf Rechnung des Geheimnisses gesetzt werden, welches der vermeintliche Graf ihr von der Prinzessin anvertraut hatte?

Rudolf wußte sich vortrefflich zu beherrschen. Er verabschiedete sich an der Galeriethür von Hedwiga, ohne daß auch nur das geringste Anzeichen etwas Anderes an ihm verrieth, als den höflichen, der Sitte gemäß verbindlichen Kavalier.

Novak hatte sich schon überzeugt, daß sich die Baronesse in den selten betretenen Galeriegang hinauswagen könne.

Er ließ seiner Gebieterin den Vortritt und folgte ihr dann, die Thür hinter sich abschließend und verriegelnd.

Leih
S. J
vorm. C. A. Lederma
ERFURT

Zweites Kapitel.

Das alte Bild.

Rudolf blieb im Halbdüster des Stiegenraumes stehen und murmelte: „Welches Glück! Ich werde von einem schönen, edlen und vornehmen Mädchen geliebt! Und meine Kühnheit hat so rasch den Sieg davongetragen, meine Zuversicht auf meinen guten Stern! Ich habe eine Komödie gespielt, ich mußte sie spielen wegen meiner absonderlichen Lage, aber mein Herz war ehrlich dabei, denn ich liebe Hedwiga, ich liebe sie leidenschaftlich, ich würde sie auch lieben, wenn sie nicht eine vornehme Dame, wenn sie arm wäre! Ach, würde sie das sein, ich wäre ja noch glücklicher!“

Dies und noch vieles Andere dachte Rudolf,

während er eine geraume Weile am Absatze der Treppe regungslos stehen blieb.

Endlich stieg er langsam zum ersten Stocke wieder empor.

Doch er hatte das Gemach, in welchem die Unterredung mit der Baronesse stattgefunden, noch nicht erreicht, als er plötzlich von dort her ein seltsames dumpfes Gepolter vernahm, das so klang, als ob ein ziemlich schwerer Gegenstand zu Boden schlage.

Rudolf hemmte seine Schritte und stutzte.

Er horchte; er vernahm nichts weiter.

„Was Teufel," flüsterte er, „sollte Jemand inzwischen in jenes Gemach eingedrungen sein? Doch ich höre nichts mehr! Mein Gott, sollte der alte Plafond des Gemaches eingestürzt sein? Himmel, und Hedwiga weilte soeben erst dort! Was zögere ich, die Ursache des Gepolters zu ergründen?"

Rasch eilte er zu der Thür des Zimmers und öffnete sie.

Eine Staubwolke, mit feinen Kalktheilchen vermischt, drang ihm entgegen.

Er durchblickte hastig das Gemach, doch wie er nun nach dem Divan sah, da trat er bestürzt einen Schritt zurück.

Das alte Gemälde, welches die Baronesse Elisabeth in Lebensgröße darstellte, war von der Wand herabgestürzt, lag nun zum Theil mit seinem schweren breiten Rahmen auf dem Sitzpolster des Divans, zum Theil auf dem Tische, der daneben stand. Kalktheile der Wand hatten sich von derselben losgelöst und bedeckten den Fußboden und das Sopha.

„Himmel," stieß Rudolf erschrocken hervor, „noch vor wenigen Minuten saß Hedwiga dort, sie wäre unzweifelhaft verwundet oder gar erschlagen worden, würde das schwere Bild auf sie herniedergeschmettert sein! Gott sei Dank, eine gütige Vorsehung hat sie beschützt!"

Er erholte sich von seiner Bestürzung, athmete erleichtert auf. Und nun betrat er das Zimmer,

hob das Bild auf, trug es mit einiger Anstrengung zu der nächsten Wand und lehnte es an dieselbe.

Er untersuchte das Gemälde; dieses selbst war unbeschädigt, nur der wurmstichige Rahmen zeigte sich an einigen Stellen geborsten.

„Es ist kein Wunder," murmelte er vor sich hin, „wenn in diesen feuchten Mauern auch der stärkste Nagel im Laufe so langer Zeit rostig wird und endlich bricht! Arme Tante Elisabeth," — fuhr er wehmüthig lächelnd fort — „Dein Mißgeschick verfolgt Dich noch im Bilde, denn fast hätte dieses Deiner schönen Nichte großes Leid zugefügt — wenn ich nun ein Wunderseher wäre, so würde ich glauben, Du selbst habest Deine Geisterhand schützend über Hedwiga ausgebreitet, so lange sie noch hier war, oder ich würde auch denken, dieses Herabstürzen des Bildes sei ein böses Omen für mich, für unsere Liebe! Das sind thörichte Einfälle! Ich werde diesen rostigen Nagel aufbewahren, der so zu rechter Zeit zu brechen wußte!"

Er suchte ihn, fand ihn jedoch weder auf dem Getäfel des Fußbodens noch auf dem Divan.

Wie sein Blick nun zur Wand, an welcher das Bild gehangen, in die Höhe schweifte, da gewahrte er einen winzigen, messingenen Knopf, welcher über den bestaubten, da und dort mit Spinnengeweben bedeckten Tapeten kaum bemerkbar hervorragte. Rings um diesen Knopf herum, in einem mäßig großen Viereck, schien die Wand ein wenig vertieft zu sein.

Die scharfen Augen Rudolfs entdeckten jetzt in der Tapete einen Einschnitt, der das Viereck noch deutlicher bezeichnete.

„Ah," sagte er sich, „das scheint eine kleine Thür zu sein, die so etwas wie einen verborgenen Wandschrank oder wenigstens eine Maueröffnung schließt. Laß doch sehen!"

Er konnte mit der Hand jene Stelle erreichen; er klopfte daran, sie klang hohl; er hatte ohne Zweifel auf eine dünne Holzplatte geklopft.

Jetzt stieg Rudolf auf den Divan, um den

Knopf berühren zu können. Nun suchte er ihn zu erfassen, doch das wollte nicht gelingen, aber als er dann darauf drückte, da sprang plötzlich, wie er es erwartete, eine kleine Thür auf, ganz leicht, da der Mechanismus derselben vermuthlich von Stahl war und dem Roste Widerstand geleistet hatte.

Rudolf blickte neugierig in die schrankartige Mauervertiefung hinein, die nur schmal war.

Und nun zog er überrascht ein kleines hölzernes, mit Schnitzwerk verziertes Kästchen daraus hervor, eine Art Schatulle.

Nachdem er den geheimen Wandschrank weiter durchsucht und sonst nichts darin gefunden hatte, sprang er vom Divan herab und trat mit dem Kästchen in die Nähe eines der Fenster.

Er wischte den Staub von der Schatulle ab und besichtigte dieselbe, er wendete sie nach allen Seiten; sie ließ sich nicht ohne Weiteres öffnen, ein Schlüsselloch war wohl da, aber kein Schlüssel steckte daran.

„Und wenn ich das Ding zertrümmern müßte,"

dachte er, „ich will wissen, was darinnen steckt! Vielleicht läßt sich übrigens auch dieses Kästchen durch einen Druck öffnen, hat man nicht einmal einen Schlüssel dazu nöthig, ist das Schlüsselloch nur zum Schein da!“

Er machte nun verschiedene Versuche, drückte da und dort, doch stets vergebens. Er hatte schon gleich anfänglich in einer Ecke der Holzschatulle ein dort mit ungeübter Hand eingeschnittenes oder eingravirtes E entdeckt und daraus geschlossen, daß das Kästchen der Tante Hedwiga's gehört habe. Jetzt fiel es ihm ein, auch auf jenen Buchstaben zu drücken, er that es und der Deckel der Schatulle flog auf.

„Ah, endlich!“ rief Rudolf, den einen Moment die Neugier alles Andere vergessen ließ.

Er stellte das Kästchen, das einige vergilbte Briefe und sonstige Papiere enthielt, auf den Tisch, langte dann nach den Schriftstücken, die obenauf lagen.

Es waren heftartig zusammengelegte, sauber beschriebene Blätter.

Er setzte sich in der Nähe des Fensters auf einen Fauteuil und schlug das erste Blatt auf. Es trug die Inschrift: „An meinen Sohn!" Er blickte nun auch auf das letzte der Blätter und sah dort die Unterschrift an. Sie lautete: Elisabeth Peschek.

Bevor er sich anschickte, das kleine Heft zu lesen, richtete er einen wehmüthigen Blick auf das an der Wand lehnende Bild.

„Die Arme," sagte er leise, „sie hatte einen Sohn, und sie war — unverheirathet! Jetzt wird mir klar, daß ihr Aufenthalt in dem alten Thurme kein freiwilliger war, — der Baron begrub hier die Schande seiner Schwester und diese mag sich möglicherweise auch nicht mehr hinausgesehnt haben in eine Welt des Truges. Demnach war sie nichts Anderes als eine Gefangene hier. Und ihr Sohn ward wohl auch hier geboren und dann in aller Stille irgendwo hingeschafft, damit der unglückselige Fehltritt verschwiegen bleibe. So machte man es

einst auch mit mir, ich darf ja nicht daran zweifeln, und meine Mutter mag ebenfalls, wie diese unglückliche Elisabeth, an gebrochenem Herzen gestorben sein, weil man ihr das Kind nahm, das einzige, was dem verrathenen Herzen noch einigen Trost hätte gewähren können!"

Rudolf schlug die erste Seite wieder auf.

Der Inhalt des Heftes begann mit den Worten: „Mein Sohn, ich weiß, daß Du niemals diese Zeilen erblicken wirst, dennoch schreibe ich Dir, da es mich, deren Lebenstage gezählt sind, glücklich macht, mich im Geiste mit Dir zu beschäftigen. Diese Worte sind der Segen, den eine sterbende Mutter auf das Haupt ihres Kindes herabbeschwört, Gott läßt Dich desselben gewiß in seiner Allgüte theilhaftig werden, mein Sohn, wenn Du auch fern bist, während ich lebensmüde der ewigen Ruhe entgegengehe, von einem Leben scheide, das für mich mehr Schmerzen als Freude hatte."

Der sonst so muthwillige, lebenslustige Rudolf hielt einen Augenblick inne und starrte bewegt vor

sich hin. Er dachte wohl, ob seine Mutter auch so traurig gestorben sei, oder ob sie heiter und sorglos durch glänzende Salons dahinrauschte und kein Gedanke mehr an ihr Kind, das Kind der Sünde, in ihr aufsteige?

Er seufzte und las dann weiter.

Was nun folgte, war eine Reihe von Ermahnungen, die eine Mutter an ihren Sohn richtet, sie waren ganz so abgefaßt, als habe die unglückliche Elisabeth trotz ihrer Gegenversicherung doch noch im Stillen gehofft, es könnten jene Zeilen in die Hände ihres Kindes gelangen. Diesen mütterlichen Rathschlägen schloß sich die Leidensgeschichte der Baronesse an. Sie nannte keine Namen, sie deutete nicht einmal Orte an, sie erzählte nur mit rührender Einfachheit, in welcher Weise sie einem unschuldvollen Glücke entrissen und in namenloses Elend gebracht worden sei.

Als dieses geschah, da hatte sie nur noch ihren Bruder, keine nahe Verwandte stand ihr mit mütterlichem Rathe schützend zur Seite. Der Bruder aber

war oft auf Reisen oder doch mit der Verwaltung seiner Besitzungen so sehr beschäftigt, daß er sich der Schwester, die er übrigens liebte, nicht sehr annehmen konnte; er war unverheirathet, daher stand auch Elisabeth, die dann und wann kränkelte, so ziemlich allein. Da wollte es der Zufall, daß sie mit einer Freundin, einer jungen vornehmen Dame, die sie lange nicht gesehen, zusammentraf. Diese Freundin hatte sich inzwischen verheirathet und forderte nun Elisabeth auf, einen Sommer mit ihr auf einer Besitzung ihres Gatten zu verleben, der ein sehr hochgestellter Mann war. Elisabeth leistete der Aufforderung Folge und von jener Zeit an datirte ihr Unglück. Sie lernte den Gatten ihrer Freundin kennen und er war es, der das Herz Elisabeths gewann und die Arme insgeheim durch seine Gaben der Verführung zu Fall brachte. Als Elisabeth zu dem Bruder heimkehrte, da fühlte sie sich Mutter. Sie duldete furchtbar und als sie endlich, vor Scham und Reue fast vergehend, dem Bruder Alles gestand, da verwünschte er seine Schwester, sagte sich los von

ihr. Sie zog in den alten Thurm, ward dort Mutter. Ihr Bruder ließ das Kind entfernen und versöhnte sich erst mit ihr, als sie fühlte, daß sie nur noch wenige Wochen zu leben habe. Nur Novak bediente sie und was sie über ihr Kind erfahren, verdankte sie ihm, wie den Taufschein des Kleinen, den sie, wie das letzte der Blätter besagte, denselben beilegte. Ein ergreifender Abschied der Mutter von ihrem Sohne schloß den Inhalt dieser Blätter ab.

Rudolf legte dieselben wieder zusammen, schritt mit ernster, nachdenklicher Miene zum Tische, legte das Heft hin und ergriff das nächste Papier.

Er entfaltete es, er sah sofort, daß er den Taufschein des Sohnes der Baronesse Elisabeth in den Händen halte.

Plötzlich wechselte er die Farbe, erbebte und stieß einen leisen Schrei hervor.

„Allmächtiger Gott," stammelte, wie außer sich, „— dort steht mein Name — und daneben eingeklammert, von der Hand der Baronesse geschrieben — ja, es ist dieselbe Handschrift, die ich soeben las —

der Name Rudolf von Peschek — und weiter nichts — und dort unten der Name des Pfarrers Obleitner — der längst todt ist, dessen Kirche sammt den Taufbüchern verbrannte — o mein Gott, heiliger Gott — Elisabeth Peschek war meine Mutter!"

Das Papier entglitt seiner Hand, er fühlte sich von Schwäche übermannt, er wankte zum Divan, sank darauf nieder und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Seine Erschütterung war heftig, doch er erholte sich bald davon. Er ließ die Hände sinken und blickte tief ergriffen umher.

„Hier bin ich geboren," sagte er, „und hierher führte mich die Vorsehung durch eine Verkettung der seltsamsten Umstände. Und das Bild meiner Mutter erhellt das Dunkel, das bisher meine Abkunft verhüllte. Ach, darum fühlte ich mich zu jenem Bilde in so räthselhafter Weise unwiderstehlich hingezogen — es sprach die Stimme der Natur in mir! Meine Mutter!"

Er blickte nach dem Gemälde, sprang auf, näherte

sich demselben und küßte es, während ihm heiße Thränen über die Wangen herabrannen.

„Meine arme, meine theure Mutter," hauchte er, „Dein stiller Wunsch ist erfüllt worden, Dein Sohn hat Dein Vermächtniß, Deinen Segen empfangen, er wird sich desselben würdig zeigen, wird Dein Andenken in Ehren halten!"

Doch nun verdrängte seine Rührung ein Ausbruch der Freude über die Entdeckung, welche er gemacht hatte.

Seine Züge verklärten sich, sein Blick strahlte, er jubelte auf, während noch die Thränen sein Antlitz befeuchteten, er geberdete sich fast wie ein durch reiche Geschenke freudig überraschtes Kind.

Er eilte zu dem Papiere, das er fallen gelassen, hob es auf, überlas den Inhalt desselben mit einer Art Gier.

„Ja es ist Alles richtig und beglaubigt!" rief er. „Rudolf Bruckner ist der Sohn der Baronesse Peschek — ihre Aufzeichnungen beweisen es — und der Taufschein ist gefunden! So ist also der Baron

mein Oheim, Hedwiga meine Cousine — wenn auch nicht auf legitimen Wege, doch durch die Bande des Blutes. Und da auch mein Vater, wie aus den Gedenkblättern der Mutter hervorgeht, ein hochgestellter Adeliger ist — ja ist, denn er lebt ohne Zweifel und ich habe an ihm jenen Wohlthäter zu suchen, der mich seither geheimnißvoll unterstützte und der, das ist doch klar, dies nur that, weil er bereute, sich einst so schwer an meiner armen Mutter vergangen zu haben — ei, so bin ich ja ganz und gar von hocharistokratischer Abkunft! Das ändert aber die Sachlage — ich darf jetzt Hedwiga mit mehr Zuversicht lieben! Doch wer ist mein Vater? Aus dem, was ich gelesen, geht das nicht hervor. Aber es sind ja noch einige Papiere in dem Kästchen!" Rudolf machte sich mit fieberhafter Hast darüber her. Die Schatulle enthielt nur noch einige Briefe, sonst nichts.

Gleich aus dem ersten dieser Briefe ersah er, daß sie von dem Manne herrührten, der das Unglück seiner Mutter verschuldet hatte. Er las sie sämmt-

lich durch, es waren Herzensergüsse, es war die Bestätigung dessen, was die Aufzeichnungen Elisabeth Peschecks enthielten, Rudolf ersah aus diesen Schreiben, daß sein Vater mehr leichtfertig als schlecht gewesen sei, daß er wahrhafte Reue über das Geschehene empfand. Doch das genügte dem Sohne Elisabeths nicht, er suchte nach des Briefschreibers Namen und er fand ihn nicht. Sämmtliche Billete waren mit einem „L" unterzeichnet. War das der Anfangsbuchstabe des Tauf- oder des Familiennamens? Kein Aufschluß über die Stellung und sonstigen Verhältnisse des Mannes ging aus diesen Papieren hervor.

Rudolf fühlte sich trotzdem nicht entmuthigt.

„Der Baron Peschek weiß, wo mein Vater ist," sagte er sich, „er muß und wird ihn mir namhaft machen! Und Novak weiß es sicherlich auch — der ehrliche Novak, dem ich dieses Taufzeugniß verdanke — auch er wird mir Rede stehen! Doch soll ich ihnen meine Entdeckung kundgeben? Wer verbürgt mir, daß der Baron von mir wird wissen wollen,

Leihbibliothek
S. JE...
vorm. C. A. Ledermann
ERFURT

daß er mich nicht sofort vor die Thüre setzt, wenn ich ihn Oheim nenne, ich, der uneheliche Sohn seiner Schwester? Ich könnte freilich eine Pression auf ihn ausüben, aber pfui, das wäre meiner nicht würdig. Und wenn ich Novak etwas sagte, so hinterbringt er es natürlich sofort seinem Herrn. Ich werde vorläufig schweigen, ihnen gegenüber meine Rolle fortspielen, bis ich irgendwie ergründet habe, ob die Zeit den Baron über die Vergangenheit milder gestimmt hat. Und das kann nur durch die Vermittlung Hedwiga's geschehen. Ihr muß ich ja offen Alles gestehen, diese Nacht noch, denn vor ihr darf ich ja nun länger kein Hehl haben, meine Liebe ist ja aufrichtig und rein. Durch das, was ich ihr jetzt sagen kann, sind wir einander näher gerückt und liebt sie mich so, wie ich es hoffe, so wird sie über jegliches Bedenken hinweggehen! So sei's denn — ich suche das Bild an seinen alten Platz zurückzuhängen, nehme die gefundenen Papiere zu mir und dann — möge diese Nacht Hedwiga über mein Schicksal entscheiden!"

Drittes Kapitel.

Der junge Tischler.

Es ist nothwendig, daß wir uns ein wenig in dem Städtchen Starnitz umschauen.

Als am Morgen nach der Flucht Rudolf Bruckners aus dem Hause der Tante Susanne die Ermordung derselben und das gleichzeitige Verschwinden ihrer Werthpapiere und sonstigen Gelder aus der im geöffneten Schreibtische erbrochen gefundenen Schatulle zur Kenntniß der Einwohnerschaft des Ortes gelangt war, da hatten die Leute sich selbstverständlich in ganzen Schaaren vor dem alten Gebäude eingefunden, die Leiche zu sehen, den Schauplatz der That zu besichtigen, Näheres über den ganzen unheimlichen und haarsträubenden Vorgang zu erfahren.

Mamsell Nina Krötig, die fromme und tugendsame Lehrerin an der neuen Bürgerschule, hatte im Vereine mit der Dienerin der Ermordeten, der alten Ludmilla, genugsam zu thun gehabt, alle jene Neugierigen, welche in das Haus dringen wollten, davon abzuhalten und sie zu beschwichtigen. Bei dieser Gelegenheit hatte sie, unter Schluchzen und Wehklagen, Allen erzählt, daß sie zuletzt am Bette der Unglücklichen gewacht habe, daß sie von dieser ungefähr um Mitternacht aufgefordert worden sei, sich zur Ruhe zu begeben, und wie sie dann das Krankenzimmer verlassen, da sei sie unten im Flure des Hauses dem jungen Herrn, dem Neffen der Frau Susanne, begegnet, habe ihn dort ermahnt, sich mit der Tante, die ihn enterben wollte, auszusöhnen, und dann sei er gereizt, mit verstörter Miene in seine Zimmer gegangen. Am frühen Morgen sei sie, Nina Krötig, wieder die Erste gewesen, welche das Schlafgemach der alten Frau betreten, habe dort das offene Fenster, die Unordnung und mit Entsetzen die Erdrosselte erblickt, sei

fast ohnmächtig geworden, habe die Hausbewohner herbeigeschrieen und sei dann zum Erdgeschosse hinabgerannt, den jungen Herrn zu wecken. Dieser sei verschwunden, sein Koffer halb ausgeleert, ein Fenster nur angelehnt gewesen und das habe gleich in ihrer Seele einen furchtbaren Verdacht wachgerufen, den sie aber noch nicht auszusprechen wage.

Während Mamsell Nina in solcher Weise Auskunft gegeben, war dann eine Kommission vom Gerichte erschienen, hatte durch einen Polizeidiener die Hausthür absperren lassen und war dann zur Untersuchung des Thatbefundes geschritten. Diese Untersuchung hatte ergeben, daß der Raubmörder nicht von der Promenade aus durch das Fenster des ersten Stockes in das Schlafgemach der Alten könne eingedrungen sein, da sich am Fensterrahmen keine Spuren einer gewaltsamen Eröffnung zeigten, auch keine Scheibe eingedrückt war, dagegen hatten alle Umstände darauf hingedeutet, daß Rudolf Bruckner, der weder bei seinem Bruder noch wo in der Stadt zu finden war, seine Tante ermordet

habe. Trotzdem hatte man das ganze Haus, die Effekten sämmtlicher dort wohnender Personen genau durchsucht — Nina Krötig war wiederum die Erste gewesen, welche darauf gedrungen hatte — doch nichts Verdächtiges gefunden, am allerwenigsten auch nur eine Nagelprobe von den verschwundenen Schätzen der getödteten Greisin.

Die Kommission war gegangen, das Volk hatte sich verlaufen, alles Nöthige war von Seiten der Behörde angeordnet worden, den vermeintlichen Mörder Rudolf zu fangen. An demselben Morgen hatte noch ein anderes Gerücht die Runde durch das Städtchen gemacht — ein Spion, ein preußischer Graf, sei entdeckt worden, doch entkommen und die Militär- und Civilbehörden seien bemüht, die Spur desselben aufzufinden. An diese Nachricht hatten sich noch allerlei dunkle Gerüchte über Vorgänge auf dem Schlosse geknüpft, doch war es den Leuten nicht möglich gewesen, über dieselben etwas Bestimmtes zu erforschen.

Die alte Susanne war dann ohne Sang und

Klang beerdigt worden und die Voruntersuchungen über das an ihr begangene Verbrechen hatten ihren Anfang genommen.

Zu der Zeit, da wir das Städtchen wieder aufsuchen, traten alle diese Vorfälle, obgleich sie sich erst vor wenigen Tagen ereignet hatten, gegen ein anderes Ereigniß ein wenig in den Hintergrund.

Die Truppen, welche bereits seit Wochen in dem Orte einquartiert gewesen waren, sollten nun endlich aufbrechen, nicht um in Feindesland zu marschiren, sondern sich weiter südlich mit anderen Korps zu vereinigen. Benedek, dessen Hauptquartier sich jetzt in Olmütz befand, hatte eine Rückwärtsbewegung jener Truppen angeordnet, welche der nördlichen Landesgrenze am nächsten standen, ließ sie eine Schwenkung nach Josefstadt zu machen.

Die tapferen Soldaten zeigten anfänglich lange Gesichter, weil sie auf ein Vorrücken gehofft hatten, aber dann machten sie sich munter in den Häusern und auf den Gassen marschbereit; überall herrschte ein buntes, lärmendes Gewimmel. Und dieses

Durcheinander ward noch durch die Einwohnerschaft des Städtchens vermehrt; die Leute sahen die Truppen ungern scheiden, man hatte sich an sie gewöhnt, man fürchtete sich auch, ihren Schutz zu verlieren, denn wer wußte, was die nächste Zukunft bringen werde?!

Trotz des allgemeinen Wirrwarrs beschäftigte sich das Gericht mit der Angelegenheit der ermordeten Frau Susanne, und das war auch nothwendig, denn es fragte sich, ob man, wenn der Krieg zum Ausbruche kam, die Zeugen zur Hand behalten werde, falls nach einer Niederlage der Truppen das Land von Feindesschaaren überschwemmt werden sollte.

Die beiden Wiener Armeelieferanten, mit denen Rudolf noch kurz vor seinem Entweichen Karten gespielt und die als Zeugen vorgeladen waren, hatten denn auch erklärt, daß sie genöthigt seien, den Truppen zu folgen, von der Mamsell Nina war ebenfalls die Erklärung abgegeben worden, daß sie ohne Weiteres bis nach Wien flüchten werde, sobald

die Preußen nur Miene machen würden, über die Grenze vorzudringen. Man betrieb daher bei Gericht das Zeugenverhör ungewöhnlich rasch, um vorläufig wenigstens alle Anhaltspunkte zu erhalten, die zu einer späteren Beurtheilung des Falles nothwendig waren.

Was sämmtliche Zeugen vorbrachten, war nicht geeignet, Rudolf zu entlasten, ja Alles ward zur Anklage gegen ihn, selbst die Aussage seines Bruders, des ehrlichen Tischlers Gottfried, der die Schuldlosigkeit des Entwichenen behauptete.

So hatten denn auch an dem Morgen, an dem wir das noch vom Soldatengewühle erfüllte Städtchen wiedersehen, Zeugenverhöre stattgefunden. Mamsell Nina hatte ihre Aussagen bereits zu Protokoll gegeben und verließ das Gerichtszimmer, während Gottfried noch über Einiges zu vernehmen war.

Die häßliche Lehrerin schlüpfte auf die Gasse hinaus; das Gewühl in der Hauptstraße scheuend, wollte sie durch ein Seitengäßchen sich nach der um das Städtchen hinziehenden Promenade wen-

den und so auf einem Umwege ihre Wohnung erreichen.

Da gewahrten plötzlich ihre lauernden Augen ein junges, hübsches Mädchen. Es war Laura, die Zofe der Prinzessin Thekla.

Das sonst so muntere Mädchen sah blaß aus, hatte verweinte Augen, trug ein Bündelchen am Arme.

Mamsell Nina stutzte, ihr lederfarbenes Antlitz wurde ein wenig roth; dann lächelte sie und trat katzenfreundlich zu Laura.

Wir müssen hier einschalten, daß Mamsell Nina früher in der alten Bürgerschule Laura unterrichtet hatte, daß sie dadurch mit dem jungen Pächter Reinhard sehr gut bekannt war, ihm auch dann und wann unter allerlei Vorwänden auf seiner kleinen Pachtung einen Besuch abstattete, daß ferner die böse Welt von ihr behauptete, sie sei, ungeachtet ihrer großen Frömmigkeit und ihrer vierzig Jahre, sterblich in den jungen stattlichen Reinhard verliebt.

„Was seh' ich? Laura!" lispelte sie jetzt. „Wo wollen Sie denn hin? Und warum so betrübt?"

„Man hat mich vom Schlosse fortgejagt!" versetzte das Mädchen und brach in Thränen aus.

„Ist es möglich? Ihre junge Herrin hat das gethan?"

„Nein — die Fürstin!"

„Was haben Sie denn verbrochen? Man war doch sonst so sehr mit Ihnen zufrieden!"

„Ach — an mir lag's ja nicht, daß ich fort mußte — auch Fräulein von Gleibach ist entlassen worden!"

„Ach, da hat wohl die Prinzessin Thekla einen Konflikt mit ihrer Mutter gehabt — man munkelt im Städtchen so allerlei — einer der Diener des Fürsten soll gesagt haben —"

„Die Leute mögen reden, was sie wollen — ich — ich kann und will nichts weiter sagen! — "

„Nun, liebes Kind, wenn Sie Ihre Entlassung nicht verschuldet haben, so nehmen Sie sich die Sache

nur nicht so zu Herzen! Wo wollen Sie hin? Zu Ihrem Bruder?"

„Ja — ich habe meinen Koffer schon zu ihm bringen lassen. Es kränkt mich, daß ich zu ihm muß! Nun wird er mich bald ernähren müssen, wenn mein Weniges aufgezehrt ist — und es geht ihm selber nicht besonders gut!"

„Es geht ihm nicht gut?" forschte Mamsell Nina, während ihre Augen seltsam blitzten und etwas wie ein triumphirendes Lächeln verstohlen und flüchtig um ihre häßlichen Lippen spielte.

„Schlechte Zeiten!" antwortete Laura trübe. „Und ich fürchte obendrein, daß er seine Pachtung verlieren wird!"

„Wirklich?" rief Mamsell Nina bedauernd, während sie im Stillen zu frohlocken schien. Dann fuhr sie fort: „Kommen Sie, Laura, ich begleite Sie ein Stück Weges, doch gehen wir nicht hier, sondern über die Promenade. Ich möchte mit Ihnen ein ernstes Wörtchen reden — vielleicht ist Ihnen und — Ihrem Bruder zu helfen! Kommen Sie nur!"

Laura blickte die häßliche Frömmlerin etwas erstaunt und zweifelnd an, ließ sich aber dennoch von ihr aus dem Gewühle fortziehen.

Auf der Promenade wandte sie sich nicht nach der Richtung, in welcher das Haus der Susanne lag, sondern nach jener, welche Laura einzuschlagen hatte, um den Pachthof ihres Bruders zu erreichen.

„Ich habe jetzt recht fatale Scherereien wegen der unglücklichen Alten, der Bruckner," begann Mamsell Nina sanft, „weil ich in dem Hause wohne, das ihr gehörte, und ich viel mit der armen Greisin verkehrte, muß ich nun täglich zu Gericht laufen und meine Zeugenschaft abgeben. Sie wissen doch, daß der Neffe seine Tante ermordet und beraubt hat?"

„Es ward im Schlosse davon gesprochen," antwortete Laura, „wir hatten dort gerade so unangenehme Auftritte, daß der Sache nur vorübergehend gedacht wurde."

„Sie wird wohl überhaupt einschlafen, denn der Mörder ist ja entkommen. Und nun wird oben-

drein in den nächsten Tagen ein Krieg ausbrechen mit allen seinen Schrecken — ach, es ist eine sündige Welt — und dann können Alle, selbst die Behörden, nur an die eigene Rettung denken!"

„Leider!"

„Gelingt es den Preußen, in unser Böhmen einzudringen, dann werden sie dort sengen, plündern und morden — manches Haus wird in Flammen aufgehen, glauben Sie mir's! Besonders die Landleute wird man nicht verschonen. Fürchtet Ihr Bruder nicht für sein Bischen Hab' und Gut, für seine Felder und seinen kleinen Viehstand?"

„Ganz gewiß! Wenn er das Alles verliert, so ist er ruinirt!"

„Da ist man doch besser daran, wenn man das, was man besitzt, in guten Papieren hat, man kann sich doch rechtzeitig vor den Barbaren flüchten und sein Eigenthum mit sich forttragen!"

„Freilich wohl! Aber so gut können's ja nur die Reichen haben!"

„Ich sage Ihnen, liebe Laura, ich warte hier

die Preußen nicht ab, ich mache mich aus dem Staube, und müßte ich bis nach Ungarn auswandern — dorthin werden doch diese gottlosen Protestanten nicht kommen!"

„Warum ängstigen Sie sich? So viel ich weiß, haben Sie ja nichts zu verlieren!"

„Ei, ist Ihnen denn nicht bekannt, daß ich vor ungefähr zwei Monaten mehr als zwanzigtausend Gulden geerbt habe?"

„Was Sie sagen!" rief Laura erstaunt. „Kein Wort kam mir davon zu Ohren!"

„Und dem guten Reinhard auch nicht? Ja so, ich habe Euch seit jener Zeit nicht gesehen und vor den Leuten verheimlichte ich meinen Glücksfall, weil man sonst von Jedermann überlaufen und angebettelt wird — und ich habe ein so gutes Herz, kann Niemandem etwas abschlagen. Ja, mein Oheim, der Domherr Prosniag von Olmütz, starb und vermachte mir sein Geld, und es ist mir bereits in guten Papieren ausgezahlt worden. Jetzt begreifen Sie doch,

daß ich hier nicht die Eventualitäten eines Krieges abwarten mag."

„Da haben Sie recht!" seufzte Laura.

„Und nun, Kind, reden wir ehrlich und offen mitsammen. Mir geht Ihr Leid zu Herzen, liebe Laura, und auch um die Zukunft des wackeren Reinhard bin ich sehr bekümmert. Ich kenne Euch schon so lange und hänge mit ganzer Seele an Euch. Ich bin entschlossen, nach Oberösterreich oder Ungarn zu übersiedeln, kurz, irgendwohin, wo man in Ruhe leben kann. — Doch ich bin ein schwaches, alleinstehendes Mädchen, ich wäre glücklich, wenn ich mit braven, mir vertrauten Menschen gemeinsam eine neue Heimath aufsuchen könnte — um eines lieben Familienkreises willen wäre ich gern bereit, mit ihnen zu theilen, was ich besitze. Wie schön wäre es zum Beispiel, gute Laura, wenn wir mit miteinander wirthschafteten, Sie, Reinhard und ich!"

„Wie könnte das sein —?" fragte Laura überrascht.

„Nun, es ginge schon!" versetzte Mamsell Nina

mit Wärme. „Ich bin Ihrem Bruder gut — sehr gut — er weiß es auch oder ahnt es doch wohl — und mein Vertrauen in ihn, mein Wohlwollen geht so weit, daß ich mich entschließen könnte, ihn zu — heirathen, um seine Zukunft zu sichern und für mich selbst einen rechtschaffenen Beschützer zu erlangen!"

„Mein Bruder — Sie heirathen?"

„Ich bin älter als er, dafür ist er verständig wie ein Mann von fünfzig Jahren, sein Herz ist frei und ich darf erwarten, daß er mich achtet — mehr verlange ich nicht. Reden Sie mit Ihrem Bruder — da Sie sagten, daß ihm der Fürst die Pachtung entziehen dürfte, da die nächste Zukunft ihn hier zu Grunde zu richten droht, so ist es thöricht, wenn er sich hier umsonst plagt; machen Sie ihm das begreiflich. Für Sie bieten sich auch sobald keine lockenden Aussichten dar, glauben Sie mir. Wenn Ihr Bruder auf meinen Vorschlag eingeht, so wandern wir in Gottes Namen mit leichtem Herzen aus, bevor uns noch die schweren Zeiten, welche dies Land überziehen werden, etwas anhaben können, in der

neuen Heimath aber lege ich vertrauensvoll mein Geld in Reinhards Hände und dann wird sich wohl ein Gütchen finden, das seinen Anforderungen entspricht und wo wir alle Drei friedlich, thätig und glücklich miteinander leben können! Vermögen Sie auf Ihren Bruder einzuwirken — es ist ja nur zu seinem und Ihrem Heile — so werde ich noch besonders auf Ihre Zukunft bedacht sein, nehmen Sie vorläufig als ein Zeichen, daß ich Sie wie eine Schwester liebe, dieses Andenken von mir!"

Mamsell Nina zog aus der Tasche ihres Kleides einen kostbaren, ziemlich alterthümlichen Ring hervor und drückte ihn Laura in die Hand. Dann umarmte sie das junge Mädchen beinahe stürmisch.

Laura war so verwirrt, daß sie nicht einmal dankte, doch auch den Ring nicht zurückwies.

„Ich werde mit dem Bruder reden," stammelte sie, „und Ihnen seine Antwort bringen!"

„Thu' das, mein Kind," sagte Nina eindringlich, „und je rascher er sich entscheidet, desto besser für uns Alle, — der Abmarsch der Truppen wird

Dich schon belehrt haben, daß nun die Tage der Sorge und Noth über dieses Land ergehen — wir wollen ihnen mit Gottes Hilfe ausweichen!"

„Sie waren bis zum nördlichen Ausgange des Städtchens gelangt, dort hatte Laura, um den kleinen Pachthof ihres Bruders zu erreichen, sich rechts einem Pfade zuzuwenden, der sich quer durch die wellenförmigen Felder hinzog.

„Leb' wohl!" sagte Mamsell Nina, indem sie mit übertriebener Zärtlichkeit Abschied nahm. „Was Du thust, das thust Du Dir!"

Laura ging, die häßliche, verliebte Mamsell kehrte nach der Stadt zurück.

Als die Schwester Reinhards die verliebte Närrin nicht mehr sah, da schüttelte sie den Kopf und verfolgte nachdenklich ihren Weg. Wie sie so einen der Hügelkämme des Feldes betrat und nun kaum einen Büchsenschuß von dem Häuschen Reinhards entfernt den sich wieder senkenden Pfad hinabschritt, da gewahrte sie in nächster Nähe einen kräftig gebauten

Mann, der am Wege saß und mit trauriger Miene den Kopf stützte.

Dieser Mann sah sie kommen, er stand auf, ging ihr entgegen, begrüßte sie. Er war der Tischler Gottfried Bruckner.

Gottfried kannte Reinhard und dessen Schwester recht gut — in einem Provinzstädtchen kennt sich ja fast Jedermann.

Der junge Tischler richtete an Laura fast dieselbe Frage, mit der sie zuvor Nina Krötig angeredet hatte.

Laura klagte ihr Leid. Dann fragte sie theilnehmend: „Auch Sie sind traurig? Gewiß stockt Ihr Geschäft — ich würde Sie ja auch sonst nicht hier finden!"

„Ach," antwortete Gottfried, „mit dem Geschäfte ginge es wohl noch — aber haben denn Sie garnicht gehört, weſſen mein armer schuldloser Bruder angeklagt wird?"

„Ja so!" sagte Laura erröthend. „Verzeihen Sie, mein eigener Kummer ließ mich denjenigen

Anderer vergessen. Mamsell Nina sprach vor einer Viertelstunde mit mir von dem entsetzlichen Ereignisse!"

„Nina Krötig?"

„Ja!"

„Diese falsche, scheinheilige Person ist die Hauptanklägerin meines Bruders — ihre Aussagen, und leider auch seine thörichte, unüberlegte Flucht, verdächtigen ihn am meisten!"

„Wirklich?"

„Ja, ja! Ach, ich habe soeben erst wieder ein Verhör bestanden und ich verließ das Amtszimmer so niedergeschlagen, daß es mir unmöglich war, gleich zu meiner Arbeit zurückzukehren — da ging ich denn auf's Feld hinaus, um meinen Schmerz in der Stille austoben zu lassen!"

„Armer Mann!" sagte Laura gerührt und voll herzlicher Theilnahme.

Gottfried sah sie dankerfüllt an. Doch dann glitt sein Blick zufällig zu ihrer Hand nieder.

Laura hatte den Ring, um ihn nicht zu verlieren, an einen ihrer Finger gesteckt.

„Was haben Sie denn da?“ fragte der Tischler betroffen. „Lassen Sie doch sehen!“

Er ergriff hastig Laura's Hand und betrachtete den Ring.

Plötzlich ward Gottfried leichenblaß, begann zu zittern und starrte das Mädchen schreckhaft an.

„Wer gab Ihnen diesen Ring?“ stammelte er.

„Nun — Mamsell Nina!“ antwortete Laura überrascht. „Warum erschrecken Sie so sehr? — Sie gab ihn mir, und noch einen gar seltsamen Auftrag dazu!“

„Einen seltsamen Auftrag?“

„Ja, — ich brauche ihn wohl nicht vor Ihnen geheim zu halten, denn Sie sind ein Freund Reinhards und können ihm in der Sache rathen, da Sie die Mamsell Nina richtiger werden zu beurtheilen wissen, als mein argloser, unerfahrener Bruder —! Aber sagen Sie mir zuvor, warum —“

„Nein, nein!“ unterbrach Sie Gottfried, der

seine Fassung wiedergewonnen hatte. „Theilen Sie mir zuerst den Auftrag mit, den Ihnen die Mamsell gab — verschweigen Sie mir nichts, was sie sagte, ich beschwöre Sie. Ach, Sie ahnen nicht, warum es sich hier handelt!"

Laura war ängstlich; sie wußte nicht, was sie von Gottfrieds sonderbarem Benehmen halten solle. Sie faßte sich ein Herz und erzählte, was sich mit ihr und Nina Krötig zugetragen. Der junge Tischler lauschte ihren Mittheilungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Und als sie nun Alles gesagt hatte, da hellten sich Gottfrieds Züge auf, da rief er erschüttert und freudig zugleich: „So wird Alles an's Tageslicht kommen! Erfahren Sie denn — dieser Ring hat der alten Susanne gehört, ich erkenne ihn gar wohl an den wunderlichen Verzierungen und den auf eigenthümliche Art eingelegten kostbaren Steinen, Tante Susanne wollte ihn mir aufdringen, bevor wir noch gänzlich miteinander zerfielen und sie mich zu ihrem Erben machen wollte, was ich ablehnte — bei Gott, es ist derselbe Ring, und es ist Alles Lüge,

was Nina Krötig von einer Erbschaft gesagt hat — sie ist die Mörderin der alten Frau, so gewiß, wie es einen Gott im Himmel giebt!"

„Entsetzlich!" stammelte Laura, riß den Ring vom Finger, wollte das Kleinod von sich schleudern.

Gottfried hinderte sie daran.

„Halt!" rief er. „Dieser Ring darf nicht verloren gehen, er ist der erste Anhaltspunkt, den ich für die Schuld der Elenden habe!"

„Da nehmen Sie ihn und tragen ihn sogleich zum Gericht!"

„Das geht nicht, vorerst noch nicht. Diese Nina ist gar schlau, sie kann sich ausreden, daß sie ihn von der Susanne für die Pflege, die sie ihr gewidmet, zum Geschenk erhalten habe!"

„Aber die Erbschaft — der Olmützer Domherr — das muß sie doch beweisen —"

„Sie kann vor Gericht sagen, man habe ja ihr Zimmer, ihre Effekten, das ganze Haus durchsucht und nichts von Geld und Werthvollem bei ihr gefunden, sie sei ja so arm, wie eine Kirchenmaus und

habe Ihnen das von der Erbschaft nur vorgespiegelt, damit Reinhard in die Falle gehe und sie heirathe. Nein, so dürfen wir's nicht anfangen. Die Nina ist ein schlauer Fuchs in der Gestalt eines heuchlerischen, scheinheiligen Weibes, wenn wir sie nicht bei ihrer schwachen Seite — ihrer verliebten Verblendung — packen, so bekommen wir sie nicht in die Schlinge. Reinhard muß sich den Schein geben, von Sorgen gedrängt auf ihren Vorschlag einzugehen. Und Sie sind ja klug und gewandt, Laura, Sie werden diese verliebte Betschwester ganz sicher machen. Ist Ihr Bruder wohl zu Hause?"

„Jedenfalls!"

„Nun, dann begleite ich Sie zu ihm, damit wir gleich mit einander das Nöthige berathen. Kommen Sie!"

Und sie schritten Beide rasch dem kleinen Pachthofe zu.

Viertes Kapitel.

Die Geschwister.

Im Schlosse Starnitz hatte, seit wir genöthigt waren, die Bewohner desselben aus den Augen zu lassen, eine ganze Reihe von unangenehmen und sogar stürmischen Auftritten stattgefunden. Durch den Brief Reinhards an die Baronesse Peschek und die Aeußerungen der Zofe Laura im vorigen Kapitel wurde beiläufig schon angedeutet, welche Zerwürfnisse in der fürstlichen Familie seit der Entdeckung der nächtlichen Zusammenkunft der Prinzessin Thekla mit ihrem Gatten stattfanden, um aber besser und klarer darzulegen, wie sich die Lage Thekla's nach der Flucht des Grafen Erlau gestaltete, müssen wir mit wenigen Worten erzählen, was sich ereignet hatte, nachdem sie sich auf dem einsamen kleinen Plateau

vor dem Schweizerhäuschen von Richard verabschiedet.

Sie eilte damals arglos auf dem Wege, den sie gekommen war, durch den Park, sie ahnte keinen Verrath, sie war überzeugt, daß ihr Richard ungesehen und ungefährdet nach dem Städtchen zurückkehren werde, sie war auch, als der Konflikt des Grafen mit ihrem Bruder Ferdinand und den Offizieren jenseits der Parkmauer stattfand, bereits von jener Stelle zu weit entfernt, als daß sie etwas von der heftigen Scene, die sich dort abspielte, hätte vernehmen können. Ein wenig stutzig wurde sie erst, als sie den Ausgang der Allee erreichte und dort Laura nicht fand.

Aber sie legte diesem Umstande keine besondere Wichtigkeit bei, sondern nahm sich nur vor, der Zofe einen Verweis für ihre Unachtsamkeit zu ertheilen. Da Niemand sich zeigte, kein Fenster der Rückfronte des Schlosses erhellt war, in demselben eine solche Ruhe herrschte, als sei Alles dort ausgestorben, so konnte Thekla nicht auf den Gedanken

kommen, daß man Laura — wie es in Wahrheit geschehen war — vom Parke aus auf ihrem Lauscherposten in aller Stille überfallen und nach dem Schlosse abgeführt habe.

Die Prinzessin schlüpfte also unbesorgt nach der kleinen Hintertreppe jenes Flügels, den sie bewohnte, und schlich in der Dunkelheit nach ihren Gemächern, ohne daß sie irgend etwas Ungewöhnliches bemerkte.

Im Vorzimmer, in dem eine Lampe brannte, fiel ihr nichts auf, nur hatte sie erwartet, daselbst die Freundin Natalie ihrer harrend zu finden. Sie dachte aber, die Gleibach habe sich nach dem Boudoir zurückgezogen. Erleichterten Herzens schickte Thekla sich an, der Freundin zu verkünden, daß Alles gut abgelaufen sei, rasch öffnete sie die zum Boudoir führende Thür und — gewahrte zu ihrem Schrecken im Gemache nicht nur Natalie, sondern auch die Fürstin, deren Kammerfrau Hollanek und einen Diener, der Brechwerkzeuge in der Hand trug.

Nach dem Eintreten der bestürzten Prinzessin schickte die Fürstin, deren bleiches Aussehen ihre

leidenschaftliche Erregung verrieth, die Kammerfrau und den Diener aus dem Gemache. Während dieselben sich entfernten, fand Natalie gerade noch Zeit, Thekla durch einen Blick und ein verstohlenes Zeichen davon zu benachrichten, daß die Fürstin das Wesentlichste des Geheimnisses nicht entdeckt habe, die Briefe Erlau's in Sicherheit seien. Dann fand ein sehr heftiger Auftritt zwischen Mutter und Tochter statt. Thekla leugnete Alles, wie es die Gleibach gethan hatte. Die Scene endigte damit, daß die Fürstin in höchster Erbitterung die Gesellschafterin auf ihr Zimmer verwies, die Hollanek wieder in das Gemach rief, sie gewissermaßen zur Wächterin über die Prinzessin einsetzte und ihr befahl, die Wohnung Thekla's auch nicht auf einen Augenblick zu verlassen, Keinem vom Personale des Hauses, am allerwenigsten der Gleibach zu gestatten, sich mit der Prinzessin, in irgendwelches Einvernehmen zu setzen.

Dann erst entfernte sich die Fürstin. Damit war die Sache nicht abgethan. Noch in derselben

Nacht hatte Prinz Ferdinand eine Unterredung mit seinen Eltern, enthüllte er ihnen in seiner heftigen Weise den Vorgang mit Erlau, wobei er, was seine Erbitterung noch vermehrte, seine eigene Niederlage und die Verwundung des Hauptmanns Metzendorf nicht verschweigen konnte. Die Fürstin gerieth außer sich, Fürst Lothar ward bestürzt, er tadelte die Gattin, welche ein solches Einschreiten des Sohnes veranlaßt hatte, er machte Ferdinand Vorwürfe, so unbesonnen die Offiziere in einer so delikaten, die Familienehre kompromittirenden Angelegenheit zu Zeugen gemacht zu haben. Die nächste Folge dieser gereizten gegenseitigen Auseinandersetzungen war, daß der Fürst, die Fürstin und Ferdinand grollend von einander schieden.

Am folgenden Morgen verfügte sich Fürst Lothar sehr zeitig zu den beiden Offizieren und erlangte von ihnen die Zusage auf Ehrenwort, den ganzen Vorfall zu verschweigen. Zum Glück war Metzendorfs Verletzung derart, daß sich dafür ein Vorwand finden ließ, der den eigentlichen Sachverhalt vertuschte.

Aber die Denunziation, welche gegen Erlau erlassen war, konnte nicht mehr zurückgenommen werden, in dieser Beziehung hoffte jedoch der Fürst, ihm werde der Graf jede weitere Verlegenheit dadurch ersparen, daß es ihm gelinge, unangefochten aus Böhmen nach dem nahen preußischen Gebiete zu entfliehen.

Nachdem so Fürst Lothar sich einigermaßen beruhigt hatte, schritt er zu einem Verhör Thekla's und lud seine Gemahlin und seinen Sohn dazu ein. Beide waren gekränkt, die Fürstin antwortete trotzig, er möge nun selbst sehen, wie er mit der pflichtvergessenen Tochter fertig werde, Prinz Ferdinand erklärte in aller Kürze, daß auch er sich nicht weiter in die fatale Sache mischen wolle. Dies reizte den Fürsten; so kam es denn zu keiner gütlichen Verständigung und so fiel denn auch der Besuch, den der durch alle diese Dinge noch mehr aufgebrachte Mann seiner Tochter in ihrem Arreste abstattete, sehr unglimpflich für Thekla aus. Diese konnte, den Thatsachen gegenüber, welche ihr der Vater vorhielt, nicht länger in Abrede stellen, daß sie bis zum letzten

Augenblicke im Einverständnisse mit Erlau gehandelt habe. Weiter ging sie in ihren Bekenntnissen nicht, denn der Zorn des Vaters erschreckte sie. Fürst Lothar verließ sie mit der Drohung, daß er sie, in Begleitung des Sekretärs Ruhland und der Kammerfrau Hollanek, nach seiner Besitzung Krostnitz senden und dort strenge bewachen lassen werde, falls sie sich nicht geduldig dem Willen ihrer Eltern füge, und das heiße so viel, als — sie werde sich von nun an jeder Hoffnung auf den preußischen Grafen entschlagen und dem jungen Fürsten Osakow ihre Hand reichen, nachdem dieser sich bei ihm in aller Form um dieselbe beworben habe.

Das nächste, was der Fürst that, war, daß er durch Ruhland dem Fräulein von Gleibach und der Zofe Laura ihre sofortige Entlassung ankündigen ließ. Der heimtückische, gleißnerische Sekretär entledigte sich seines Auftrages mit der ihm eigenthümlichen heuchlerischen Sanftmuth. Er versäumte nicht, sowohl Natalie wie Laura lebhaft zu bedauern,

und setzte ihrer Verachtung einen milden Gleichmuth entgegen.

Fürst Lothar war noch in anderer Hinsicht hart und grausam gegen seine Tochter gewesen, er hatte ihr nicht nur gesagt, was zwischen Ferdinand und dem Grafen vorgefallen war, und ihr in strengen Worten die Schuld an diesem Konflikte beigemessen, der leicht die unglückseligsten Folgen hätte nach sich ziehen können, sondern ihr auch schonungslos mitgetheilt, daß Erlau flüchtig geworden sei, da irgend Jemand ihn als einen preußischen Spion bezeichnet habe und man demzufolge Alles aufbiete, seiner habhaft zu werden.

Es ist leicht erklärlich, daß alle diese Vorwürfe und Einschüchterungen Thekla moralisch und zugleich physisch erschüttern mußten. Es war daher noch keine Viertelstunde seit dem Besuche des Fürsten bei seiner Tochter verflossen, als ihm und der Mutter Thekla's durch einige Dienerinnen ängstlich gemeldet ward, daß die Prinzessin in Krämpfen darniederliege.

Der Fürst erschrak, denn er liebte ja trotz Allem seine Tochter sehr und machte sich im Stillen den Vorwurf, sie etwas zu hartherzig behandelt zu haben. Er sandte schleunig einen Lakaien nach dem Städtchen, den Arzt, der als ein sehr geschickter Mann bekannt war, nach dem Schlosse zu holen.

Die Fürstin nahm die Nachricht viel gelassener auf.

„Das wird schon vorübergehen," sagte sie, „die Prinzessin besitzt, dem Himmel sei Dank, nicht so schwache Nerven, wie ich leider Gottes habe. Man beruhige sich und behellige mich nicht mit Dingen, die von keiner wesentlichen Bedeutung sind!"

Die durchlauchtige korpulente Dame war durchaus nicht so herzlos, als dies, nach ihrer obigen Bemerkung zu urtheilen, scheinen mag. Auch sie liebte ihre Tochter, aber sie mochte sich wohl erinnern, daß Thekla sich am Abende zuvor unpäßlich gestellt hatte, daher nahm sie vermuthlich jetzt an, die Prinzessin bediene sich einer ganz gewöhnlichen

Frauenlist, um vorläufig den Zorn ihrer Eltern zu beschwichtigen.

Bevor noch der Doktor erscheinen konnte, hörten die Krämpfe auf, von denen Thekla befallen worden war. Sie fühlte sich sehr erschöpft, empfand aber auch zugleich eine Unruhe, eine Hitze, die ein Fieber anzukündigen schien.

In ihrer Trostlosigkeit, ihrem beklagenswerthen Zustande gedachte sie Ferdinands. Sie sagte sich, daß sie doch wohl Unrecht gethan, dem Bruder nicht längst ihr volles Vertrauen geschenkt zu haben, Ferdinand war wohl jähzornig und nichts weniger als ein weich und schwärmerisch empfindendes Wesen, doch er hatte ein gutes Herz und eine ehrliche, ritterliche Gesinnung. Er war nach den stürmischen Ereignissen der verflossenen Nacht nicht zu seiner Schwester gekommen, sie mit Vorwürfen zu überschütten, er hatte sich gar nicht vor ihr blicken lassen, und das erweckte in Thekla die Hoffnung, daß sie in Ferdinand einen Beschützer erlangen werde, wenn sie ihm unverholen ihre ganze verzweifelte Lage

bekenne und ihm ihr Schicksal vertrauensvoll an's Herz lege.

So ließ sie ihm denn melden, daß sie sehr leidend sei und ihn um eine Unterredung bitte.

Prinz Ferdinand zürnte seiner Schwester, zum Glück für Thekla war er jedoch zu dem Vater in Opposition gerathen, grollte er auch einigermaßen mit der Mutter, da ihn diese so leidenschaftlich zu einer Unbedachtsamkeit angefeuert hatte, wegen der er jetzt mit sich selber unzufrieden war, daher entschloß er, in einer Anwandlung von Trotz, sich nun denn ohne viele Umstände auch Thekla zu hören und zu erfahren, was die Schwester zu ihrer Entschuldigung sagen könne.

Mit finsterer Miene betrat er das Gemach, in welchem Thekla, in ein Negligé gehüllt, entkräftet auf einem Ruhebette lag.

Sie streckte ihrem Bruder matt eine Hand entgegen und ihre Züge und ihr Blick hatten einen so schmerzlichen, flehenden Ausdruck, daß Ferdinand davon wider seinen Willen ergriffen ward und, den

wahrhaft leidenden Zustand seiner Schwester augenblicklich gewahrend, es nicht über sich vermochte, Thekla's Hand zurückzuweisen.

Dann rollte er einen Fauteuil zu ihrem Ruhebette, setzte sich und fragte mit unsicherer Stimme: „Was willst Du von mir?"

„Ich will mir Deine Verzeihung erbitten, Bruder," hauchte Thekla, „nicht für das, was in der verflossenen Nacht geschehen ist, noch für meine Handlungsweise, durch welche Du die Ehre unserer Familie, unseres Geschlechtes auf's Empfindlichste verletzt wähnst —"

„Wofür denn sonst?" unterbrach sie Ferdinand, in dem wieder der Unmuth die Oberhand gewann, strenge und zugleich überrascht.

„Für den Mangel an Vertrauen," antwortete Thekla in rührendem Flehen, während Thränen über ihre Wangen herabperlten, „der mich so lange abgehalten hat, mich Dir an die Brust zu werfen und Dir, dem Bruder, meinem natürlichen Beschützer, ohne ein Geständniß abzulegen, dessen ich mich nicht

zu schämen habe, Dich um Deinen Rath, Deine Theilnahme, Deinen brüderlichen Beistand zu bitten!"

Ferdinand sah seine Schwester mit einem Stirnrunzeln an, doch er entgegnete kein Wort.

Thekla aber fuhr fort: „Ich kann zur Entschuldigung dieses Mangels an Offenherzigkeit nur sagen, daß ich fürchtete, Du, der leichtlebige Soldat, der Herzensangelegenheiten niemals ernst zu nehmen pflegte, werdest kein Verständniß für meinen Kummer haben, mich verspotten, ferner, daß wir einander nur selten sahen und dadurch — wenn wir auch einander nicht entfremdet wurden — ein innerliches geschwisterliches Zusammenhalten in allen uns betreffenden Lebensfragen verhindert wurde. Verzeih' mir also, Bruder!"

„Fahre fort!" erwiederte Ferdinand kurz, ohne daß er durch seine Miene verrieth, wie er gesonnen sei.

„Nun denn, ich liebe Erlau seit Jahren, mein Herz gehörte ihm von dem Augenblicke an, da er

unser Haus betrat. Es ist nun länger als zwei Jahre her, da hielt Richard, durch das Wohlwollen unserer Eltern ermuthigt, im Bewußtsein seiner untadeligen Abkunft, die der unsrigen so wenig nachsteht wie sein Vermögen demjenigen unseres Vaters, bei diesem um meine Hand an —"

„Vor länger als zwei Jahren?" fiel ihr Ferdinand lebhaft und erstaunt in's Wort. „Aber man sagte mir niemals auch nur ein Wort davon!"

„Erlau wurde abgewiesen, nur unsere Mutter lehnte sich gegen die Verbindung auf — sie erkannte alle trefflichen Eigenschaften Richards an, aber sie wollte für ihre Tochter einen Gatten aus fürstlichem Geblüt, sie träumte von einem Throne für mich, und sei er auch nur derjenige einer winzigen Dynastie, eines Miniaturländchens!"

„Lächerlich!" murmelte Ferdinand vor sich hin. Dann setzte er lauter und in gereiztem Tone hinzu: „Und Vater und Mutter hielten es nicht einmal der Mühe werth, mir von alledem auch nur die leiseste

Andeutung zu machen?! Mir — dem einzigen Sohne, dem künftigen ersten Repräsentanten des Starnitz'schen Geschlechtes! Man fand es überflüssig, mich zu Rathe zu ziehen, und doch war ich damals nicht mehr unmündig — sehr gut! Man dachte vermuthlich, die Zukunft meiner Schwester gehe mich nichts an, sei mir gleichgültig — vortrefflich! — ich habe mich um ihr Lebensglück nicht zu bekümmern! Ah, das ist stark!"

Ferdinand war auf dem besten Wege, seinem Unmuthe völlig die Zügel schießen zu lassen, aber sein Groll galt jetzt nicht der Schwester.

„Darf ich fortfahren, Ferdinand?" lispelte Thekla schwach.

„Ja, ja, ich bitte Dich darum!"

„Richard mußte unser Haus meiden — es ward ihm durch die Mutter verboten —"

„Ah — und der Vater ließ sich wieder einmal von ihr in's Schlepptau nehmen —"

„Was sollte er beginnen? Ihm gilt der häusliche Frieden Alles — er suchte mich heimlich zu

trösten — er war damals nicht so hart, so grausam, wie er sich heute zeigte —! Ach, Ferdinand, Du ahntest, Du erfuhrst nicht, was ich jahrelang erlitt, welche Seelenqualen mich folterten, was ich Alles von der Mutter zu hören bekam —!"

Ferdinand's Züge verloren den finsteren und strengen Ausdruck, er sah die keuchende Schwester mitleidig an.

„Ich vermochte Richard nicht zu entsagen, er mir nicht — findest Du es daher nicht entschuldbar, Bruder, daß wir einander von Zeit zu Zeit heimlich sahen?"

„In der That — ja, ja —!"

Thekla vergalt das Zugeständniß des Bruders durch einen dankbaren Blick. Aber noch ruhte eine schwere Last auf ihrem Herzen, denn es kam nun darauf an, Ferdinand den Schritt zu enthüllen, den sie und Erlau in Ostende gethan hatten. Sie war in höchster Sorge darüber, wie ihr Bruder dieses Geständniß aufnehmen werde. Zagend legte sie es ab.

Der Prinz war im ersten Momente völlig

verblüfft. Dann rief er: „Ihr seid eine Civilehe eingegangen? Welche Thorheit! Wer wird sie anerkennen? Weder unsere Eltern noch unsere Geistlichkeit!“

„Mein Gott,“ stammelte Thekla schmerzlich, „so verdammst auch Du es, daß wir in unserer Rathlosigkeit zu dem einzigen Mittel griffen, welches uns noch Aussicht bot, den Widerstand der Eltern zu besiegen?“

„Ich verdamme Euch nicht,“ antwortete Ferdinand nach kurzer Pause, während der er sinnend und ernst vor sich hingeblickt hatte, „denn Ihr wurdet gewaltsam zu dem gedrängt, was ihr thatet, aber ich begreife nicht, daß Ihr nicht vorausgesehen, Ihr werdet Euch ganz nutzlos in die ärgsten Verwickelungen stürzen!“

„So darf ich auf Deinen Beistand also nicht hoffen?“

„Das habe ich nicht gesagt, Thekla! Mir geht Dein Schicksal zu Herzen — und Erlau's Benehmen mir gegenüber erscheint mir, nach dem was ich jetzt

weiß, in einem ganz anderen Lichte als vordem! Ich bin kein Pfaffenknecht, Schwester, darum betrachte ich Dich als mit dem Grafen verbunden, mag es nun in dieser oder jener Form geschehen sein — mit vollendeten Thatsachen muß man rechnen — ist aber Deine Ehe nach katholischen Begriffen anfechtbar, nun, dann — dann muß sie unseren Landesgesetzen entsprechend gültig gemacht werden, nur dadurch kann die Ehre unseres Geschlechtes aufrecht erhalten werden, nicht durch eine faule, zweideutige Nichtanerkennung von heiligen Verpflichtungen, welche eine Prinzessin Starnitz eingegangen ist —"

„Oh, Bruder, wie danke ich Dir für dieses edle, mannhafte Wort — !"

„Was einmal geschehen muß, möge indessen bald geschehen! Ich werde heute mit dem Kommandanten unserer Truppen reden und den Grafen von dem ganz ohne mein Dazuthun über ihn ausgestreuten Verdachte reinigen, dann trete ich vor die Eltern und — nun dann, in Gottes Namen, da ich weiß, wie Erlau zu Dir steht, so möge Alles, was zwischen

uns vorgefallen, vergessen sein, denn ich hätte in seiner peinlichen Lage auch nicht anders, nicht ehrenhafter und loyaler handeln können, als er es gethan — ich trete also vor unsere Eltern, Thekla, und führe Deine Sache, verlaß' Dich darauf!"

„Du bist so gut, Ferdinand, wie beschämt mich Deine warme Theilnahme, wie sehr beklage ich, so lange mit meinem Vertrauen zurückgehalten zu haben! Ich werde diese Stunde nie vergessen! Doch um Eins beschwöre ich Dich — sage den Eltern jetzt noch nicht Alles —"

„Warum nicht? Soll sich Deine Angelegenheit noch länger ungelöst hinschleppen? Ich bin in Allem stets für ein entschiedenes Handeln —"

„Und in Deinem Ungestüm würdest Du, trotz Deines besten Willens, die Sache verderben! Ach, mein theurer Bruder, ich fürchte, daß es den allerungünstigsten Zeitpunkt wählen hieße, wolltest Du heute oder in den nächsten Tagen den Eltern Alles enthüllen und meinen und Erlau's Anwalt machen — bedenke Richards Nationalität — Alles, was

preußisch ist, wird jetzt gehaßt, die Eltern würden Dich mit Deiner Fürsprache abweisen und hätten es gar leicht, sich auf die allgemeine Stimmung in der Monarchie zu berufen, auf den österreichischen Patriotismus, dem das Fürstenhaus Starnitz nicht zuwiderhandeln dürfe!"

„Wahrhaftig, Du hast Recht —!" murmelte Ferdinand, dessen Miene sich verdüsterte. „Arme Thekla — sie könnten Dir jetzt nicht nachgeben, wenn sie auch wollten —!"

„Darum ist es besser, Du schweigst vorderhand, Bruder. Wenn Du aber doch sofort etwas zur Erleichterung meiner Lage, zu meinem Schutze thun willst, so nimm Dich meiner in jener Angelegenheit an, welche den jungen Fürsten Osakow hierherführen wird!"

„Alle Teufel, an ihn dachte ich schon nicht mehr! Er hat gemeldet, daß er heute von Wien hier eintreffen werde —!"

„Ich hatte mit Richard einen Plan entworfen — Osakow ist ein edelsinniger, feinfühlender junger

Mann, ich beabsichtigte daher, ihm unter vier Augen meine ganze Lage zu offenbaren, und ich bin überzeugt, daß er dann, mein Vertrauen ehrend, sofort unter irgend einem Vorwande und ohne es zwischen sich und den Eltern zu einer näheren Erklärung kommen zu lassen, wieder abgereist sein würde — ich kann ihn nicht sehen, nicht mit ihm reden, es ist mir ganz unmöglich — ich fühle mich so leidend, so todesmatt, ein Fieber glüht in meinen Adern — und wenn ich seinen Besuch ablehne, weil ich es muß, so wird er bleiben, die Eltern aber werden denken — wenigstens die Mutter wird das thun — daß ich mich verstelle, aus Trotz so handle — und dann —"

„Beruhige Dich, liebe Schwester, ich werde mit Osakow, der mir befreundet und wirklich ein ganz vortrefflicher junger Mann ist, Alles in Ordnung bringen. Noch mehr — ich werde, wenn es nur irgend möglich ist, zu verhüten suchen, daß er hier im Schlosse erscheine —"

„Du wolltest —?"

„Ich werfe mich sogleich auf's Pferd und jage nach der nächsten Eisenbahnstation, an der er aussteigen muß, hierher zu gelangen. Vielleicht kommt er mir schon unterwegs entgegen, dann muß er mit mir umkehren, im anderen Falle verlasse ich nicht eher die Station, als bis er dort eingetroffen ist und ich Alles mit ihm arrangirt habe. Und das wird mir nicht schwer werden, denn obwohl Osakow in Dich verliebt ist, Thekla, besitzt er doch so viel Diskretion und ritterlichen Sinn, seine Wünsche zu unterdrücken und Dir jegliche Verlegenheit zu ersparen. Und nun, mein armes liebes Schwesterchen, fasse Muth, martere Dich nicht thöricht ab, blicke ruhiger in die Zukunft — es wird noch Alles gut werden. Vorläufig wird Dein Bruder für Dich thun, was er kann — so lange mir wenigstens die Zeitereignisse gestatten, hier zu weilen!"

Der martialische, stramme Soldat war weichmüthig geworden wie ein sanftes, gutes Kind. Seine Rührung zu verbergen, bückte er sich zu Thekla nieder und drückte hastig einen Kuß auf ihre Stirn.

Thekla umfaßte ihn und schluchzte krampfhaft. Im nächsten Augenblicke sanken ihre Arme wieder kraftlos nieder.

„Mein Gott, wie Du glühst!“ sagte Ferdinand besorgt. „Es ist wirklich ein Fieber bei Dir im Anzuge! Schone Dich, Mädchen, denke an nichts, man wird Erlau kein Haar krümmen, ich stehe Dir gut dafür, und alles Andere überlasse mir nur ebenfalls. Man soll Dich entkleiden, Dich in's Bett bringen, ich schicke Dir unseren Regimentsarzt, wenn der Doktor aus dem Städtchen nicht gleich zur Hand sein sollte. Sei ruhig, Schwesterchen, es wird nichts bedeuten — Du darfst, Du wirst uns nicht ernstlich krank werden — Gemüthsruhe, Thekla — und es wird Alles gut!“

Thekla war von dem Gespräche mit dem Bruder zu erschöpft, als daß sie ihm zu antworten vermochte. Sie versuchte zu lächeln.

Ferdinand warf noch einen theilnahmsvollen Blick auf seine Schwester und verließ eilig das Gemach.

Im Vorzimmer befahl er der Kammerfrau, sich rasch zu der Prinzessin zu begeben, tauschte wenige Worte mit dem Doktor aus, der ihm im Korridor entgegenkam, verfügte sich nach seinem Wohnzimmer, schrieb dort einige Zeilen an den Obersten, der gerade vom Schlosse abwesend war, ließ sich seinen raschesten Renner satteln und sprengte zehn Minuten darauf vom Parkthore aus der zur vorerwähnten Bahnstation führenden Landstraße zu.

Zwei Stunden später kehrte Prinz Ferdinand nach dem Schlosse zurück, begab sich sofort zu seiner Schwester, brachte ihr heimlich die frohe Nachricht, daß er Osakow glücklich abgefangen und sich mit ihm in der delikatesten Weise verständigt habe, daß der junge Fürst nicht nach Starnitz kommen, sondern nach Warschau reisen und von dort aus ein Entschuldigungsschreiben senden werde, welches besage, er sei durch wichtige Familienangelegenheiten gezwungen, sich schleunig nach Petersburg zu verfügen. Zugleich konnte Ferdinand der Schwester mittheilen, daß er auf seinem Heimwege den Obersten gesprochen und

von diesem die Zusicherung erhalten habe, es solle der zur Verfolgung Erlau's erlassene Befehl sofort zurückgenommen werden.

Diese Nachrichten erleichterten wohl das Gemüth der Prinzessin, aber sie änderten nichts an ihrem physischen Zustande.

Das Fieber nahm zu, trotz der vom Arzte angewendeten Medikamente, und nun erst erlangte die Fürstin die Ueberzeugung, daß ihre Tochter ernstlich erkrankt sei, und ließ Alles aufbieten, Thekla Linderung und Beistand zu verschaffen, kehrte nun erst die ängstlich besorgte Mutter heraus.

Auch Fürst Lothar war sichtlich bedrückt, schien sich im Stillen Vorwürfe darüber zu machen, mit der äußersten Strenge gegen sein Kind vorgegangen zu sein. Zugleich mochte ihn das Nichteintreffen des Fürsten Osakow beunruhigen, wenngleich es ihm dadurch erklärlich erschien, daß die Truppentransporte fast sämmtliche Eisenbahntrains ausschließlich für sich in Anspruch nahmen.

Gegen Abend sollte eine andere Angelegenheit

den Fürsten vollends in Aufregung versetzen und ihm neue peinliche Sorgen verursachen.

Der Kammerdiener Heider, der noch mehr das Vertrauen seines Gebieters besaß als sogar der Sekretär Ruhland, in alle Privatangelegenheiten des Fürsten seit vielen Jahren eingeweiht war und sich schon in der Zeit, da noch Seine Durchlaucht lebemännischen Zerstreuungen nachging, seinem Herrn ganz unentbehrlich gemacht hatte, meldete ihm kurz nach Sonnenuntergang heimlich und mit sehr ernster Miene, daß er ihm eine sehr wichtige Mittheilung zu machen habe.

Der Fürst stutzte, befahl dem ergrauten, behäbigen Diener, ihm nach seinem Arbeitskabinete zu folgen, und es verging wohl eine Stunde, bevor Heider dasselbe sehr nachdenklich und niedergeschlagen verließ.

Später, während der Abendtafel, an der nicht die gewöhnliche Munterkeit herrschte und wo der Oberst verkündigte, daß ein Marschbefehl vom Oberfeldherrn eingetroffen sei, die Truppen am folgenden

Tage Starnitz und die nächste Umgebung verlassen müßten, zeigte sich Fürst Lothar sehr zerstreut und war auch blasser als sonst, was man ganz und gar seiner Besorgniß über den Zustand der Prinzessin Thekla zuschrieb.

Der nächste Tag brachte dem Schlosse sowohl wie dem Städtchen große Unruhe; in diesem machten sich, wie wir bereits aus dem vorigen Kapitel ersehen haben, die Truppen marschbereit und in jenem schickten sich die dort gastlich aufgenommenen Offiziere zum Abzuge an, hielten es die beiden dem Civilstande angehörigen Gäste, die Barone Schreckenau und Rödelsheim, für rathsam, ebenfalls abzuziehen, um allen Eventualitäten der nächsten Zukunft vorzubeugen und daher ihre werthen Persönlichkeiten nach dem jedenfalls sicheren Wien zu versetzen.

Auch noch Andere mußten an demselben Tage vom Schlosse scheiden — die arme Natalie von Gleibach und die Zofe Laura. Sie erhielten ihren Gehalt ausgezahlt und durften sich nicht einmal von der Prinzessin verabschieden.

Die Fürstin befand sich in doppelter Hinsicht in einer ganz verzweifelt mißmuthigen und ängstlichen Stimmung, einerseits fürchtete sie für Thekla, deren Fieberzustand sich verschlimmert hatte, andererseits besorgte sie, daß sie und die Ihrigen nach dem Abzuge der Truppen, die keineswegs nach dem Norden marschiren sollten, nicht mehr in Starnitz sicher seien. Auch sie wäre ja jetzt gern abgereist, doch Thekla's Erkrankung machte das unmöglich.

Die korpulente nervöse Durchlaucht zitterte bei dem Gedanken, es könnten die Preußen denn doch möglicherweise plötzlich in Böhmen einfallen und sich dort als Sieger behaupten.

Fürst Lothar schien jetzt auch kein großes Vertrauen in die Pläne Benedeks zu setzen. Auch ihn machte es wohl besorgt, daß man nun wegen der Tochter in Starnitz ausharren mußte, welche Ereignisse auch zu erwarten seien. Es schien ihm noch etwas Anderes schwer auf dem Herzen zu liegen, denn er schickte gar häufig den vertrauten Heider nach dem Städtchen hinab, worüber der Kammer-

diener aber seinem Herrn zu berichten hatte, das blieb ein Geheimniß.

Prinz Ferdinand endlich, der sich, nun man scheiden sollte, mit den Eltern ausgesöhnt hatte, sah um Thekla's willen der Trennungsstunde mit betrübtem Sinn entgegen.

So standen die Sachen im Schlosse Starnitz.

Viertes Kapitel.

Ueberlistet.

Am folgenden Morgen – der Monat Juni hatte begonnen — erschien das Städtchen wie ausgestorben, denn die Truppen waren aus demselben abgezogen und es blieb nur noch auf seine Einwohnerschaft beschränkt, die sich nun ihrer ganzen gewohnten Rührigkeit entschlug und mißmuthig und banger Sorgen voll in ihren Behausungen hockte.

Wer konnte sich denn auch in so gefahrdrohender Zeit noch mit irgend welchem Geschäfte befassen? Handel konnte man nicht treiben, denn der Verkehr war wie abgeschnitten, trotzdem noch kein Krieg wüthete, Mißtrauen herrschte überall und ein Jeder hütete ängstlich, was er sein nannte, die Fabriken feierten, ihre Dampfschlotte rauchten nicht mehr, die

Arbeiter waren beschäftigungslos, da es für die Produktion ja vorderhand keinen Absatz gab. Und auch der Landwirth durfte jetzt nicht daran denken, sein Feld zu bestellen, mußte er doch befürchten, daß ihn in der nächsten Zeit ein blutiger Krieg um den Segen seines Fleißes bringen, die lachenden Fluren rings zum wüsten Kampfplatze machen werde

So sorgte man denn, muthlos und niedergeschlagen, nur noch für die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse, überließ sich im Uebrigen einer trübseligen Resignation.

Auch der wackere junge Tischler Gottfried arbeitete wenig, man sah ihn nicht mehr in seiner Werkstatt so emsig schaffend hinter der Hobelbank stehen, desto häufiger konnte man ihn während der nächsten zwei Tage nach dem Abmarsche der Truppen auf dem Wege finden, der von dem Städtchen nach dem Pachthäuschen Reinhards führte.

Gottfried war dort täglich zu verschiedenenmalen Gast, immer aber, sobald er sich auf der Pachtung eingefunden, steckten er, der junge Pächter und dessen

Schwester Laura die Köpfe zusammen und berathschlagten eifrig miteinander.

Was sie alsdann verhandelten, das wird dem Leser klar werden, wenn wir ihm mittheilen, daß Gottfried bei seinem jedesmaligen Scheiden stets versicherte: „Beruhigt Euch, das Frauenzimmer wird sorgfältig bei Tag und Nacht überwacht und kann sich nicht unversehens aus dem Staube machen!“

Es war nun schon der dritte Tag, daß Laura bei ihrem Bruder weilte, angebrochen.

Sie hatte sich anfänglich, ungeachtet allen Tröstungen und Ermunterungen von Seiten ihres Bruders und des jungen Tischlers, sehr traurig und einsylbig gezeigt, dann aber war sie während der Verhandlungen, die Gottfried mit Reinhard pflog, wieder lebhafter geworden und endlich schien es sogar, als ob sie den Besuchen des ehrlichen Tischlers stets mit Ungeduld entgegensehe, mit einem ganz besonderen Interesse, das nicht ausschließlich die Angelegenheit betreffe, welche den jungen Bruckner so oft zu ihrem Bruder führte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Angelegenheit völlig dazu geeignet war, Laura und Gottfried einander näher zu führen, als dieses im gewöhnlichen Lebensverkehre früher hatte der Fall sein können. Sie lernten einander jetzt erst so recht eigentlich dem Gemüthe nach kennen und schätzen, denn die vertraulichen gemeinsamen Berathungen gaben ihnen oft genug Anlaß, einander ihre Denkungsart, ihre Grundsätze zu enthüllen.

Laura hatte, da sie in ihrer ehemaligen Stellung nur selten Gelegenheit gefunden, den Tischler zu sehen, diesen allerdings als einen fleißigen, aber etwas derben und plumpen Arbeiter betrachtet und jetzt war sie gewissermaßen überrascht, an ihm zu entdecken, daß er ein recht intelligenter Mensch sei, der trotz seines etwas rauhen Wesens eine ungewöhnliche Gemüthlichkeit besitze. Zugleich rührte sie die aufopferungswillige Hingebung, mit welcher Gottfried sich der Sache seines Bruders annahm.

Gottfried sah auch seit wenigen Tagen die Schwester Reinhard's mit ganz anderen Augen an,

als vordem. Er hatte niemals in Abrede gestellt, daß sie ein sehr hübsches Mädchen sei, aber sie war ihm wegen ihrer Munterkeit etwas flatterhaft und leichtfertig vorgekommen und darum hatte er sich nicht sonderlich um sie gekümmert. Nun sie in ihrer Trauer um das Schicksal der Prinzessin Starnitz, in ihrer Anhänglichkeit an dieselbe eine ganze Fülle kleiner Züge offenbarte, die ihren Charakter, ihr warmes Herz in das vortheilhafteste Licht stellten, nun sie sich voll reger Theilnahme mit der Sache des ehrlichen Tischlers beschäftigte und dabei Grundsätze entwickelte, die für die ehrenhafteste Gesinnung sprachen, nun ward dem guten Gottfried so zu Muthe, als gehe ein ganz neues Leben in ihm auf. Er mochte es wohl noch nicht wissen, daß ihn nicht nur Rudolfs verwickelte Angelegenheit so häufig nach der kleinen Pachtung locke, sondern auch die Schwester Reinhards ihn so oft dort hinziehe, er hätte das Letztere sicherlich in Abrede gestellt, würde man ihn darüber befragt haben; und doch wagen wir zu behaupten, daß es sich so verhielt.

Reinhard hatte wohl keine Ahnung davon, daß die beiden jungen Leute auf dem besten Wege seien, ein Liebespaar zu werden, hatte er dieselbe aber doch, nun, dann konnte er sich ja zu einem solchen Ereignisse nur gratuliren.

Es war ein schöner Morgen, als der junge Landwirth in seiner Wohnstube am offenen Fenster stand und bekümmert vor sich hin starrte, denn er dachte an seine Saaten und die schwere, das Land bedrohende Zeit.

Laura war an die offene Hausthür getreten und spähte ungeduldig nach der Richtung, in welcher das Städtchen lag. Sie hatte heute nicht nöthig, ihre Ungeduld zu verbergen, denn Gottfried ward ja an diesem Morgen nicht allein erwartet, sondern in einer Gesellschaft, mit der gemeinschaftliche Sache zu machen nur die Nothwendigkeit ihn heute zwang. Und gleich nach dem Eintreffen des Tischlers und seiner Begleiter sollten sehr wichtige Dinge in's Werk gesetzt werden, zu deren Ausführung Laura selbst eine nicht unbedeutende Rolle zu übernehmen hatte.

Wie sie so den Feldpfad entlang spähte, da vernahm sie plötzlich aus anderer Richtung her ein Pferdegetrappel.

Sie wandte das Köpfchen und sah nun einen Reiter, einen ihr wildfremden Bauernburschen, neben dessen Gaul ein Handpferd trabte, in welchem Laura sofort den stattlichen Grauschimmel ihres Bruders erkannte.

Rasch sprang sie zur Wohnstube, riß die Thür auf und rief freudig: „Reinhard, komm geschwind, Dein Grauschimmel ist wieder da! Dem Himmel sei Dank, Graf Erlau sendet das Pferd zurück, er ist glücklich über die Grenze entkommen!“

„Wir wollen es hoffen!“ versetzte Richard, aus seinem trüben Sinnen auffahrend.

„Es ist nicht daran zu zweifeln,“ frohlockte Laura, „hätten seine Verfolger ihn erwischt, dann würden sie auch sein Roß behalten haben!“

„Das ist wahr!“

Die Geschwister begaben sich eilig vor das Haus.

Dort hielt der fremde Bauernbursche bereits mit den beiden Pferden.

Der Bursche fragte, ob er da beim Pächter Reinhard sei, und als dieses bejaht wurde, reichte er von seinem Gaule herab dem jungen Landwirthe ein Briefchen. Reinhard und Laura ersahen sofort aus den Schriftzügen der Adresse, daß das Billet von dem Grafen Erlau herrühre — hatten sie doch so manchen für die Prinzessin bestimmten Brief heimlich in Händen gehabt und befördert. Dieses Schreiben aber war an den jungen Pächter selbst gerichtet.

Reinhard öffnete es nicht sofort, sondern fragte den Burschen: „Wo kommt Ihr her?"

„Von Kralik am Gebirge," lautete die Antwort, „das heißt, noch eine Stunde vom Dorfe ostwärts, wo das Gehöft meines Herrn abwärts am Waldraine liegt, hart an der Grenze."

„Und wer ist Euer Herr?"

„Er heißt Franz Sander, war früher Pächter im preußischen Schlesien und hat vor fünf Jahren

das Gut gekauft, das er nun bewirthschaftet. Er hat mich beauftragt, den Brief und den Schimmel, der Euch gehören soll und auf dem ein feiner Herr bei uns ankam —"

„Wann?"

„Vorgestern —"

„Befindet sich dieser Herr noch in Eurem Gehöfte?"

„Nein, er blieb nur einen halben Tag, dann machte er sich zu Fuß durch unseren Wald nach der Grenze auf, mein Herr begleitete ihn — 's ist ja nur ein kurzes Stück Weges bis dahin, kaum eine Stunde. Und wie mein Herr da wieder heim kam, da schickte er mich gleich mit den Aufträgen an Euch fort. Seid so gut und ruft einen Eurer Knechte, Herr, daß er das Thier da in Empfang nehme — ich kann mich nicht lange hier aufhalten."

„Ei, ich werde meinen Grauschimmel gleich selbst in den Stall ziehen! Ihr habt einen langen und beschwerlichen Ritt gemacht, mein Bursche, steigt ab, ruht Euch aus, meine Schwester soll Euch einen

guten Imbiß vorsetzen und ein Glas Branntwein dazu!"

„Ich danke, geht nicht, muß augenblicklich wieder heimreiten, mein Herr ist sehr gut, aber auch strenge und er hat's befohlen. Uebrigens — den Branntwein verschmäh' ich nicht und bis Ihr mir werdet sagen können, ob auf den Brief eine Antwort ist oder nicht, ließe sich ein kleiner Schnaps schon auf das Wohl der Jungfer dort hinunterschlucken!"

Der Bursche schmunzelte, Laura begab sich lächelnd in das Haus, einen so bescheidenen Wunsch zu befriedigen, Reinhard öffnete rasch und erwartungsvoll das Billet, machte sich mit dem Inhalte desselben bekannt.

Laura kehrte bald mit dem Verlangten zurück, der Bursche leerte das Glas, gab es mit einem „schönen Dank" zurück, warf dann seinen Braunen herum und rief: „Welche Antwort, Herr?"

Reinhard, der seinen freudig wiehernden Grauschimmel am Zügel hielt, antwortete: „Grüßt Euren

Herrn unbekannterweise von mir, auch lasse ich ihm sagen, daß ich stets zu Gegendiensten bereit sei. Ihr aber, Freund, nehmt dieses Trinkgeld von mir an!"

Er wollte dem Burschen Geld reichen, dieser jedoch lehnte das Geschenk ab, versetzte: „Ich bin von dem fremden, feinen Herrn schon reichlich bezahlt worden! Behüt' Euch Gott und die Jungfer auch!" und trabte dann wohlgemuth seiner Wege.

Reinhard führte seinen Schimmel zum Stalle. Laura folgte ihrem Bruder neugierig dorthin.

„Was hat Dir der Graf geschrieben?" fragte sie.

„Nun," erwiederte der Pächter, „nachdem ich ihn verlassen, kam er glücklich bis an's Gebirge, dort fand er zufällig in dem Besitzer eines Gehöftes, das ungefähr zwei Stunden von Erlowitz entfernt liegt, einen Mann wieder, der ehemals auf einem der Erlau'schen Güter in Schlesien Pächter war. Dieser Sander nun nahm sich seines früheren Gutsherrn freudig an, ritt nach Erlowitz, um in der Nähe des Schlosses auszukundschaften, ob sich der Graf gefahrlos

dorthin begeben könne, und als er dann mit der Nachricht zurückkam, daß beim Baron Peschek sich eine große Schaar czechischer Kavaliere aufhalte, da entschloß sich der Graf auf dringendes Anrathen Sanders, nicht in Erlowitz vorzusprechen, wo er doch, nach Allem, was vorgefallen war, nicht hoffen durfte, die Prinzessin wiederzusehen. So setzte er denn seine Flucht zur Grenze fort und daß er nun längst in Sicherheit ist, davon haben wir doch wohl, dem Himmel sei Dank, jetzt den deutlichsten Beweis erhalten!"

„Gewiß!" rief Laura fröhlich und fügte dann betroffen hinzu: „mein Gott, so befinden sich die Papiere, welche Du der Baronesse Peschek brachtest, noch in den Händen derselben!"

„Was thut's?" entgegnete Reinhard zuversichtlich. „Sie sind bei dieser Dame vorläufig gut aufgehoben — ich habe mit ihr geredet und ich kann Dir die Versicherung geben, daß sie mir das größte Vertrauen einflößte! Sie wird unter keiner Bedingung die arme Prinzessin verrathen!"

Laura fühlte sich beruhigt. Und als sie nun mit dem Bruder den Stall verließ, da schoß ihr plötzlich das Blut in die Wangen, denn sie erblickte neben dem Eingange des Pächterhäuschens den jungen Tischlermeister Gottfried und neben ihm standen zwei Männer, deren Aeußeres besagte, daß sie der Polizei des Städtchens angehörten.

„Ei," rief Gottfried munter, „wo steckt Ihr denn? Wir haben euch schon im ganzen Hause gesucht! Ihr seid recht sorglos — man könnte Euch ja Alles forttragen!"

„Bei mir giebt's nicht viel zu holen!" antwortete Reinhard lächelnd und fuhr dann, höflich die Angelangten grüßend, zu einem der Begleiter Gottfrieds gewendet fort: „Ah, Herr Kommissär, Sie haben sich selbst bemüht?"

„Ich denke, die Angelegenheit ist wichtig genug dazu!" versetzte der Angeredete. „Hoffentlich sind wir nicht vergebens gekommen. Herr Gottfried Bruckner hat mir noch gestern Abend berichtet, daß Ihre Schwester bei der Mamsell Nina war und

Alles, um diese zu täuschen und sicher zu machen, geschickt eingeleitet habe. Sind Sie also bereit Fräulein Laura, den Gang zur Stadt sogleich anzutreten und die Mamsell Krötig abzuholen, wie Sie es mit ihr verabredeten?"

„Wir warteten nur Ihre Ankunft ab, Herr Kommissär —"

„Das ist auch recht. Und in einer halben Stunde können Sie ja wieder hier sein!"

„Ich werde mich beeilen!"

Laura schlüpfte in das Haus.

Der Kommissär deutete auf einen geschlossenen Wagen, der etwa dreißig Schritte von der Pachtung entfernt auf der sich durch die Felder windenden Fahrstraße hielt.

„Wo bleiben wir dann mit dem Fuhrwerk? Wenn die Mamsell Nina es sehen sollte, so würde sie Verdacht schöpfen!"

„Der Kutscher kann hinter die große Scheune fahren, dann sieht die Kalesche Niemand, der von der Stadt kommt!" antwortete Reinhard.

„Gut!“

Der Polizeidiener, welcher den Kommissär begleitete, gab dem Kutscher die nöthige Weisung; der Vorschlag Reinhards ward befolgt. Dieser nöthigte die Besucher in das Wohnzimmer, welches mit der Schlafkammer des jungen Pächters durch eine Glasthür, deren Scheiben an der Kammerseite durch einen dichten Vorhang verhüllt waren, in Verbindung stand.

Nach einigen Minuten verließ Laura, die ihrem Anzuge noch ein Hütchen und eine leichte Mantille hinzugefügt hatte, den kleinen Pachthof und schlug rasch jenen zur Stadt führenden Feldweg ein, auf dem sie wenige Tage zuvor so unerwartet mit Gottfried zusammengetroffen war.

Sie erreichte das uns wohlbekannte alterthümliche und jetzt so unheimliche Haus an der Promenade und begab sich sogleich nach dem ziemlich dürftig ausgestatteten Zimmer, welches die scheinheilige Lehrerin noch immer inne hatte.

Mamsell Nina war schon zum Fortgehen bereit,

sie hatte ihr Sonntagskleid angelegt, man merkte es ihr an, daß sie Alles aufgeboten, ihre häßliche Erscheinung so viel wie möglich herauszuputzen, dennoch trug sie nichts an sich, was sie nicht schon früher besessen hätte, da sie ja, wie sie sich gegen Laura äußerte, den Leuten des Städtchens aus ökonomischen Gründen ihren „Glücksfall" nicht auf die Nase binden wollte. Ihr Putz war also ziemlich fadenscheinig, doch gerade deshalb erschien sie darin um so lächerlicher.

Die Schwester Reinhards würde unbedingt die alte gezierte Mamsell sehr drollig und zum Spotte herausfordernd gefunden haben, hätte sie nicht beim Anblicke dieses gleißnerischen Geschöpfes, von dem sie mit einer katzenfreundlichen Miene begrüßt ward, ein geheimes Grauen durchrieselt.

Aber Laura wußte diese Empfindung geschickt zu verbergen, sie that ganz arglos, war ganz Liebenswürdigkeit.

„Ach, ich habe Sie doch wohl nicht gar lange

warten lassen?" rief sie lebhaft. „Entschuldigen Sie, ich —"

„Das thut nichts zur Sache, liebes Kind," unterbrach sie Mamsell Nina sanft, „vorausgesetzt — Ihr Bruder hat sich nicht etwa über Nacht anders besonnen?!"

„Nein, nein, er segnet Ihren Entschluß und — Sie dürfen mich nicht verrathen, daß ich Ihnen etwas davon gesagt — und entwirft schon freudig allerlei Pläne, wie wir in einer ruhigeren Provinz des Reiches, wo der Deutsche bessere Aussichten hat als hier — denn Reinhard ist von den Czechen oft genug schwer beeinträchtigt worden — am gemüthlichsten mitsammen leben können, Sie, er und — ich. Nur — verzeihen Sie ihm — er traut seinem Glücke noch nicht recht, er möchte den unumstößlichsten Beweis davon haben, und den können nur Sie selbst ihm geben!"

„Ganz in der Ordnung — er ist ein verständiger Mensch!" lächelte Mamsell Nina. „Gehen wir also, liebes Kind!"

Nina nahm vom Tische ein Handtäschchen und hing es über den Arm.

Die beiden Frauenzimmer verließen das Haus. Unterwegs vertraute die schlaue Laura ihrer Begleiterin an, wie viel Liebes und Gutes der Reinhard über dieselbe geredet habe, wie hoch sie in seiner Achtung stehe. So verschmitzten und mißtrauischen Charakters auch die alte Jungfer sein mochte, ward sie doch durch Laura überlistet, die es nicht verschmähte, ein wenig die redselige, offenherzige Einfalt vom Lande zu spielen.

Vor dem Gehöfte kam ihnen Reinhard entgegen. Er bot der Mamsell die Hand und zeigte dabei absichtlich eine etwas verlegene Miene.

Der wohlgefällige, heiße Blick, mit dem Nina den hübschen Mann musterte, schien zu sagen: „Er hat wirklich ein unverdorbenes Gemüth, er wagt mich jetzt kaum anzuschauen — er wird mir gehören und ich werde ihn zu einem mir in Allem gefügigen Gatten erziehen."

Reinhard geleitete die Mamsell nach der Wohn-

stube, in der sich Niemand befand, als sie dort eintraten.

Laura folgte ihnen. Ihr Bruder schloß jenes Fenster, an welchem er eine Stunde zuvor sinnend gestanden, rückte einen altväterischen Lehnstuhl an den Tisch, der seinen Platz an der Fensterwand hatte, nöthigte die alte Jungfer, sich zu setzen, und ließ sich ihr gegenüber an dem Tische auf einen Holzsessel nieder, während Laura neben dem jungen Pächter stehen blieb. Mamsell Nina kam also so zu sitzen, daß sie der Kammerthür den Rücken zukehren mußte. Sie legte ihr Handtäschchen vor sich auf den Tisch und da es ihr schien, als ob Reinhard aus Befangenheit nicht alsbald mit der Sprache herausrücken werde, so ergriff sie mit züchtiglicher Miene, obwohl ihre dunklen, stechenden Augen begehrlich den jungen Mann anblinzelten, zuerst das Wort.

„Lieber Reinhard," sagte sie süßlich und geziert, „unsere gute Laura ist die freundliche Vermittlerin in einer sehr delikaten Angelegenheit gewesen, welche

hoffentlich heute zwischen uns zu einem alle Theile befriedigenden Abschlusse gelangen wird. Sie hat Ihnen demzufolge auch mitgetheilt, was wir nicht an die große Glocke zu hängen brauchen — daß ich mich durch eine mir unverhofft zugefallene Erbschaft in der glücklichen Lage befinde, meine Zukunft nicht nur reichlich gesichert zu sehen, sondern auch für Jene, die mir besonders lieb und werth sind, nach meinem Herzen handeln zu können."

Mamsell Nina glaubte zu bemerken, daß der junge Pächter lebhaft erröthe.

Jedenfalls schlug er den Blick nieder und antwortete dann mit einer gewissen Beklommenheit stammelnd: „Allerdings — meine Schwester hat — ja, sie hat mir das gesagt —!"

„Verkennen Sie nun meine Absichten nicht," fuhr Nina mit innerer Befriedigung fort, „ich will mir nicht einen Mann erkaufen —"

„Ach, das hätten Sie auch nicht nöthig," fiel ihr Reinhard hastig in's Wort. „Sie sind so gut — und wer Sie näher kennt, der —"

Er stockte, als vermöge er das Weitere nicht über die Lippen zu bringen.

Die häßlichen Züge der alten Jungfer aber verklärten sich.

„Sie sind ein rechtschaffener, verständiger junger Mann, versetzte sie, „Sie sehen nicht auf das, was vergänglich und eitel ist, sondern auf den inneren Werth, Sie besitzen einen echt christlichen Sinn. Das sagte ich mir auch, als ich den Entschluß faßte, mein künftiges Geschick einem redlichen Manne anzuvertrauen, damit ich in meinem Ueberflusse nicht allein dastehe, nur von selbstsüchtigen Menschen umlauert. Ich bekenne es offen, ich blickte anfänglich nach älteren Männern aus, die besser zu meinen Jahren passen würden, aber ich fand Niemanden, dessen Charakter mir eine so ungetrübte Zukunft verbürge, wie das mir Ihre schlichte Denkungsart thut. Was mich vollends in meinem Vorsatz bestärkte, ist, daß Sie mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, wie ich durch Laura erfuhr, nun denn, da freut es mich um so mehr, daß ich das Mittel besitze,

diese Sorgen zu beheben. Noch Eins, Reinhard — Sie müssen mir, wenn wir einig werden sollen, das Versprechen geben, daß Alles, was wir hier abmachen, den Starnitzern verschwiegen bleibe, daß wir ferner gemeinsam in eine andere Provinz ziehen und dort erst uns trauen lassen, denn ich will nicht, daß die bösen Zungen unserer Landsleute sich mit uns beschäftigen, Sie des Eigennutzes beschuldigen, mich eine Thörin nennen."

„Ei, ich würde den Schwätzern die Lust dazu vertreiben!" rief Reinhard, zuversichtlich aufblickend. „Doch es ist wahr, wir thun besser, wenn wir auswandern. Aber —" fuhr er zögernd fort, indem er Nina mit treuherzigster Miene ansah, — „wird das auch gehen? Bedenken Sie, daß ich hier Alles aufgeben, mein geringes Eigenthum größtentheils verschleudern muß, daß ich hier doch einen Erwerb habe, wenn er auch kaum für mich ausreicht. Glauben Sie nicht von mir, daß ich eigennützig sei und vor Allem erfahren möchte, wie viel Ihr Kapital beträgt — nur um Ihrer eigenen, — um unserer Zukunft

willen möchte ich Ihnen, die Sie ja von der Landwirthschaft nichts verstehen, die Bemerkung machen, daß zum Ankaufe, zur Einrichtung oder zur Uebernahme eines halbwegs erträglichen Gütchens, wo es auch immer sein möge, eine namhafte Summe gehört — und wenn —"

„Nun," unterbrach ihn Nina, die sich schon am Ziele sah, mit stolzer Freude, „ich denke, das wird doch wohl ausreichen!"

Hastig öffnete sie das Handtäschchen, kramte eine Menge von Werthpapieren daraus hervor und legte sie packetweise auf den Tisch.

„Mein Olmützer Oheim, der kürzlich verstorbene Domherr Proßniag, hat schon vorgesorgt!" fügte sie lächelnd hinzu.

In demselben Augenblicke knarrte die Kammerthür hinter der alten Jungfer.

Nina fuhr vom Lehnstuhle empor, sah sich bestürzt um, taumelte entsetzt zurück, als sie den Kommissär, den Polizeidiener und Gottfried Bruckner er-

blickte, die hintereinander aus der Kammer hervortraten.

Der Kommissär schritt rasch zum Tische. Bevor Nina es verhindern konnte, raffte er die Packete zusammen, that sie in das Täschchen und nahm dieses an sich.

Dann wandte er sich an die erdfahle, zitternde Jungfer.

„Ich habe gestern Abend von der nächsten Bahnstation aus nach Olmütz telegraphiren lassen!" sagte er. „Seit Jahren ist dort kein Domherr gestorben und keiner der Herren ist mit Ihnen verwandt, Niemand weiß von einem Domherrn Prosniag etwas zu sagen. Woher kommt dieses Geld?"

Nina stierte den Kommissär wie halb bewußtlos an.

„Sie antworten nicht? Wohlan, so will ich's Ihnen sagen — Sie haben es geraubt, Sie sind die Mörderin der Susanna Bruckner!"

Die Lehrerin stieß einige unartikulirte, heisere Laute hervor und brach ohnmächtig zusammen.

„Fräulein Laura," fuhr der Kommissär fort, „seien Sie so freundlich, dem Kutscher zu sagen, daß er vorfahre. Kolliwoda, schaffen Sie die Bewußtlose in die Kutsche. Und Sie, Herr Reinhard und Herr Bruckner, haben Sie die Güte, mich nach dem Amte zu begleiten, damit Sie Ihre Zeugenschaft sogleich abgeben können!"

Fünftes Kapitel.

Des Junkers Rache.

Wir müssen uns wieder nach Erlowitz wenden.

Rudolf sah seinem nächtlichen Stelldichein mit Hedwiga entgegen.

Bis Mitternacht glaubte er vor Ungeduld vergehen zu müssen. Endlich gewahrte er, daß die Lichter hinter sämmtlichen Fenstern der rückwärtigen Schloßfronte erloschen waren, und nun glaubte er es wagen zu dürfen, sein Versteck zu verlassen.

Er war im Dunkeln geblieben, jetzt schlich er auch im Finstern zum Ausgange des Thurmes hinab.

Er schloß die Thüre leise auf, schlüpfte hinaus, versperrte sie sorgfältig wieder. Er spähte umher, sah Niemanden in den Gartenanlagen. Und nun

huſchte er über die kleine Brücke hinweg, in den Park hinein.

Die Nacht zeigte ſich dem Stelldichein günſtig, der Himmel hatte ſich bewölkt, der Mond konnte ſein Licht nicht herabſenden, es herrſchte daher eine ziemliche, Rudolf jetzt ſehr erwünſchte Dunkelheit.

Er betrat den von Gebüſch umſchatteten Pfad, welchen er Hedwiga bezeichnet hatte. Er erwartete nicht, ſie ſchon dort zu finden, denn er hatte am Thurmfenſter, lange vor Mitternacht gelauert und Hedwiga nicht an ſeinem Verſtecke vorüberſchlüpfen ſehen.

Seine Vorausſetzung täuſchte ihn auch nicht — die Baroneſſe war noch nicht erſchienen.

Ungeduldig, doch vorſichtig ſchritt Rudolf auf dem Pfade hin und her, von dem aus er das Schloß und die Gartenanlagen nicht überblicken konnte. Dann und wann durchbrach das Mondlicht jetzt die Wolken, doch ſtets nur auf wenige Augenblicke.

Wir wollen hier übrigens ſofort mittheilen, daß Hedwiga, während Rudolf ihrer harrte, ſich auch

bereits auf den Weg gemacht hatte, um mit dem Geliebten zusammenzutreffen. Aber für sie war der nächtliche Ausflug nach dem Parke gefährlicher als für Rudolf, denn obwohl sie von ihren Zimmern aus durch ein Hinterpförtchen des Flügels leicht und unbemerkt das Schloß verlassen konnte, so hatte sie doch die ganzen Gartenanlagen zu durchkreuzen, um nach der kleinen Brücke zu gelangen.

Sie hielt sich, als sie nun im Freien war und rasch und mit ängstlich klopfendem Herzen dahinschlich, dicht an dem Rande des bewässerten Laufgrabens, dessen abschüssiges Ufer fast durchweg von Buschwerk eingesäumt war. So durfte sie hoffen, ungesehen die Brücke zu erreichen, selbst wenn im Schlosse noch irgend Jemand wach sein und sich an einem der Fenster aufhalten sollte.

Alles ging ihr, wie sie überzeugt war, nach Wunsch. Sie schlüpfte über die Brücke und in den Park hinein.

Kaum war sie dort verschwunden, als eine schlanke Gestalt aus dem Gestrüppe auftauchte, welches

sich fast hinter dem alten Thurme am Wasser hinzog.

Es war die Gestalt eines Mannes, der wohl stundenlang an jener Stelle mochte verborgen gewesen sein, denn Rudolf, der doch ziemlich lange vor Mitternacht mit scharfem Auge nicht nur das Schloß, sondern auch die Gartenanlagen beobachtet hatte, war es entgangen, daß sich so ganz in seiner Nähe ein heimlicher Späher befinde.

Dieser Mann schlich nun auch vorsichtig über die Brücke und in den Park hinein, doch näherte er sich nicht geradezu dem Pfade, den Hedwiga und vor ihr Rudolf betreten hatte, sondern er schlüpfte in das Gebüsch zur Seite, um so bis zu dem Paare, von diesem unbemerkt, vordringen zu können.

Bevor er sich lautlos hinter das nächste Buschwerk stahl, beleuchtete ein flüchtiger Mondglanz seine Züge — der Mann war Ottokar, der Baron Klamtomitz.

Auch er verschwand.

Kehren wir zu Rudolf zurück.

Er hatte noch nicht lange gewartet, doch zweifelte er in seiner Ungeduld schon daran, daß Hedwiga kommen werde.

„Sie wird sich fürchten oder sie darf es wirklich nicht wagen, das Schloß zu verlassen!“ murmelte er trübe vor sich hin. „Das wäre schlimm, denn ich hätte gern gleich heute Alles mit ihr besprochen — nichts ist marternder als Ungewißheit!“

Es waren diese Worte kaum seinen Lippen entflohen, als er an der Biegung des sich anmuthig schlängelnden Parkweges die Ersehnte kommen sah. —

Er eilte ihr entgegen, begrüßte sie zärtlich.

„Hab' Dank, Geliebte, daß Du Wort gehalten!“ flüsterte er lebhaft und erregt.

„Ich halte immer Wort, Richard!“ erwiderte sie, verschämt lächelnd, denn sie sprach ja zum ersten Male in so vertraulicher Weise mit dem Manne, dem ihr Herz gehörte. „Ich hoffe, Sie zweifeln nicht daran!“

Wie sehr beglückt es, wenn man sich zum ersten

Male von der Geliebten mit seinem Taufnamen anreden hört.

Der gute Rudolf konnte dieses Glück augenblicklich nicht empfinden, denn sein Name war es ja nicht, den Hedwiga so holdselig lispelte. Zugleich mahnte ihn dieses Wort daran, daß er sich nicht eher freudigen Gefühlen hingeben dürfe, als bis die schwere Aufgabe, die ihm jetzt zu verrichten oblag, zu seiner Zufriedenheit gelöst worden sei. Und den sonst so zuversichtlichen jungen Mann überfiel ein Zagen, ein Zweifeln an seinem Erfolg.

Er überwand diese Beklommenheit und bot Hedwiga den Arm.

Er hatte zuvor, während seines Hin- und Herpatrouillirens, ganz in der Nähe eine Bank entdeckt, die ein wenig in das Gebüsch des Laubganges hineingerückt war; dorthin führte er jetzt die Geliebte.

Sie setzten sich nebeneinander. Hedwiga kämpfte sicherlich gegen eine gewisse Befangenheit, die noch aus etwas Anderem als mädchenhafter Schüchtern-

heit entsprang. Und das ließ sich auch erklären — es war doch nicht so dunkel, daß sie die Züge des ihr so theuren jungen Mannes nicht deutlich hätte unterscheiden können, und diesen Zügen, obwohl sie lächelten, hatte sie es mit weiblichem Instinkte abgemerkt, daß ihr Geliebter von einer gewissen Unruhe und Sorge beherrscht werde, die zu verbergen er sich bestrebe.

Sie schwieg. Doch auch Rudolf fand nicht sogleich Worte. Aber er ermunterte sich alsbald zu einem kühnen Anlauf.

„Hedwiga," begann er sanft und ruhig, „was wissen Sie über die Schicksale Ihrer verstorbenen Tante Elisabeth?"

Die jugendliche Baronesse blickte den Frager überrascht an. Sie mochte aus Romanen wissen und ihr kleines Herz mochte ihr auch wohl sagen, daß das, was sie jetzt hörte, ein ungewöhnlicher und seltsamer Anfang zu einem Liebesgespräche sei. Jedenfalls hatte sie alles Andere eher aus dem Munde

des Geliebten zu vernehmen erwartet, als eine solche Frage.

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte sie dagegen.

„Ich bitte, antworten Sie erst, bevor ich mich deutlicher ausspreche. Es muß zwischen uns zu einer Erklärung kommen, die für mich von der höchsten Bedeutung ist, die mein Wohl und Wehe bestimmt!“

„Mein Gott — für Sie? — und das Schicksal meiner Tante könnte damit in Verbindung stehen?“ —

„So ist es!“

„Das begreife ich nicht! Nun denn, ich weiß über Tante Elisabeths Leben und Tod so gut wie garnichts, der Vater gab mir stets ausweichende Antworten, wenn ich ihn um Mittheilungen darüber bat. Doch woher wissen Sie, daß meine Tante —?“

„Novak sagte mir Einiges, als ich mich um das Bild erkundigte, welches von ihr im Thurme hängt — mehr als das, denn des Alten Auskunft auf meine Fragen war ebenfalls ausweichend, viel Wich-

tigeres, ja Alles, was das traurige Loos der Baronesse Elisabeth betrifft, erfuhr ich seitdem —"

„Durch wen?" forschte Hedwiga, die gespannt lauschte.

„Durch einen Zufall," antwortete Rudolf, „oder — die Vorsehung! Doch davon später."

„Sie wissen also nicht, daß Elisabeth Peschek ein unglückliches Liebesverhältniß hatte, das die Ursache ihres frühzeitigen Todes ward?"

„Kein Wort weiß ich davon!"

„Nun denn — ein hoher Kavalier, der vermählt war, bethörte die Arme — in jenem alten Thurme, der mir jetzt als Zufluchtsstätte dient und den Ihre Tante nicht mehr lebend verlassen sollte, ward sie Mutter eines Knaben — "

„Himmel —!"

„Wenige Monate darauf hauchte sie ihre Seele aus. Der Knabe war von Ihrem Vater, Hedwiga, zu schlichten Landleuten gegeben und auf den Namen dieser Leute getauft worden, sein Vater, der um die Existenz und den Aufenthalt des Kindes wußte,

suchte sein Vergehen dadurch einigermaßen wieder gut zu machen, daß er ihm, fern von hier, eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ, ihm später reichliche Mittel lieferte, in der Fremde einem ehrenvollen Künstlerberufe nachzugehen — nur Eines that er nicht, er tilgte nicht den Flecken von der Geburt seines Sohnes, er gab sich diesem niemals zu erkennen, bis zur Stunde that er dies nicht — weil er es vermuthlich auch nicht kann, denn seine Gattin lebt wohl noch und auch von dieser wird er Kinder besitzen, wie ich versucht zu glauben bin. Wohlan, Hedwiga, ich frage Sie jetzt — was würden Sie thun, wenn der Sohn Elisabeths vor Ihnen stände und Sie ganz ohne Eigennutz und Ansprüche, zu denen er ja auch nicht berechtigt wäre, bitten würde, ihm zu gestatten, Sie als eine liebe Verwandte betrachten zu dürfen?"

„Mein Gott, welche seltsamen Fragen Sie an mich richten —!"

„Antworten Sie mir, Hedwiga, ich bitte Sie herzlich darum!"

Rudolfs Worte klangen fast wie ein dringendes Flehen.

Die junge Baronesse schien einen Moment davon betroffen, dadurch verwirrt zu sein.

Doch dann erwiderte sie ohne Zögern und lebhaft: „Es wäre ungerecht, ihn für den Fehltritt seiner Eltern verantwortlich zu machen, er selbst hat sein Loos nicht verschuldet, und wenn er seine eigene Ehre rein erhalten, wenn er die Achtung und Theilnahme seiner Verwandten verdient, warum sollte ich mich da verächtlich von ihm wenden, warum sollte ich meinem Vetter — denn er wäre und bliebe doch Tante Elisabeths Sohn, trotz Allem — nicht freundlich die Hand bieten und ihn willkommen heißen?"

„Das würden Sie thun, Hedwiga?" fragte Rudolf bebend, der kaum seine Erregung und sein Entzücken zu verbergen vermochte. „Bedenken Sie, Ihr Vater hat niemals nach dem Sohne seiner Schwester geforscht —"

„Auch das wissen Sie?"

„Ich weiß es. Und weil er das nicht that,

vermuthe ich, daß er einer andern Ansicht sein würde, als Sie, falls —"

„So wäre es meine heilige Pflicht, ihn zu der meinigen zu bekehren!" unterbrach ihn Hedwiga mit Wärme. „Ich würde mehr thun, würde ihn inständigst bitten, das Gerede der Menschen nicht zu beachten und das Kind seiner unglücklichen Schwester, die ein Engel an Herzensgüte war, wie er selbst einst eingestanden hat, als das seinige anzusehen, — er hat ja keinen Sohn und wir sind reich — ihm das zu sein, was ihm sein Vater nicht sein kann und darf, wie Sie sagen! — Doch wozu ereifere ich mich," fuhr sie lächelnd fort, „es ist kein solcher Vetter bei mir erschienen und wer weiß, ob er jemals kommt!"

„Er ist hier!"

„Wie —?"

„Nun denn — Hedwiga — ich bin der Sohn Elisabeths!"

Die Baronesse starrte Rudolf zweifelhaft an. Der Mond war einige Augenblicke zuvor von den

Wolken entschleiert worden, sein Licht fiel voll und glänzend auf das junge Paar. Die Züge Rudolfs sagten Hedwiga, daß er im vollen Ernst geredet habe.

„Mein Gott, stammelte sie verwirrt, „Sie — Graf Erlau —? Sie wären —? Wie ist es möglich —?"

„Hedwiga," flehte Rudolf, „ich habe Sie doppelt über meine Person getäuscht — hören Sie mich ruhig an — die gebieterische Nothwendigkeit erforderte es — aber von dem Augenblicke an, indem unsere Herzen sich gefunden, in jener Stunde, da ich selbst erst meine eigentliche Abkunft erfuhr, schwur ich mir, Ihnen Alles zu enthüllen, wie auch dann mein Loos sich gestalten möge. Ich werde Ihnen durch Papiere, durch Dokumente beweisen, daß ich der Sohn Ihrer Tante bin. Vorerst hören Sie meine Rechtfertigung."

Und er legte sein Geständniß ab. Um Hedwiga nicht zu erschrecken, glitt er flüchtig über die Ursache seiner Flucht hinweg, deutete nur an, daß

ein eben so grundloser Verdacht, wie derjenige, der den Grafen Erlau in derselben Nacht von Starnitz vertrieben, auch ihn genöthigt habe, das Weite zu suchen. Die erste Nothlüge, die ihm dann, von der höchsten Gefahr bedrängt, durch Hedwiga und ihren Vater gewissermaßen in den Mund gelegt worden sei, habe dann die anderen nach sich gezogen, in die er sich zu seiner Selbsterhaltung verstricken mußte. Dieses und was darauf folgte — wir zählen es hier nicht auf, da es bekannt ist — wußte er der erregt und gespannt horchenden Hedwiga so beredt und ehrlich darzustellen, daß sie die Ueberzeugung erlangen mußte, er habe nicht beabsichtigt, ein falsches Spiel mit ihr zu treiben, ihren und des Vaters Irrthum zu niederen, selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten. Und als er dann schwur, daß ihm der Prinzessin Starnitz Geheimniß heilig sei und er darnach trachten werde, die verhängnißvollen Briefe dem Grafen Erlau zu überliefern, der hoffentlich wohlbehalten sein Vaterland erreicht habe, da schwanden Besorgniß und Mißtrauen vollends aus dem Gemüthe Hed-

wiga's, da lauschte sie, überwältigt von der glühenden Sprache, mit der er schließlich die Sache seines Herzens führte, nur noch mit wonnigem Beben.

„Können Sie mir die unfreiwillige Täuschung verzeihen?" fragte er endlich in leidenschaftlicher Hingebung, „mir ein wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich lieben?"

Statt aller Antwort sank Hedwiga erglühend an seine Brust. Entzückt schloß sie Rudolf in seine Arme. Er hatte ihr zuvor, während seiner Erörterungen, den Taufschein und die sonstigen von seiner Mutter hinterlassenen Papiere vorgewiesen, Hedwiga den Namen genannt, der ihm beigelegt worden war.

Jetzt machte sich die Baronesse sanft von ihm los, reichte ihm mit zärtlichem Blicke ihr Händchen und sagte mit fester Stimme: „Ich gab dem Grafen Erlau mein Wort, ich nehme es nicht zurück nun aus ihm ein Rudolf Bruckner geworden ist — was gilt mir ein Name? — ich liebe ja nur Sie selbst!"

„Hedwiga, Du machst mich überglücklich!"

stammelte Rudolf, indem er die Geliebte von Neuem umschlang.

Sie hielten einander eine kurze Zeit beseligt umfangen. Doch alsdann mahnte Hedwiga, nun auch der Schritte zu gedenken, die bei dem Vater gethan werden mußten; es galt nicht nur, den Vater Rudolfs zu erforschen, sondern auch diesem selbst eine gewisse Anerkennung seiner Abkunft, eine gesellschaftliche Stellung zu sichern, durch welch' letztere es ihm möglich werden könne, das Ziel seiner und Hedwiga's Herzenswünsche zu erreichen.

So ward denn beschlossen, daß Rudolf vorläufig im alten Thurme verbleibe und seine Rolle fortspiele, Hedwiga aber, die so großen Einfluß auf ihren Vater auszuüben verstand, nicht säumen solle, diesen auf das vorzubereiten, was er erfahren mußte, um dann im geeignetsten Augenblicke einen Sturm auf sein Herz zu unternehmen.

Nachdem so Alles verabredet worden war, erhoben sich die Liebenden von der Bank, denn Hedwiga drängte zum Aufbruch.

Rudolf begleitete seine Cousine bis zu dem Ausgange des Parkweges; dort trennten sie sich unter zärtlichen Liebesschwüren. Hedwiga schlüpfte durch die Gartenanlagen nach dem Schloßflügel, in dem sie wohnte, Rudolf wartete noch einige Minuten und schlich dann zu dem Thurme.

Ungehindert und ungesehen erreichten die Baronesse und ihr Vetter ihre Gemächer und träumten bald, dieser hier und jene dort, von ihrem süßen Glücke.

Sie ahnten nicht, daß der Verrath bereits seine Schlingen um sie gezogen habe.

Denn kaum hatte das glückliche Paar den Parkpfad verlassen, als hinter dem Gebüsche, dessen dichtes Laub die Bank beschattete, der Baron Ottokar hervorhuschte, doch im Schatten des Buschwerkes stehen blieb.

Er lächelte boshaft.

„Ich habe seltsame Dinge erfahren!“ murmelte er; „wahrhaftig, die Kenntniß dieser Dinge liefert mir alle Drei in die Hände — den Baron Peschek,

seine Tochter und diesen vornehmen jungen Bastard! Soll ich die Macht, die ich nun über sie erlangt habe, dazu benutzen, mich in den Besitz der Baronesse zu setzen? Ich wäre ein Narr, wollte ich ein Dämchen heirathen, das auf einen Anderen ganz und gar versessen ist, auf ihren hergelaufenen, etwas stark bemakelten Vetter! Im Grunde war ich nie so recht eigentlich in die Baronesse verliebt, ich fand sie nur pikant. Ich hasse sie jetzt, nicht weil ich meine Zeit mit ihr verloren habe, oder weil meine Eitelkeit sonderlich gekränkt wäre, oder weil sie mich zu verschiedenen Malen gehörig abgefertigt hat, nein — sondern weil sie, das schlichte Gänschen, mich überlistete, mich, den schlauen, berechnenden Weltmann! Das darf ich nicht ungeahndet lassen! Soll ich ihr zuvorkommen, dem Baron Alles verrathen? Ich werde es wohl bleiben lassen — ich würde einen Sturm herbeiführen, der schließlich nur eine Rührkomödie beschleunigen müßte, denn der hergelaufene Bursche ist doch ein Sohn der Schwester des Barons. Nein, ich weiß etwas Besseres! Ich sollte freilich den Baron Peschek

schonen, er hat mir nichts angethan, aber es läßt sich nicht ändern, ich kann ihn nicht durchschlüpfen lassen, will ich ausführen, was ich zu thun mich wohl entschließe. Ja, ich thu's! Morgen ist meine Rolle in Erlowitz ausgespielt — doch Alle hier sollen noch lange an mich denken!"

Baron Klamtomitz lachte höhnisch vor sich hin und verließ dann ebenfalls vorsichtig den Park.

Am nächsten Morgen präsentirte er sich dem Baron Peschek und dessen Tochter wieder ganz wohlauf, dankte verbindlichst für die erwiesene Gastfreundschaft und erklärte, daß er noch am Vormittage von Erlowitz scheiden werde, um so bald wie möglich die Herren einholen zu können, welche am Tage zuvor zu begleiten er nicht in der Lage gewesen war.

Peschek bestimmte ihn, noch an dem Mittagsmahle theilzunehmen, und stellte ihm für den Nachmittag eine Kalesche zu seiner Verfügung, die ihn entweder zu der nächsten Post- oder Eisenbahnstation bringen solle.

Baron Ottokar nahm beide Anerbieten dankbar

an, zeigte sich während der Tafel sehr liebenswürdig, namentlich Hedwiga gegenüber völlig unbefangen und harmlos.

Als er sich nach dem Speisen verabschiedete und die Kalesche bestieg, die ihn nach dem nächsten ansehnlichen Dorfe bringen sollte, wo er sicher war, ein Fuhrwerk des dortigen Postamtes zu finden, da ahnte die Baronesse nicht, daß seine Abreise von Erlowitz für sie und Rudolf gefährlicher werden sollte, als sein Verbleiben daselbst sich für Beide hätte gestalten können. Sie war sehr froh, daß er schied, denn sie war durch seine Anwesenheit am Morgen und Mittage verhindert worden, auf ihren Vater zu Gunsten des von ihr und Rudolf entworfenen Planes einzuwirken.

Da Peschek sofort nach der Abreise des Baron Ottokar allerlei landwirthschaftliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen hatte und sich deshalb direkt von der Kalesche weg, bis zu der er dem scheidenden Gaste das Geleite gab, nach seiner Oekonomie verfügte, so fand Hedwiga zu ihrem Verdrusse selbst

dann vorerst noch keine Gelegenheit, mit ihrem Vater vertraulich zu reden.

Wir müssen jetzt Erlowitz ebenfalls verlassen und dem Baron Ottokar folgen.

Dieser erreichte wohlgemuth das etwa anderthalb Fahrstunden vom Schlosse entfernte Dorf. Dort ließ er den Kutscher Pescheks zu der Post fahren, erkundigte sich daselbst, ob eine Fahrgelegenheit für ihn vorhanden sei, und als dies bejaht ward, übergab er seine Reisetasche einem Knechte, spendete dem Kutscher, der ihn hierher befördert, ein ansehnliches Trinkgeld.

Der Mann, welcher im Orte die Postmeisterstelle bekleidete, war zugleich der Besitzer eines Einkehrhauses.

Er wendete sich daher an Ottokar mit der Bemerkung: „Ich muß die Pferde vom Felde hereinholen lassen, es dürfte daher mindestens eine Stunde dauern, bis Euer Gnaden weiterfahren können; wenn der gnädige Herr inzwischen ein Extrazimmer und

irgend etwas zu speisen wünschen, so bitte ich nur zu befehlen!"

„Ich habe in Erlowitz schon gespeist und werde hier ein wenig umherspazieren, später eine Erfrischung nehmen, bevor ich weiter reise!"

„Bitte gehorsamst!"

„Doch, sagen Sie mir, Herr Wirth — befindet sich nicht ein Gendarmerieposten hier im Orte?"

Der Wirth riß etwas verwundert die Augen auf, antwortete jedoch ohne Zögern: „Freilich! Ist Euer Gnaden auf dem Wege hierher etwas Unangenehmes widerfahren?"

„Nicht doch — ich fragte ganz ohne Absicht, nur, weil mich auf der Landstraße mehrmals verdächtiges Gesindel anbettelte."

„Ja, das mehrt sich leider in unserer Umgegend in ganz erschreckender Weise, seit es heißt, daß wir einen Krieg mit Preußen haben werden! Unsere Gendarmen haben alle Hände voll zu thun, sie sind soeben erst von einem Streifzuge, den sie bis zum Gebirge ausdehnten, hierher zurückgekehrt, sitzen in

diesem Augenblicke ganz ermüdet in meiner Schänkstube und schimpfen, weil sie wieder einmal nichts erwischten."

„Das Gesindel ist schlau und erkennt ja auch die Uniform von Weitem!" bemerkte Ottokar lächelnd.

Er nickte dem Wirthe zu, ihm dadurch andeutend, daß er entlassen sei, seinen Geschäften nachgehen möge, welchen gnädigen Wink der Mann auch sofort verstand und sich nach seinem Weinkeller begab.

Baron Ottokar wartete nur das Verschwinden des dicken Gastgebers ab, um sodann nicht etwa die Ortschaft zu besichtigen, sondern sich sofort nach der Schänkstube zu verfügen.

Als er dort eintrat, sah er die beiden Gendarmen, von denen der Wirth zuvor gesprochen hatte, hinter einem Tische und in einem Winkel des ziemlich geräumigen Zimmers bei einem Glase Bier sitzen. Es waren das dieselben Gendarmen, von denen Rudolf bis an das rückwärtige Parkthor von Erlowitz verfolgt worden war.

Es befanden sich noch zwei oder drei Bauern und ein wandernder Handwerksbursche in der Gaststube, diese saßen an einem anderen, längeren Tische, der sich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers neben den auf die Gasse mündenden Fenstern hinzog. Eine schmucke Aufwärterin, vielleicht die Tochter des Wirthes oder eine Verwandte desselben, denn sie war besser gekleidet als eine Magd, sah auch sonst nicht wie eine solche aus, saß, als der Baron eintrat, neben einem der Gendarmen, der ein hübscher, stattlicher junger Mann war und so vertraulich und zärtlich mit dem Mädchen plauderte, daß man nicht gerade ein Menschenkenner zu sein brauchte, um auf den ersten Blick zu errathen, dieses stattliche Organ der Sicherheit unterhalte eine Liebschaft mit der blonden Dorfschönen.

Ottokar näherte sich dem Tische, an welchem die Gendarmen hockten. Er grüßte herablassend und freundlich, die beiden Gendarmen erhoben sich höflich, auch das Mädchen stand rasch auf und wich ehrerbietig zur Seite — alle drei Personen hatten den

jungen Kavalier schon durch das Fenster gesehen, wie er in dem Wagen des Baron Peschek vor das Haus gefahren war.

„Lassen Sie sich nicht stören!“ sagte Klamtomitz lächelnd. „Wie ich soeben vom Wirthe erfahren, ist die Umgegend hier ziemlich unsicher und da wird auch Ihr Beruf gerade jetzt ein besonders mühseliger sein — vielleicht sind Sie soeben erst von einem anstrengenden Marsche zurückgekehrt, setzen Sie sich also!“

„Ja, gnädiger Herr,“ versetzte der ältere Gendarm, „wir haben einen tüchtigen Marsch gemacht — wenn's nur was genutzt hätt'!“

„Ei, und ich sehe, Sie trinken da dünnes Bier? Das giebt keine Kraft!“

„Wir wissen's schon,“ schmunzelte der jüngere Gendarm, „aber — wo Du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten!“

Und er machte mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Pantomine des Geldzählens.

Ottokar wandte sich lächelnd an das Mädchen.

„Liebes Kind," sagte er, „bringen Sie eine Flasche Wein, vom besten! Ich erwarte, daß Sie sich in der Sorte nicht vergreifen — schon wegen des Herrn dort!"

Und er wies auf den jungen Gendarmen.

Das Mädchen erröthete, lachte und machte sich eilig aus dem Staube. Auch ihr Geliebter ward ein wenig verlegen, Ottokar setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, die sich nun auch niederließen.

„Ich bitte, gnädiger Herr," begann der Aeltere, „wie kommen wir dazu —?"

„Lassen wir das!" unterbrach ihn Ottokar. „Es wird mir doch freistehen, ein paar brave Leute zu traktiren. Zudem," fügte er leiser hinzu, „brauche ich auch einen Vorwand, um bei Ihnen sitzen bleiben zu können, ohne daß es den übrigen hier im Zimmer Anwesenden auffällt — ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen — ich will Sie in die Lage setzen, sich eine Auszeichnung oder dergleichen zu verdienen!"

„Wie?“ murmelten die Gendarmen erstaunt.

„Ich bin der Baron Ottokar Klamtomitz,“ fuhr Ottokar fort, nun im Flüstertone redend, „und ich war jetzt in Erlowitz ein Gast des Baron Peschek —“

„Wir wissen, sehr vornehme Herren waren dort,“ schaltete der ältere Gendarm ein, „und wir haben Euer Gnaden auch in einer Kalesche des Herrn Baron Peschek kommen sehen — der Kutscher trug ja die Peschek'sche Livree —“

„Gut. Ich sagte Ihnen nur meinen Namen und Stand, damit Sie in die Glaubwürdigkeit meiner Mittheilungen keinen Zweifel setzen. Doch zuvor eine Frage. Haben Sie in der letzten Zeit den Auftrag erhalten, auf gewisse, Ihnen näher bezeichnete, von Starnitz aus flüchtig gewordene Personen zu vigiliren?“

„Ja, Herr Baron —“

„So viel ich weiß, mußte ein Graf Erlau die Flucht ergreifen —“

„Ganz recht, er wird uns als preußischer Spion bezeichnet — wir sind seiner gar nicht ansichtig ge-

worden, entdeckten nirgend eine Spur von ihm, haben aber heute durch Gebirgsbewohner in Erfahrung gebracht, daß ein Reiter, der nach der Beschreibung jener Leute zu urtheilen, der entflohene preußische Graf gewesen sein muß, schon vorgestern durch den eine Stunde Weges von Erlowitz entfernten Engpaß geritten ist und dort die Grenze passirte. Der ist also ganz unzweifelhaft entkommen! Und ein Zweiter, den zu erwischen und an's Kreisgericht abzuliefern wir den Auftrag hatten, ging uns leider auch durch die Latten — hol' ihn der Henker — wir bekamen den Burschen freilich zu Gesicht und mein Kamerad, der Loisl, schoß auch im Erlowitzer Steinbruche auf ihn, doch er traf ihn nicht oder verwundete ihn nur leicht, denn der Halunke entsprang uns und war dann nicht wiederzufinden!"

„Also — ein zweiter Spion?"

„Nicht doch, Euer Gnaden, ein Starnitzer Landeskind — ein feines Herrchen zwar, das sich schon im Auslande umgeschaut hat und den Vornehmen zu

spielen weiß, aber doch nur ein höchst gefährlicher Verbrecher ist —"

„So?" fiel ihm Ottokar gelassen und ohne eine Miene zu verziehen in's Wort. „Und was hat er denn im Städtchen verbrochen? Weshalb verfolgt man ihn?"

„Er hat dort eine alte Frau — seine eigene Tante, so heißt es, — ermordet und ist mit ihrem Gelde entflohen. Wenn wir wenigstens nur diesen Burschen erwischt hätten!"

Der boshafte, rachedürstige Baron Klamtomitz hätte laut aufjubeln mögen, er unterdrückte jedoch seine Freude und blieb vollkommen ruhig.

„So, so!" sagte Klamtomitz trocken. „Es handelt sich da also um einen ganz gemeinen Verbrecher!"

„Ja, einen schweren Verbrecher, Euer Gnaden!"

„Es ist gut, daß ich das weiß, denn nun brauche ich keinen Anstand zu nehmen, die Entdeckung, welche ich gemacht habe, zu Ihrer Kenntniß zu bringen!"

„Eine Entdeckung, Herr Baron?" murmelten die beiden Gendarmen zugleich.

„Lassen Sie mich sicher gehen. Haben Sie das Signalement jenes Verbrechers bei sich? Wie heißt er?“

„Rudolf Bruckner — und hier ist das Signalement, Herr Baron!“ versetzte der Gendarm Loisl, zog einige Papiere aus der Tasche und überreichte eines davon dem jungen Kavalier.

Während dieser es auseinanderfaltete und mit dem Blicke überflog, erschien das Mädchen und stellte den verlangten Wein und Gläser auf den Tisch. Der ältere Gendarm gab der hübschen Blondine ein Zeichen, daß sie sich zu den anderen Gästen entfernen möge.

Das niedliche Ding that verwundert, leistete jedoch sofort dem Winke Folge. .

Ottokar legte das Papier wieder zusammen und gab es zurück.

„Sprechen Sie nur ohne Umstände dem Weine zu, er ist für Sie, ich trinke nicht!“ sagte er.

Der ältere Gendarm ließ sich das nicht zweimal sagen, er flüsterte trotzdem, wie sein jüngerer

Kamerad, sehr eifrig und gespannt: „Herr Baron sagten etwas von einer Entdeckung —?“

„Das Signalement stimmt völlig mit der Person überein, welche ich gesehen habe!“ unterbrach sie Ottokar mit ernster, nachdenklicher Miene.

„Wo?“ forschten die Gendarmen.

„Es ist seltsam, in hohem Grade seltsam — und ich habe nur eine einzige Erklärung dafür —“

„Wenn der Herr Baron uns gütigst sagen wollten —!“ bemerkte Loisl.

„Ja, nur eine einzige Erklärung — der Baron Peschek muß durch jenen Schurken getäuscht worden sein — er kann keine Ahnung davon haben, wen er in seinem Schlosse versteckt hält!“

„In seinem Schlosse? Der Baron Peschek?“ flüsterten die beiden Gendarmen wie aus einem Munde.

„Ich leiste also jedenfalls dem Baron einen wichtigen Dienst, wenn ich ihn von einem solchen gefährlichen Gaste befreie, zudem ist es meine Pflicht, zur Habhaftwerdung eines Verbrechers beizutragen.

Nun gut, Leute, laßt Euch sagen — der Missethäter, den Ihr sucht, befindet sich in dem alten Thurme, der zum Schlosse Erlowitz gehört. Ich habe das durch Zufall während meiner Anwesenheit im Schlosse entdeckt und auch mich überzeugt, daß jener Schuft, der dem sehr ehrenhaften Baron der Himmel weiß was vorgespiegelt haben mag, mit dem Wissen und Willen des Baron Peschek und dessen Tochter sich heimlich in dem genannten Thurme aufhält."

Die Gendarmen tauschten einen Blick des Einverständnisses mit einander aus.

„Ah, siehst Du, Huber, der Baron Peschek sprach nicht die Wahrheit, als er uns am Parkgitter mit den Worten abfertigte, er habe keinen Flüchtling gesehen!"

„Ja, Loisl! Und ich denke, wir brechen gleich nach Erlowitz auf!"

„Sie haben nicht nöthig sich zu übereilen," bemerkte Ottokar, „mir scheint, der Baron und seine Tochter finden Gefallen an jenem Menschen, und

das wird dieser wohl auszunützen trachten. Aber Sie thun doch gut, wenn Sie sich noch heute des Burschen bemächtigen."

Die Gendarmen versicherten, daß dieses geschehen werde, und da nun der Baron Klamtomitz seinen Zweck erreicht hatte, band er den beiden Leuten nur noch auf die Seele, daß sie vor Peschek geheim halten möchten, wer ihnen den Aufenthalt des Flüchtlings denunzirt habe. Dies ward zugesagt. Und wie nun der Wirth ins Zimmer trat und meldete, daß er, wider Erwarten, schon jetzt den „gnädigen Herrn" weiterbefördern könne, da erhob sich Klamtomitz, zahlte, grüßte die Leute herablassend und ging. Er fand vor dem Wirthshause das für ihn bestimmte Fuhrwerk bereit, die Pferde angeschirrt, er stieg in den Wagen und setzte seine Reise fort, im Stillen entzückt darüber, sich in einer so empfindlichen Weise an der Baronesse Hedwiga, die ihn verschmäht hatte, gerächt zu haben.

Kaum war der Baron Ottokar aus dem Gastzimmer fort, als die junge Blondine sich zu ihrem

Geliebten, den Gendarmen Loisl, setzte und ihn neugierig befragte, was der vornehme junge Herr denn mit ihm und seinem Kameraden zu verhandeln gehabt habe? Loisl gab seinem Liebchen Auskunft, nur meinte er, sie solle die Sache nicht weiterplaudern.

Die blonde Dorfschönheit versprach das und ward bald darauf aus der Schänkstube fortgerufen. Draußen im Hausgange erwartete sie eine Jugendfreundin. Dieses Mädchen war die Zofe Rosinka der Baronesse Peschek. Rosinka hatte Tags zuvor von ihrer Herrin die Erlaubniß erhalten, ihre Eltern, die im Orte ansässig waren, besuchen zu dürfen; nun wollte sie, ein Bündelchen unter dem Arme, nach dem Schlosse zurückkehren, zuvor aber nach ihrer Freundin auf ein paar Augenblicke sehen. Die Blondine freute sich sehr, man besprach rasch Dieses und Jenes, denn Rosinka hatte nicht viel Zeit zu verlieren, und es dauerte nicht lange — Frauenzimmer wissen ja selten ein Geheimniß zu bewahren — da erfuhr Rosinka unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Loisl und sein Kamerad noch an demselben Tage

nach Erlowitz kommen würden, um einen Flüchtling zu verhaften, der dort im alten Thurme vom Baron verborgen gehalten werde und vermuthlich die Baronesse sehr interessire. Rosinka machte große Augen und gelobte zu schweigen. Einige Minuten später nahm sie zärtlich Abschied von der Jugendgespielin. Sie schritt eilig durch durch das Dorf. Rosinka war ihrer jungen Gebieterin sehr ergeben und so faßte sie denn den Entschluß, Alles, was sie so zufällig erfahren, derselben zu entdecken. Die Furcht, es möchten sie die Gendarmen überholen und so ihre Absicht vereiteln, spornte sie zur Eile an.

Ein glücklicher Zufall kam ihr zu Hülfe. Am Ausgange des Dorfes lag die Schmiede, dort sah sie die Kalesche des Baron Peschek halten. Eines der Pferde hatte das Hufeisen verloren und nun ließ der Kutscher den Gaul wieder beschlagen. Die Arbeit war gerade abgethan, als Rosinka bei dem Wagen anlangte.

„Ei, das trifft sich gut, Rosinka," rief der Kutscher, „da können Sie gleich mitfahren!"

„Thomas," versetzte das Mädchen leise und erregt, „beeilen wir uns! Lassen Sie die Pferde laufen, was sie nur können — je rascher wir nach Erlowitz kommen, desto besser!"

„Hoho! Was ist denn geschehen? Ich darf die Thiere nicht so abjagen!"

„Thun Sie es, auf meine Verantwortung —"

„Was ist Ihnen denn widerfahren?"

„Mir nichts — es gilt, etwas sehr Schlimmes von dem Herrn Baron und unserer Baronesse abzuwenden! Ich darf und kann Ihnen vorderhand nicht mehr sagen! Je rascher wir nach Erlowitz kommen, desto dankbarer wird uns unsere Herrschaft dafür sein!" flüsterte Rosinka und schlüpfte in den Wagen.

„Wenn das ist, dann — in Gottes Namen vorwärts!"

Thomas bezahlte den Schmied, bestieg den Kutschbock und trieb die Pferde an. Zur Chaussee gelangt, ließ Thomas sein Gespann in vollem Galopp ausgreifen.

Nach kaum dreiviertel Stunden rasselte die Kalesche vor den Schloßeingang.

Rosinka sprang aus dem Wagen und eilte leichtfüßig nach den Gemächern ihrer Gebieterin.

Sie fand die Baroneſſe dort und theilte ihr hastig mit, was sie im Heimathsdorfe erfahren hatte. Sie wußte nicht zu sagen, aus welchem Grunde der Flüchtling, von dem die Rede gewesen, verfolgt werde, denn der Gendarm Loisl hatte auf die Einsprache seines älteren Kameraden hin seinem blonden Liebchen nicht Alles anvertraut.

Hedwiga erblaßte, war einen Moment ganz entsetzt. Aber sie faßte sich alsbald, denn kein Augenblick war zu verlieren, sollte Rudolf noch gerettet werden.

Doch konnte sie sich jetzt an den Vater wenden, ihm, der so gänzlich unvorbereitet war, Alles enthüllen, Rudolfs Abkunft, ihre Liebe? Wenn er das jetzt erfuhr, so gab er vielleicht, trotz alles Flehens seiner Tochter, im ersten Zornesaufwallen und um sich eines unwillkommenen Verwandten, der ihm dann

sicher als ein verdächtiger Aufdringling erscheinen mußte und ihn jedenfalls zu kompromittiren geeignet war, zu entledigen, den armen Flüchtling preis.

Hedwiga war überzeugt, daß die Gendarmen, die auf ihr so unerklärliche Art um den Schlupfwinkel Rudolfs wußten, die Hoffnung hegten, den Grafen Erlau zu fangen, den vermeintlichen preußischen Spion. Und wenn sie nun auch nicht dem Vater so überstürzt Rudolfs Abkunft offenbarte, sondern an der Täuschung vorläufig festhielt, mußte sie da nicht schon durch ihre Seelenangst dem Vater verrathen, daß hier noch etwas Anderes als das Interesse für Thekla und die Furcht, es könnten dadurch, daß sie einem für einen Spion erklärten Manne eine Zufluchtsstätte eingeräumt hätten, für sie Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, dabei im Spiele sei? Sie fühlte, daß sie in ihrer Angst nicht eine Komödie durchführen könne.

Rudolf aber mußte fort, augenblicklich, die Gendarmen durften ihn nicht finden. Stellten diese ihm doch nach, aus einer Ursache, die er ihr nicht näher

erörtert hatte. Sie glaubte nichts Schlimmes von ihm, sie war überzeugt, daß er so schuldlos sei wie der Gatte Thekla's, aber sie war auch überzeugt, daß ihren Geliebten ein schweres Unheil treffe, wenn er nicht Erlowitz schleunig verlasse und über die Grenze zu entfliehen trachte.

„Ich selbst werde ihn von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigen," sagte sie sich, „ich muß ihn ja auch noch einmal sehen, bevor er von hier scheidet! Der Vater soll Alles erfahren, sobald Rudolf fort ist! Und jetzt — jetzt wird mir der ehrliche Novak helfen!"

Hedwiga verließ rasch ihr Zimmer und suchte, den alten Kammerdiener auf, nahm ihn beiseite flüsterte ihm hastig zu, was er vorläufig zu wissen brauchte. Sie ließ ihn bei dem Wahne, daß Rudolf der Graf Erlau sei.

Novak war bestürzt.

„Mein Gott," stammelte er, „da käme mein armer Herr für seine Gutmüthigkeit in eine fatale Lage, wenn — ja, ja, der junge Herr muß sogleich

fort! Dem Himmel sei Dank, daß die Rosinka so umsichtig war! Nun dürfen auch wir nicht den Kopf verlieren" — setzte er entschlossener hinzu — „der Herr Baron befindet sich noch in den Oekonomiegebäuden — verlieren wir keine Zeit, handeln wir ohne den gnädigen Herrn. Haben Sie einen Augenblick Geduld — der junge Herr Graf ist mit nichts ausgerüstet, er hat nicht einmal einen Hut, ich hole daher rasch eine Kappe des Herrn Baron und einen Regenmantel und dann eilen wir zu dem Grafen und drängen ihn zu schleunigster Flucht, lassen ihn durch den Park entwischen."

Novak verließ die Baronesse, diese begab sich zu der Galerie, harrte dort auf den alten Diener. Er kam bald mit den Kleidungsstücken. Und nun verfügten sich Hedwiga und Novak nach dem Verstecke Rudolfs.

Die Baronesse ließ den Diener einige Minuten auf der Thurmtreppe warten; was sie Rudolf zu sagen hatte, durfte nicht viele Zeit in Anspruch nehmen, war nur auf das Nothwendigste beschränkt,

denn die Augenblicke waren kostbar. Es war eigentlich nur ein kurzes, schmerzliches Abschiednehmen der Liebenden.

Unter den glühendsten Betheuerungen ewiger Liebe und Treue schieden sie von einander, auf bessere Zeiten hoffend.

Hedwiga entfernte sich, kehrte mit dem Aufgebote aller ihr möglichen Selbstbeherrschung nach ihren Gemächern zurück, während Novak bei Rudolf blieb, ihm bei der Flucht durch den Park und in den Wald behilflich zu sein.

Nach einer Viertelstunde stand der alte Diener vor seiner jungen, von Angst gefolterten Gebieterin.

„Er ist glücklich fort," meldete Novak, „und — dem Himmel sei Dank — Niemand vom Schloßpersonale sah ihn — die treue Rosinka wird nichts ausschwatzen! Ich habe dem Herrn Grafen die nächsten Waldwege angegeben, in drei Stunden wird er jenseits der Grenze sein!"

„Gott sei Dank!" sagte sich Hedwiga und wagte freier aufzuathmen.

Und drei Stunden verflossen, ohne daß sich die Gendarmen im Schlosse gezeigt hatten.

Die Zeit des Nachtmahles war da, das der Baron und Hedwiga, wenn sie miteinander allein waren, stets früher einnahmen, als an jenen Tagen, da sie Gäste im Schlosse hatten.

Vater und Tochter saßen einander an der kleinen reich besetzten Tafel gegenüber.

Der Baron war heiter, Hedwiga befangen. Sie bedurfte aller ihrer Seelenstärke, um ruhig zu erscheinen.

Sie hatte, nun sie mit ziemlicher Bestimmtheit Rudolf in Sicherheit jenseits der preußischen Landesgrenze wußte, sich vorgenommen, dem Vater ein offenes Bekenntniß abzulegen. Sie gab, als das Nachtmahl zu Ende ging, Novak einen Wink, das Zimmer zu verlassen. Der Alte gehorchte.

Der Baron hatte bisher mit der Tochter von gleichgiltigen Dingen gesprochen, nun sie allein waren, sagte er lächelnd: „Ich bin meinen letzten Gast heute glücklich losgeworden, hoffentlich wird auch jetzt der

Deinige abziehen. Hast Du Dein Versprechen gehalten und dem Grafen Erlau verkündet, daß er hier nicht länger versteckt bleiben kann?"

„Er ist schon fort, Vater," antwortete Hedwiga. „Seit länger als drei Stunden — er befindet sich bereits auf preußischem Gebiete!"

„Nun, das ist vortrefflich! Du bist ein gutes, gehorsames Kind!"

„Vater," nahm Hedwiga, allen ihren Muth zusammennehmend, wieder das Wort, „ich habe Dir eine Eröffnung zu machen!"

„Wie? eine solche, die den Flüchtling betrifft?"

„Ja, Vater — wir gaben uns über ihn einem Irrthum hin — er ist nicht jener Mann, den wir erwarteten —"

„Nicht?" rief der Baron betroffen. — „Aber er ward verfolgt — Hedwiga, welche Unbesonnenheit hätte ich durch Deine Schuld begangen! — Wer — wer ist er denn? Du weißt es?"

„Vater — Du hättest ihn unter allen Umständen schützen müssen, denn er ist — der Sohn

Deiner Schwester, der Sohn meiner verstorbenen Tante Elisabeth, der unter dem Namen Rudolf Bruckner bei Landleuten auferzogen ward."

Baron Peschek starrte seine Tochter verblüfft an; sein Antlitz schien sich verfinstern zu wollen.

„Höre mich ruhig an, Vater —"

Hedwiga konnte den Satz nicht vollenden, denn die Zimmerthür ging auf und Novak trat hastig herein.

„Was gibt's?" fuhr ihn Peschek an.

„Gnädiger Herr, es sind soeben zwei Gendarmen angelangt. Einer derselben hat sich sogleich vor den Eingang zum alten Thurm postirt und der Andere wünscht Sie zu sprechen," antwortete Novak und fügte flüsternd und lächelnd hinzu: „Gott sei Dank, der Flüchtling ist schon über alle Berge!"

Der Baron erhob sich von der Tafel, Hedwiga that dasselbe.

„Wo ist der Gendarm?" fragte er.

„Er steht draußen im Korridor!"

„Laß' ihn eintreten!"

Novak öffnete die Thür, gab dem draußen harrenden Manne einen Wink.

Dieser, der ältere der beiden Gendarmen, die wir bereits kennen, trat in das Gemach, grüßte respektvoll.

„Was wünschen Sie?“ fragte Peschek ruhig und mit Würde.

„Herr Baron,“ entgegnete der Gendarm Huber, „es thut mir leid, aber wir, mein Kamerad und ich, sehen uns genöthigt, das Schloß und besonders den alten Thurm zu durchsuchen — es soll sich in den letzteren ein Flüchtling eingeschlichen haben, dem wir schon seit einigen Tagen nachspüren — der gnädige Herr werden sich erinnern —“

„Ah,“ warf der Baron eisig hin, „glauben Sie, ein Mann wie ich nehme Leute in sein Haus auf, die von den Sicherheitsbehörden verfolgt werden? Durchsuchen Sie Schloß und Thurm so viel Sie wollen! Doch ich werde mich beim Gendarmerie-Oberkommando beschweren —“

„Herr Baron, meine Pflicht —“

„Und wen suchen Sie denn? Ah, ich glaube gehört zu haben, daß ein preußischer Graf Erlau von Starnitz aus flüchtig geworden sei, weil man ihn der Spionage verdächtig fand — suchen Sie den hier?"

„Nein, Herr Baron," versetzte der Gendarm, „ich suche einen Verbrecher, der Rudolf Bruckner heißt und ein ganz gemeiner Raubmörder ist!"

Der Baron wankte, ward bleich, mußte sich auf die Lehne seines Fauteuils stützen.

Hedwiga schrie laut auf und stürzte besinnungslos zu Boden. Der alte Novak sprang entsetzt zu ihrem Beistande herbei.

Der Gendarm zog sich verlegen aus dem Gemache zurück.

Fünftes Kapitel

Das Sonntagskind triumphirt.

Und nun müssen wir einen flüchtigen Blick auf die geschichtlichen Ereignisse werfen, welche für die österreichische Monarchie eine so verhängnißvolle Wendung nehmen sollten.

Am 1. Juni stellte Oesterreich dem deutschen Bunde die Entscheidung in der Frage der Elbherzogthümer anheim und erließ zugleich, um die Stimme des Volkes in dessen eigener Sache zu hören, eine Einberufung der holsteinischen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe.

Gegen diese Berufung legte Preußen am 7. Juni Protest ein, erklärte, sich an den Gasteiner Vertrag, der Oesterreich die Besetzung Holsteins und Preußen diejenige Schleswigs ausschließlich einräumte, nicht

mehr gebunden zu halten. In Folge dessen rückten die Preußen sofort an dem genannten 7. Juni in's Holsteinische ein. Gablenz aber, der österreichische Gouverneur daselbst, sah sich genöthigt, unter Protest mit seiner einzigen Brigade der Uebermacht der Preußen zu weichen, er räumte Rendsburg und Kiel, zog seine Truppen bis nach Altona zurück, verließ mit ihnen diese Stadt aber schon am 11. Juni, und so begaben sich denn die Oesterreicher auf der Eisenbahn durch das Hannöversche nach dem Süden. An demselben Tage forderte Oesterreich den Deutschen Bund auf, gegen die Selbsthülfe Preußens in Holstein einzuschreiten und das ganze Bundesheer mobil zu machen. Am 14. stimmte der Bundestag mit neun gegen sechs Stimmen diesem Antrage bei, die Zustimmenden waren: Oesterreich, Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover, beide Hessen, Nassau und die 16. Curie. Freiherr von Werther, der preußische Gesandte in Wien, erhielt aber bereits am 12. seine Päße, worauf auch dem Grafen Karolyi, österreichischen Gesandten in Berlin, die seinigen übergeben wurden.

Der Krieg mußte also beginnen. Die Preußen ergriffen die Initiative, sie gingen auf's rascheste vor und zwar nicht nur mit ihrer Hauptmacht gegen Oesterreich, sondern auch mit einem weit geringeren Theil ihrer Truppen gegen Hannover und Kurhessen. Sie überschritten am 16. Juni die sächsische Grenze, rückten am 18. in Dresden ohne Schwertstreich ein, da die sächsische Armee sich bereits nach Böhmen zurückgezogen hatte. Die Hauptstadt Hannovers ward von den Preußen unter General Vogel von Falkenstein schon am 17. ohne Kampf besetzt, Kassel einen Tag später, während die hannöversche Armee sich nach Thüringen wandte, um von dort aus zu den Baiern zu stoßen, was aber nicht gelang, da sie sich bereits am 29. bei Langensalza dem ihr nachrückenden Feinde ergeben mußte.

Benedek hatte sein Hauptquartier nach Josefstadt an der oberen Elbe zwischen der Grafschaft Glatz und dem Riesengebirge verlegt. Es fiel ihm nicht ein, Sachsen zu decken und Schlesien frischweg anzugreifen oder auch nur die Gebirgspässe durch

seine Truppen besetzen zu lassen. Alle Welt sprach wohl davon, daß der Feldherr unter Beihülfe seines Kriegsrathes einen großartigen Plan ersonnen habe, und dieser Plan war in ein mysteriöses Dunkel gehüllt und Sachverständige schüttelten bedenklich den Kopf, wenn sie in Betracht zogen, was Angesichts der drohenden Gefahr geschah oder richtiger unterlassen ward. Und so wenig Benedek sich rührte, so wenig rührten sich das 7. und 8. Bundesarmeecorps (Baiern, Württemberger, Badenser, Darmstädter); die Mittelstaaten hatten ihre Truppen zum Theil verzettelt, zum Theil noch nicht mobil gemacht, schienen auf das Vorangehen Oesterreichs zu warten, während Benedek wohl gern die Heere der Mittelstaaten vorangeschickt hätte, seine Kräfte zu sparen.

Während so in unverantwortlicher Weise gezaudert ward, entwickelten die Preußen eine blitzschnelle Rührigkeit. Die Offensiv-Armeen, welche sie auf Oesterreich warfen, wurde in drei Theile geschieden, die sogenannte erste Armee befehligte der Prinz Friedrich Karl, die sog. Elbarmee der General

Herwarth von Bittenfeld, die sog. zweite Armee der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Als Chef des preußischen Generalstabes trat General von Moltke in die Action. Die Preußen kamen durch enge, leicht zu vertheidigende Felsen- und Waldthäler, ohne österreichischen Truppen zu begegnen. Benedek hatte den Grafen Clam Gallas mit einer namhaften Heeresmacht in westlicher Richtung vorgeschickt, um einen Angriff von dort her in guten Stellungen an dem Flusse Iser aufzuhalten, der sich zwischen Prag und Kollin in die Elbe ergießt; das war so ziemlich Alles, was von dem österreichischen Feldherrn geschehen war.

Der Krieg wurde am 23. Juni durch den Prinzen Friedrich Karl und den General Herwarth eröffnet, indem beide die böhmische Grenze überschritten, der erstere über Zittau in der Richtung gegen Reichenberg, der andere auf dem äußersten rechten Flügel über Rumburg. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm aber brach, nachdem er durch Scheinmärsche über seine Absichten den Gegner getäuscht hatte, an der

Westseite der Grafschaft Glatz in der Richtung von Lewin nach Nachod und von Liebau nach Trautenau am 27. in Böhmen ein.

Es kann hier nicht in unserer Absicht liegen, den Krieg von 1866 bis in seine geringfügigsten Details zu verfolgen oder Dinge zu erzählen, die allgemein bekannt sind. Wir beschränken uns daher darauf, nur zu erwähnen, daß es den österreichischen Truppen, ungeachtet ihrer heldenmüthigsten Tapferkeit, nicht gelang, dem intelligenteren, kühneren und vor Allem rascheren Gegner bei Liebenau, Podol, Münchengrätz und Gitschin Stand zu halten, daß es Clam Gallas unmöglich wurde, die Vereinigung der ihm gegenüberstehenden Armee des Prinzen Friedrich Karl mit der des Kronprinzen von Preußen zu verhindern, dessen Heer bei Skalitz und Trautenau siegte und dann, mit Friedrich Karl's Truppen und denjenigen der von Herwarth kommandirten Elbarmee vereint, auf Königgrätz losmaschirte, wo Benedek inzwischen mit dem Gros seiner Kriegsmacht Stellung genommen hatte. Hinzufügen wollen wir nur noch,

daß der greise Heldenkönig von Preußen am 1. Juli in Begleitung Bismarck's und des Kriegsministers von Roon bei seinem Heere in Böhmen anlangte.

Wenden wir uns, nach diesem kurzen Zusammenfassen der großen geschichtlichen Ereignisse, unserer anspruchslosen Erzählung und dem Städtchen Starnitz zu. Dieses sowie dessen nächste Umgebung war glücklich von blutigen Kämpfen verschont geblieben, nur Durchzüge einzelner preußischer Colonnen hatten dort stattgefunden, und da sich die fast durchweg deutschen Einwohner den Truppen freundlich erwiesen, so waren von denselben während ihres ganz kurzen Verweilens auch nicht die geringsten Gewaltakte verübt worden, und hatten sie den Städtchen- und Schloßbewohnern keinerlei Contribution auferlegt.

Am Morgen des 2. Juli langten in Starnitz Leiterwagen an, auf denen sich Preußen befanden, die bei Trautenau verwundet worden waren und dort weder hinreichende Pflege noch Unterkunft hatten finden können. Sie wurden da und dort im Orte

untergebracht, einigen Offizieren ward eine Anweisung auf ein Quartier im Schlosse ertheilt.

Mit diesen Offizieren zugleich, von denen keiner schwer verwundet worden und die vorläufig bei den ansehnlichsten Einkehrhäusern des Städtchens abgestiegen, war ein junger, elegant gekleideter Civilist eingetroffen, der sich sofort von den Herren verabschiedet und nach dem nördlichen Theile des Ortes begeben hatte.

Nach einer Abwesenheit von einer halben Stunde etwa kehrte er mit freudig leuchtendem Antlitze nach dem Gasthofe zurück und betrat daselbst rasch das ebenerdige Restaurationszimmer, wo er von den verwundeten preußischen Offizieren nur noch einen einzigen Herrn fand, einen jungen, stattlichen und bildschönen Hauptmann, der den rechten Arm in einer Schlinge trug.

„Wie," rief der Eintretende erstaunt, „Graf Erlau, Sie sind noch hier? Ich wähnte Sie längst im Schlosse!"

„Nein, lieber Bruckner," entgegnete Richard mit

trauriger Miene, „ich erfuhr vom Wirthe, daß der Fürst und die Fürstin durch das Erkranken ihrer Tochter, die, dem Himmel sei Dank, jetzt fast völlig wieder hergestellt sein soll, an einer Flucht von Starnitz verhindert wurden und sich daher mit meiner Frau noch dort befinden. Sie begreifen, daß ich unter solchen Umständen hier im Gasthofe bleiben muß!"

„Bester Graf," entgegnete Rudolf bewegt, „ich beklage Sie einestheils lebhaft und doch läßt sich auch hoffen —"

„Ihre Züge verrathen mir, daß Sie wohlgethan, nach Ihrer Heimath zurückzukehren!" unterbrach ihn Erlau. „Wie steht Ihre Angelegenheit?"

„Ach, Herr Graf, als es mir gelang, Sie bei Neisse in Schlesien und im Hauptquartiere des Kronprinzen aufzufinden, ich Ihnen die bewußten, Ihrer Frau Gemahlin gehörigen Briefe übergab, ein reumüthiges Bekenntniß meiner unfreiwillig begangenen Sünden ablegte und Ihnen meine Lebensgeschichte, den Grund meiner Flucht von Starnitz, mein so rasch

gediehenes zärtliches Verhältniß zu meiner Cousine, der Baroneſſe Peſchek, kurz — Alles anvertraute, da ahnte ich nicht, daß mein Starnitzer Konflikt hier bereits eine glückliche Löſung gefunden habe. Eine Bewohnerin des Hauſes meiner ſogenannten Tante iſt bereits des an dieſer begangenen Verbrechens überführt worden und ſitzt hinter Schloß und Riegel — ich komme ſoeben von meinem Pſeudo-Bruder, dem ehrlichen Tiſchler, und vom Gerichte — im ganzen Städtchen weiß man, daß ich ſchuldlos bin. Bei Gott, Herr Graf, ich bin Ihnen zu wärmſtem Danke für Ihre Verwendung verpflichtet, auf die hin es mir verſtattet ward, als eine Art Faktotum mich der Ambulanz anſchließen zu dürfen. Jetzt kann ich nach Erlowitz eilen und mich ohne Scheu meinem Oheim vorſtellen, jetzt gelingt es mir und meiner reizenden Couſine vielleicht, ſein Herz zu rühren, jetzt werde ich aber auch wohl endlich erfahren, wer mein hochgeborner Vater iſt!“

„Ich wünſche Ihnen aufrichtig Glück dazu!“ antwortete Richard. „Sie verdienen ein Loos, das

geeignet sein möchte, Ihrer jetzigen peinlichen und zweifelhaften gesellschaftlichen Stellung ein Ende zu machen!"

„Ach, bester Herr Graf, wenn ich doch nur ein Mittel wüßte, auch Ihnen zu Ihrem Rechte, zu Ihrem Glücke zu verhelfen!"

Richard seufzte.

Die beiden jungen Männer schüttelten einander voll Herzlichkeit die Hand.

Sie waren bis jetzt zufällig ganz allein in dem Gastzimmer geblieben, doch nun ward die Thür desselben aufgethan und überschritt die Schwelle Herr Heider, der Kammerdiener des Fürsten Starnitz.

Man hatte im Schlosse durch einen der verwundeten Offiziere erfahren, daß auch der Hauptmann Graf Erlau darauf angewiesen sei, dort Aufnahme zu finden, daher hatte der Fürst in seiner Bestürzung Heider nach dem Gasthofe abgesendet, um den Grafen zu ersuchen, nicht auf seine Unterbringung im Schlosse zu bestehen.

Fürst Lothar beschwor Richard in einem Billet,

Rücksicht auf die kaum genesene Prinzessin und die obwaltenden Verwickelungen zu nehmen, und dieses Billet sollte Heider übergeben.

Doch dieser war kaum über die Schwelle des Gastzimmers getreten, hatte kaum die beiden jungen Leute vertraulich neben einander erblickt, als er sichtlich betroffen zurückfuhr und sich wieder fortschleichen wollte.

Rudolf aber faßte den behäbigen, grauhaarigen Mann scharf in's Auge, stieß einen Schrei der Ueberraschung und Freude hervor, sprang dem Zurückweichenden nach, zog ihn in das Gemach und schloß hastig die Thür hinter ihm.

„Ah," rief er erregt, „da sehen wir uns ja ganz unverhofft wieder! Sie haben nicht nöthig, von hier fortzulaufen, der Herr Hauptmann dort ist in meine geheimsten Angelegenheiten eingeweiht — Sie können ganz offen in seiner Gegenwart mit mir reden — denn dazu sind Sie doch jedenfalls hierhergekommen?!"

„Nein!" stammelte Heider. „Ich bitte um Ent-

schuldigung — ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen — ich —"

„Sie lügen!" fiel ihm Rudolf in's Wort. „Ich merkte mir Ihre Züge, die ich während unserer nächtlichen geheimnißvollen Verhandlung auf der Promenade dieses Städtchens zu erspähen Gelegenheit fand, gut genug, um fest überzeugt sein zu dürfen, daß ich mich nicht in Ihnen irre! Sie wollen mich nicht kennen? Nun wohl, so will ich wissen, wie Sie heißen und wer Sie sind!"

„Ich — ich —!" stotterte Heider bestürzt.

„Zum Teufel, Herr," fuhr ihn Rudolf jetzt gebieterisch an, „werden Sie mir Antwort geben?"

Heider brachte kein Wort über die bebenden Lippen, er stierte den Frager völlig fassungslos an.

Der Graf Erlau aber sagte befremdet: „Was bedeutet denn das? Ich kenne diesen Mann gar wohl — er ist ja der Kammerdiener des Fürsten Lothar Starnitz!"

„Heiliger Gott," schrie Rudolf in einem Gemisch

von Jubel und Staunen auf, „so ist der Fürst mein Vater!“

„Wie?“ rief Erlau in höchster Ueberraschung. „Thekla's Vater — der Fürst Starnitz —?“

„Ja,“ antwortete Rudolf zuversichtlich, „denn dieser Mann hier —“ (und er deutete auf Heider) — „ist Derjenige, welcher mir kurz vor meiner Flucht von Starnitz im Auftrage meines geheimen Beschützers, in dem ich schon damals meinen Vater vermuthete, eine namhafte Summe überbrachte —“

„Sie entschuldigen, das that ich nie,“ betheuerte Heider, sich nun ermannend, „es ist ein Irrthum, eine Verwechselung — ich sah Sie nie zuvor — und Seine Durchlaucht haben mich nur hierher gesendet, dem Herrn Grafen Erlau ein Billet zu übergeben!“

Heider zog bei diesen Worten ein Briefchen hervor und überreichte es dem Grafen; während dieser es öffnete und las, kam dem heftig erregten Rudolf ein glücklicher Einfall. Er langte eilig nach seiner Brieftasche, entnahm dieser ein ziemlich ver-

gilbtes Papier und sagte dann, nachdem Richard von dem Inhalte des erhaltenen Schreibens Kenntniß genommen hatte, sich an den Grafen wendend: „Gestatten Sie mir, einen Blick auf die Handschrift des Fürsten zu werfen?“

Erlau reichte ihm das Billet, Rudolf verglich nun die verblaßten Schriftzüge, welche das vergilbte Papier bedeckten, mit denjenigen des Briefchens, das der Kammerdiener gebracht hatte, und rief sodann triumphirend: „Es ist dieselbe Handschrift — die Jahre, welche zwischen der Abfassung dieses und jenes Schreibens liegen, haben den Charakter der Schriftzüge so gut wie gar nicht verändert — blicken Sie auf dieses Papier, Herr Graf, ich entnahm es dem Nachlasse meiner Mutter, es ist einer von meines Vaters Briefen und er trägt die Unterschrift L. — also Lothar —! Und nun vergleichen Sie!“

„Es ist wahr,“ entgegnete Erlau bestimmt, „hier kann keine Täuschung obwalten, und wenn jenes ältere Schreiben von Ihrem Vater herrührt, so sind Sie der natürliche Sohn des Fürsten Starnitz!“

„Victoria! frohlockte Rudolf. „Der Beweis ist hergestellt, ist unumstößlich, ich trage alle mich, meine Abkunft betreffenden Papiere bei mir, und nun — bei Gott, — nun wird sich Alles ändern, jetzt habe ich das Mittel in Händen, mir die Erfüllung meiner Wünsche und Hoffnungen zu sichern, Ihnen, liebster Graf, Ihre Frau zu erobern! Nun wohlan, auf's Schloß! Sie, Graf, ziehen dort sofort mit mir ein, ohne Zögern — man wird es nicht wagen, uns abzuweisen, ich bin der Mann, uns unser Recht zu verschaffen!"

Heider hatte bestürzt bald auf Rudolf, bald auf den Grafen und die Papiere geblickt, jetzt suchte er sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Rudolf, der die Absicht des Kammerdieners bemerkte, verhinderte sie.

„Halt! Wohin?" fragte er gebieterisch. „Ah, Sie möchten den Fürsten von dem benachrichtigen, was ihn erwartet? Nichts da, Sie entkommen uns nicht, Sie müssen uns folgen, ich befehle es Ihnen,

ich! Wenn Sie nicht die Verantwortung für einen Skandal tragen wollen, so folgen Sie!"

„Ach du lieber Himmel," stammelte Heider demüthig, „was wollen Sie beginnen, mein gnädigster junger Herr —?"

„In der That, liebster Freund —!" hub Erlau verlegen an.

„Besorgen Sie nicht, Graf," fiel ihm Rudolf lächelnd ins Wort, „daß ich takt- und rücksichtslos zu Werke gehen werde! Ich vergesse nicht, daß mein Vater mir Wohlthaten erwiesen hat, aber ich darf wohl etwas von ihm verlangen, was mir höher steht, als Geld und Gut. Ich will sein Familienglück nicht zerstören, doch auch mir meine Zukunft nicht verscherzen. Und Sie, Graf, Sie und Thekla — die ich, mag man sagen was man wolle, nun als meine Schwester betrachten darf — müssen aus diesem unseligen Provisorium heraus! Es wird geschehen, lassen Sie mich nur dafür sorgen! Also — auf's Schloß!"

Die beiden jungen Leute verließen den Gasthof.

Arm in Arm schritten sie durch die Stadt nach dem Schloßberge. Heider trippelte ängstlich hinter den Herren drein, ihm blieb keine Wahl. Sie mußten langsam gehen, da Rudolf auf den Verwundeten, der sich indessen kaum ein wenig entkräftet zeigte, Rücksicht zu nehmen hatte.

Eine Viertelstunde später betraten sie das Vestibul des Schlosses. Fürst Lothar befand sich in seiner Wohnung des Erdgeschosses. Er war allein, weder er noch die Fürstin und Thekla, die so weit genesen war, daß sie im Sonnenschein kleine Spaziergänge durch den Park unternehmen konnte, sahen die Herren kommen. Diese betraten ohne Weiteres den Vorsalon der fürstlichen Gemächer. Und jetzt erst sandte Rudolf den sehr kläglich ausschauenden Heider an den Fürsten ab.

„Sagen Sie Ihrem Gebieter was Sie wollen," bemerkte Rudolf gelassen, „denn jetzt liegt nichts mehr daran, beeilen Sie sich — ich warte nicht lange. Und vergessen Sie nicht, Ihrem Gebieter zu melden, daß ich, falls er sich weigern sollte, mich zu

empfangen, mich direkt von hier zu der Frau Fürstin begeben werde!"

Der Kammerdiener schnitt eine bestürzte Grimasse und entfernte sich eilig. Rudolf war ganz Zuversicht und Seelenruhe. Er hatte begreiflicherweise keine sentimentalen Anwandlungen, er war sich bewußt, daß zwischen seinem Vater und ihm kein rührender Auftritt stattfinden könne, er sah in dem Fürsten nur einen Mann, der sich einst aus Leichtsinn schwer vergangen hatte und der kein Recht habe, sich zu beklagen, wenn man ihn für die Folgen seiner Schuld zur Verantwortung ziehe. Daß Rudolf fest entschlossen war, von seinem Uebergewichte keinen seiner unwürdigen Gebrauch zu machen, das verbürgte wohl seine echt edelmännische Denkungsart. Und so erwartete er denn in stolzer, freimüthiger Haltung die Dinge, die da kommen sollten. Erlau dagegen zeigte sich unruhig und befangen, nun er sich seiner geliebten Gattin und einer endgültigen Entscheidung ihres und seines Schicksales so nahe wußte.

„Sie lassen mir den Vortritt, Graf," beruhigte

ihn Rudolf lächelnd, „und ich garantire Ihnen den Erfolg!“

Der Kammerdiener Heider kehrte nach kaum fünf Minuten zurück. Er meldete, daß Seine Durchlaucht bereit seien, jeden der Herren zu empfangen. Rudolf flüsterte Erlau einige Worte zu und folgte dann dem Diener, während Graf Richard in eine Fensternische trat und nachdenklich auf den blumengeschmückten Vorgarten blickte.

Heider geleitete mit besorgter Miene den jungen Bruckner nach dem Empfangssalon des Fürsten und zog sich dann zurück.

Und nun sahen sich Vater und Sohn einander gegenüber.

Fürst Lothar stand inmitten des Gemaches. Er hatte sich augenscheinlich soeben erst von heftiger Bestürzung erholt, er sah blaß aus; obwohl er eine eisige Ruhe erkünstelte, verrieth doch der Blick, mit welchem er den Eintretenden musterte, daß er sich in einer peinlichen und ihn äußerst bedrückenden Gemüthsverfassung befinde.

Rudolf hatte die Papiere, deren er bei der bevorstehenden Unterredung zu benöthigen glaubte, schon im Vorzimmer in die Hand genommen. Er grüßte jetzt mit edlem Anstande und wartete dann die Anrede des Fürsten ab.

Dieser begann: „Sie sind Rudolf Bruckner?"

„Ja, Durchlaucht," antwortete Rudolf höflich und zugleich mit Festigkeit, „wenigstens hat man mich bisher so genannt und ich bin so auch getauft worden, obgleich ich eigentlich Rudolf von Peschek heißen sollte!"

Fürst Lothar zuckte unwillkürlich kaum merklich zusammen. Er brachte nur mühsam hervor: „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es aus den Papieren, Durchlaucht, die meine Mutter — Elisabeth von Peschek — hinterlassen hat, aus ihrem Nachlaß, in dessen Besitz mich eine gütige Vorsehung setzte, nachdem ich wegen eines grundlosen Verdachtes —"

„Ich weiß es —"

„Von Starnitz entflohen war und in Erlowitz eine Zufluchtsstätte gefunden hatte."

Die Züge des Fürsten verfinsterten sich.

„Ah," sagte er gereizt, „der Baron Peschek offenbarte Ihnen Alles, er schickte Sie mir über den Hals! Und Sie waren undankbar genug, zu vergessen, daß ich Sie niemals aus den Augen verloren, daß ich für Sie gethan, was ein Mann in meiner precären Lage nur thun konnte! Und wie ich von meinem Kammerdiener zu meinem Erstaunen vernommen, haben Sie mit dem Grafen Erlau, der sich an meine Tochter zu drängen sucht, gemeinschaftliche Sache gemacht! Ich hätte den Grafen nicht für fähig gehalten, zu einem solchen Hülfsmittel zu greifen! Und was wollen nun Sie und er? Glauben Sie mich einschüchtern zu können? Reizen Sie mich nicht auf's Höchste, sonst gehe ich zu der Fürstin, bekenne ihr meinen jugendlichen Fehltritt und ziehe meine Hand für immer von Ihnen ab!"

„Zu der Fürstin?" entgegnete Rudolf trocken. „Das werden Sie nicht thun, Durchlaucht, denn Sie waren bereits verheirathet, als Sie meine arme

Mutter bethörten, die Freundin Ihrer Frau. Die Fürstin würde Ihnen ein solches Bekenntniß niemals vergeben!"

Der Fürst schwieg betreten.

„Beruhigen Sie sich, Durchlaucht," fuhr Rudolf mit edler Würde fort, „Sie sind in Irrthum über mich befangen, der Sohn Elisabeths Peschek erkennt dankbar an, was Sie für ihn seither gethan, er ist weit davon entfernt, Sie um niedriger Motive willen ausbeuten oder Ihr häusliches Glück vernichten zu wollen, auch hat ihn sein Oheim nicht aus schnöder Rachsucht hierher gesendet — der Baron Peschek weiß nicht, daß ich hier bin. Und was mir über eine unselige Vergangenheit und meine Abkunft bekannt ist, das habe ich aus diesen Papieren erfahren, aus den Aufzeichnungen meiner Mutter, aus den Briefen, die mein Vater an sie schrieb. Hier sind sie!" —

Der Fürst machte eine abwehrende Handbewegung und stammelte: „Schon gut! Doch sage, Mensch, was — was willst Du denn eigentlich von mir? Du

wirst doch begreifen, daß ich Dich, wie die Dinge stehen, nicht anerkennen kann!"

„Ich begehre das auch nicht, Durchlaucht! Für mich verlange ich nur, daß Sie Ihren ganzen Einfluß aufbieten, meine Stellung in der Gesellschaft insoweit zu regeln, als es mir für eine Bewerbung um die Hand meiner Cousine Hedwiga von Peschek, die mich liebt, erforderlich erscheint —"

„Wie?"

„Und für meinen Freund, den Grafen Richard Erlau, verlange ich, daß Sie seine Wünsche erfüllen und auch die Frau Fürstin bestimmen, dies zu thun, daß Sie seine Ehe sanktioniren, denn — erfahren Sie es hiermit — der Graf ist längst nicht mehr der Geliebte Ihrer Tochter, sondern ihr Gatte!"

Fürst Lothar wich betroffen einen Schritt zurück.

„Hören Sie mich ruhig an, Durchlaucht," fuhr Rudolf fort, „und dann erwägen Sie, daß von Ihrem Entschlusse Ihr eigenes Glück und dasjenige so mancher

Personen abhängt, die Ihnen mehr oder weniger nahe stehen!"

Fürst Lothar faßte sich und Rudolf berichtete nun getreulich, was er seit jener unseligen Nacht, in der er von Starnitz entfliehen mußte, erlebt und erfahren hatte und wie sein Schicksal in dasjenige Thekla's und Richard Erlau's verwebt worden war.

Als er endlich damit zu Ende gekommen, da murmelte der Fürst sichtlich tief ergriffen: „Die Wege der Vorsehung!"

„Und Sie wollen in ihrem Sinne handeln, Durchlaucht?" fragte Rudolf hastig.

„Ich will es!" antwortete der Fürst, indem er sich aufrichtete.

„O mein Vater!" rief Rudolf bewegt und zog die Hand des Fürsten an seine Lippen.

Fürst Lothar war einen Moment gerührt, erschüttert. Er drückte den Sohn Elisabeths an seine Brust. Dann schob er ihn sanft von sich, trat zum nächsten Tisch und ließ eine Schelle ertönen.

Heider erschien.

„Wo ist meine Tochter?"

„Die Prinzessin hat sich nach dem Parke begeben, macht dort ihren gewöhnlichen Morgenspaziergang."

„Und die Fürstin?"

„Ihre Durchlaucht befinden sich in ihrem Boudoir und leiden ein wenig an Migraine."

„Sage dem Grafen Erlau, daß ich ihn ersuchen lasse, hier einzutreten!"

Heider verschwand und gleich darauf schritt Graf Richard über die Schwelle des Gemaches.

Fürst Lothar kam ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ich weiß Alles, Herr Graf!" sagte er. „Sie und Thekla haben mich in eine Zwangslage versetzt, der ich mich nicht anders entziehen kann, als indem ich anerkenne, was sich nicht mehr ändern läßt. Ich gestehe offen, daß ich vollen Grund hätte, mit meiner unbesonnenen Tochter und Ihnen zu grollen, ich würde es thun, wenn dadurch irgend etwas besser zu machen wäre. Doch so möge das Geschehene

vergessen sein. Die Krankheit Thekla's hat mich belehrt, daß ihre glühende Neigung für Sie durch keine Gewaltmaßregel unterdrückt zu werden vermag, — ich aber will mein Kind nicht opfern. Ich habe Sie stets sehr hoch geschätzt, selbst dann, als die Fürstin mich bestimmte, Ihren Wünschen entgegenzutreten — ich werde mich jetzt zu ihr verfügen und meinen Willen bei ihr durchzusetzen wissen, verlassen Sie sich darauf. Doch ich knüpfe eine Bedingung an meine Zusage, Graf — in Berücksichtigung aller obwaltenden Verhältnisse, die ich Ihnen wohl nicht näher anzudeuten brauche, muß ich darauf bestehen, daß Sie sobald wie möglich gleich hier in unserem Städtchen Ihrer Ehe die kirchliche Weihe geben lassen und dann mit Ihrer Frau — als Verwundeter steht Ihnen ja das Recht der Heimkehr nach Ihrem Vaterlande zu — auf so lange die österreichischen Staaten meiden, bis der Krieg vorüber, die Feindseligkeit zwischen Preußen und Oesterreich, die hoffentlich nicht ewig dauert, erloschen ist. Im Uebrigen — was eine gewisse Angelegenheit betrifft, die Herr

Rudolf Bruckner sich genöthigt sah, Ihnen anzuvertrauen — baue ich auf Ihre Ehrenhaftigkeit und Diskretion. Sind Sie mit Allem einverstanden, nun — dann begeben Sie sich nach dem Park, Sie werden dort meine Tochter finden — verkünden Sie selbst Thekla ihr Glück!"

Freudestrahlend umarmte Richard den Fürst und verließ eilig das Gemach.

„Und mir gestatten Sie, Durchlaucht," nahm Rudolf bewegt und bescheiden das Wort, „daß ich mich zurückziehe und heute noch das Städtchen verlasse; mein Herz zieht mich nach Erlowitz!"

„Halt, mein Sohn," entgegnete Fürst Lothar gütig, „Du wirst erst morgen dorthin abreisen, dann aber einen Brief von mir an den Baron Peschek mitnehmen. Ich denke, dies Schreiben wird Dir nützlich sein," fügte er lächelnd hinzu, „Dir Deine Wege ebnen! Heider, mein treuer Kammerdiener, soll es Dir noch heute nach Deinem Gasthofe bringen. Und noch Eins — ich hatte vor wenigen Mo-

naten die Absicht, das schöne Schloß Melnik sammt den dazu gehörigen stattlichen Ländereien anzukaufen, es wird geschehen, sobald die unseligen Kriegswirren vorüber sind, und dann — gehört das Rittergut Dir. Ich denke, so wird Deine Stellung vorläufig geregelt und was ich dann noch für Dich thun kann, das wird geschehen. Und nun — leb' wohl!"

Rudolf neigte sich freudig und tief ergriffen zu der Hand des Fürsten nieder und küßte sie voll Innigkeit.

So schieden Vater und Sohn.

Und somit können auch wir von unseren Lesern scheiden, denn uns bleibt nur noch wenig zu sagen übrig.

Den Ausgang des unseligen Krieges kennt Jeder, er ist in den Annalen der Geschichte verzeichnet, aber

auch die ehrliche Versöhnung zweier edler Völker fand darin ihren Platz.

In den Tagen der Wiener Weltausstellung ward die aufrichtige Freundschaft Oesterreichs und Preußens endgültig besiegelt.

Ueber die Hauptpersonen unserer Erzählung haben wir nur Folgendes zu berichten: Der Fürst blieb seinem Entschlusse getreu, die Fürstin mußte sich seinem Willen fügen. Die Mutterliebe besiegte später ihren Groll. Thekla und Richard wurden vom katholischen Pfarrer getraut und begaben sich nach einem der Güter Erlau's.

Nach Jahr und Tag fand die gänzliche Aussöhnung der Fürstin Starnitz mit ihrem Schwiegersohne statt.

Als Rudolf nach Erlowitz kam, da war die Kunde von seiner Schuldlosigkeit schon bis dorthin gedrungen, Oheim Peschek auch bereits von seiner reizenden Tochter völlig zu Gunsten des Sohnes Elisabeths bearbeitet worden. Der Brief des Fürsten that obendrein seine Schuldigkeit. Und so wurden

denn auch einige Monate nach Beendigung des Krieges Hedwiga und Rudolf miteinander vermählt und bezogen in Glanz und Freude das prächtige Herrenhaus des neuen Rittergutsbesitzers, der jetzt seinen Künstlerberuf nur dann und wann noch zum Zeitvertreib ausübt. Aus Laura und Gottfried Bruckner ward ebenfalls ein Paar, die ehemalige Zofe Thekla's wurde von dieser reich beschenkt und Erlau half dem treuen Reinhard so kräftig aus, daß dieser sich jetzt zu den bestrangirten Landleuten seines Kreises zählen darf. Nina Krötig ward zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Kerkerhaft begnadigt. Sie gehört zu den frommsten Augenverdreherinnen des Zuchthauses. Der Sekretär Ruhland erhielt an demselben Tage seine Entlassung, an welchem die Prinzessin und Erlau wieder vereinigt wurden. Die Fürstin Starnitz weiß bis zur heutigen Stunde noch nichts von dem Fehltritte ihres Gatten und wird wohl niemals etwas davon erfahren. Prinz Ferdinand, der sich im Feldzuge sehr auszeichnete, steht auf vertraulichstem Fuße mit seinem Schwager Richard.

Wer im August des Jahres 1873 die Wiener Weltausstellungsräume besuchte, der konnte dort häufig zwei schöne Paare lustwandeln sehen — das „Sonntagskind" mit der anmuthigen Hedwiga und den Grafen Richard mit der schlanken, ätherischen und lieblich jugendfrisch blühenden ehemaligen „Rosen-Prinzessin".

Druck von Beuckert & Radetzki, Berlin, Alte Jakobstr. 20.

107050